



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>





FROM THE LIBRARY OF  
**Professor Karl Heinrich Rau**  
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG

PRESENTED TO THE  
UNIVERSITY OF MICHIGAN

BY  
**Mr. Philo Parsons**

OF DETROIT

1871

*Handwritten:* 7.11.6  
5.11 15.6

JF  
1571  
PT  
J28





10054

Grundsätze  
der



# Policeygesetzgebung und der Policeyanstalten

von  
Ludwig Heinrich Jakob.

*Erster Band.*

---

Charcow,  
beym Verfasser  
und  
Halle und Leipzig,  
in der Ruffschen Verlags-handlung.  
1809.

**C. H. Rau.**

## V o r r e d e.



*N*icht bloß der Entwurf zu diesem Werke, welches ich hier dem Publico übergebe, sondern auch die Ausführung aller einzelnen Materien war schon in Halle längst vor dem Ausbruche des unglücklichen Krieges fertig geworden. Die Schreckensscenen, welche ich dort erleben mußte, und die nachher erfolgte Veränderung meines Wohnortes hatten mich verhindert, die letzte Hand ans Werk zu legen. Vielleicht hätte ich lange noch nicht daran gedacht, meine Arbeit wieder vorzunehmen, wenn nicht die Nachricht, daß meine National - Oekonomie vergrif-

*fen sey, und einer neuen Auflage bedürfe, mir bald aus Deutschland gefolgt wäre und mir einen angenehmen Beweis gegeben hätte, daß das Publicum meine Schriften gern lieset. Hierdurch aufgemuntert, ging ich wieder an mein verlassenes Werk, und die vollständige Ausarbeitung desselben ist die erste Frucht meiner Musse in Charcow.*

*Was ich darin habe leisten wollen, wird der Leser aus der Einleitung hinlänglich ersehen. Die Bestimmung der Grenzen der Policey, und ein leichtes deutliches Princip für alle einzelne Policeymaßregeln war mein Hauptzweck. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn es mir gelungen ist, dieses Ziel erreicht, oder wenigstens die Wissenschaft ihrer Vollkommenheit einige Linien näher gebracht zu haben. Wer mit der Litteratur der Staatswissenschaften bekannt ist, weiß, daß es an Versuchen gleicher Art nicht fehlt, aber er wird auch wissen, daß noch kein Versuch zur vollkommenen Befriedigung ausgefallen ist. Dankbar erkenne ich die Verdienste*

*meiner Vorgänger an, und wenn es mir gelungen ist, der Wissenschaft zu nützen; so bin ich es ihren Vorarbeiten hauptsächlich schuldig. Hrn. Graf. Sodens, Hrn. Prof. Becks und Hrn. Lotz's Schriften konnte ich schon bey der letzten Ausarbeitung meines Buchs benutzen; Hrn. Hufelands Werk habe ich bey den Schwierigkeiten des litterarischen Briefwechsels, die hier Statt finden, noch nicht erhalten können.*

*Um die Anwendbarkeit, Vollständigkeit und Fruchtbarkeit des von mir aufgestellten Principis deutlich zu zeigen, mußte ich das System der Policywissenschaft ganz durchführen. Dabey habe ich jedoch solche Materien nur kurz beührt, die schon hinlänglich aufgeklärt sind, und in Ansehung deren fast alle Grundsätze der Policy gleiche Resultate liefern, wie alles, was die öffentliche Sicherheit betrifft; ich mußte ihrer bloß um der Vollständigkeit willen gedenken. Wo aber die Anwendung des Principis Schwierigkeiten finden konnte, wo man bisher*



*die Grenzen der Policey überschritt, oder sie zu sehr einschränkte, wo practische Vorurtheile mir zu herrschen schienen, da bin ich ausführlicher gewesen. Geschrieben Charcow den 18<sup>ten</sup> December 1808.*

L. H. Jakob.

---

**Grundsätze**  
der  
**Policeygesetzgebung**  
und der  
**Policeyanstalten.**

~~~~~  
*Erster Theil.*



---

## Inhalt des ersten Bandes.

---

Einleitung. Ueber den Begriff, die Grenzen und den  
Umfang der Policey Seite 1

**Erster Abchn. Von dem Staatszwecke.**

I. Von der Art und Weise, den Staatszweck richtig  
zu bestimmen S. 3

II. Formale Bestimmung des Staatszweckes S. 6

III. Materiale Bestimmung des Staatszweckes S. 11

IV. Politische Teleologie S. 16

**Zweyter Abchn. Von den Mitteln, wodurch der  
Staat seine Zwecke erreicht oder den verschiedenen  
Staatsgewalten überhaupt** S. 20

**Dritter Abchn. Von der Policey insbesonde-  
re** S. 23

**Vierter Abchn. Allgemeine einschränkende Prin-  
cipien für die Policey** S. 28

|                                                   |       |
|---------------------------------------------------|-------|
| Fünfter Abschn. Allgemeine Litteratur der Policey | S. 30 |
|---------------------------------------------------|-------|

### *Erste Abtheilung.*

#### **Von Beförderung der Zwecke der Regierung durch die Policeygewalt.**

|                                                                                                  |       |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Erster Abschn. Kenntniß des Volks und des Zustandes des Reichs                                   | S. 32 |
| Zweyter Abschn. Von der Erhaltung des Ansehens und ihrer Gesetze                                 | S. 47 |
| Dritter Abschn. Von der Vermehrung der Kräfte der Regierung durch gute Finanzen und Militärwesen | S. 57 |
| Vierter Abschn. Von der Vermehrung der Kräfte des Staats durch Bevölkerung                       | S. 61 |

### *Zweyte Abtheilung.*

#### **Von der Beförderung der Zwecke des Volks durch die Policeygewalt.**

|            |        |
|------------|--------|
| Einleitung | S. 125 |
|------------|--------|

#### *Erster Theil.*

##### **Von den persönlichen Zwecken des Volks.**

|                                                                                    |        |
|------------------------------------------------------------------------------------|--------|
| Erster Abschn. Von der öffentlichen Sorge für Leben und Gesundheit                 | S. 127 |
| Zweyter Abschn. Von der öffentlichen Sorge für die Freyheit der Glieder des Staats | S. 167 |
| Dritter Abschn. Von dem öffentlichen Schutz der Ehre                               | S. 192 |

---

|                                                                                                                    |               |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------|
| <b>Vierter Abschn.</b> Von der öffentlichen Vorforge für Sitten und Religion                                       | <b>S. 209</b> |
| <b>Fünfter Abschn.</b> Von der innern Vervollkommenung und Ausbildung des Volks                                    | <b>S. 265</b> |
| <b>Sechster Abschn.</b> Von der Vorforge für die öffentliche Bequemlichkeit und Vergnügungen                       | <b>S. 324</b> |
| <b>Siebenter Abschn.</b> Von der Vorforge für die Erhaltung der guten gesellschaftlichen Ordnung durch die Policey | <b>S. 331</b> |

---

## **Inhalt des zweyten Bandes.**

---

### *Zweyter Theil.*

**Von der Erhaltung, Vermehrung und Vervollkommenung der unsern Güter des Volks,  
oder,  
Von den sächlichen Zwecken des Volks.**

|                                                                                                                                |               |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------|
| <b>Einleitung.</b> Plan der Abhandlung                                                                                         | <b>S. 367</b> |
| <b>Erster Abschn.</b> Von den Grundsätzen, welche den Gebrauch des öffentlichen Eigenthums betreffen                           | <b>S. 374</b> |
| <b>Zweyter Abschn.</b> Von den nothwendigen gesetzlichen Schranken in Ansehung des Privateigenthums                            | <b>S. 378</b> |
| <b>Dritter Abschn.</b> Von der Vorforge des Staats für die Sicherheit und Erhaltung des Eigenthums                             | <b>S. 386</b> |
| <b>Vierter Abschn.</b> Von der öffentlichen Vorsicht für die Gerwerbe überhaupt                                                | <b>S. 405</b> |
| <b>Fünfter Abschn.</b> Von der öffentlichen Vorforge für die Gewerbe insbesondere, wodurch die rohen Producte gefördert werden | <b>S. 446</b> |



Sechster Abschn. Von der öffentlichen Vorforge für  
die Gewerbe, wodurch die rohen Producte für die mensch-  
lichen Bedürfnisse in allerley Gestalten verwandelt wer-  
den S. 494

Siebenter Abschn. Von der öffentlichen Vorforge für  
den Umsatz der Waaren und den Handel S. 526

Achter Abschn. Von der öffentlichen Vorforge für die  
Armen S. 652

---

---

## Einleitung.

### *Ueber den Begriff, die Grenzen und den Umfang der Policey.*

*Zur Bestimmung des Inhalts dieses Werks.*

---

#### §. 1.

**A**lle Schriftsteller, welche bisher über die Policey geschrieben haben, fangen mit Klagen über das Unbestimmte und das Schwankende des Begriffes der Policey an; alle sind mit den Erklärungen und den Grenzbestimmungen ihrer Vorgänger unzufrieden; fast alle haben neue Bestimmungen der Grenzen und des Umfanges dieser Wissenschaft und dieses Regierungszweiges versucht \*), ohne dafs es bis jetzt einem gelungen wäre, die Denker über diesen Punkt zu befriedigen. In solchen Fällen mufs jeder neue Versuch, den schwankenden Begriffen Festigkeit zu geben, willkommen seyn, und er

---

\*) Man sehe nur hierüber: *v. Berge* Handbuch des deutschen Policeyrechts, 2te Ausg. 1802. I. B. 1. Abthn., und Bd. IV. *Webers* system. Handbuch der Staatswirthschaft, I. B. 1. Abth. p. 64 u. f. w.; und das allerneueste Werk von *J. Fr. E. Lotz*, Ueber den Begriff der Policey.

verdient schon, nicht verachtet zu werden, wenn er auch die Untersuchung nicht vollendet, aber sie doch der Vollendung näher bringt und den nachfolgenden Forschern das Finden der Wahrheit erleichtert. Ich liefere hier einen solchen Versuch, zufrieden, wenn man ihm das letztere Verdienst einräumt.

Die Sache ist nicht bloß in wissenschaftlicher Hinsicht, sondern auch für die Ausübung, von der größten Wichtigkeit. Denn ob man gleich voraussetzen kann, daß der gute moralische Sinn nachdenkende Regenten und Staatsbeamte meistens in den Schranken der Gerechtigkeit und Billigkeit erhalten werde, selbst wenn die Wissenschaft dieselben noch nicht deutlich entdeckt, oder gar falsch bestimmt hat; so finden doch der Eigennutz und andere Leidenschaften, durch welche sich der böse Wille offenbaret, in jener Dunkelheit der Begriffe eine Menge Vorwände, ihren verderblichen oder tyrannischen Mafsregeln einen Schein der Rechtmäßigkeit zu geben; und selbst der wohlmeinende Staatsmann wird leicht, durch die scheinbare Güte seiner Absichten, verleitet, zweckwidrige, ja selbst ungerechte Pläne auszuführen, wenn er keine deutlichen und bestimmten Begriffe von den wahren Schranken und dem richtigen Umfange seines Wirkungskreises besitzt.

§. 2.

Die Begriffe der Staatsgewalten können bloß aus dem Begriffe des Staatsvereins richtig entwickelt werden. In dieser letzten Idee muß der Begriff des Staatszweckes enthalten seyn, und, vermittelt desselben, müssen sich auch die Principien für die Mittel finden lassen, durch welche dieser Zweck realisiert werden soll. Hierin muß auch der Grund der Unterscheidung dieser Mittel, worunter die Policey mit begriffen ist, gefunden werden. Folglich wird unsere Untersuchung mit der Entwicklung des Begriffes vom Staatszwecke anfangen, sodann zu der Lehre von den verschiedenen Mitteln, wodurch der Staatszweck von der höchsten Gewalt realisiert und befördert werden kann, fortchreiten, und hieraus endlich den Begriff, die Grenzen und den Umfang der Policey näher zu bestimmen suchen.

Erster Abschnitt.

*Von dem Staatszwecke.*

I.

*Von der Art und Weise, den Staatszweck richtig zu bestimmen.*

§. 3.

Es gibt gewisse Zwecke, welche der Mensch, isolirt, entweder gar nicht oder doch

nicht leicht erreichen kann. Diese sind die Gründe, weshalb sich Menschen entschließen, mit einander in Gesellschaften zu treten, die so verschieden seyn können, als die Zwecke, wozu sie sich vereinigen. Es gibt gewisse gemeinsame Zwecke, die alle Menschen, vermöge ihrer moralisch-physischen Natur haben sollen oder müssen, und die sie, ohne ihre Kräfte zu einem größern oder kleinern Ganzen zu vereinigen, entweder gar nicht oder doch höchst unvollkommen erreichen können. Diese sind der Grund der Nothwendigkeit, Staaten zu stiften. Es gibt Wünsche, die jeder hat, und die nur durch den Staat befriedigt werden können. Diese machen daher den Staat für jedermann zugleich wünschenswerth.

Dieser Zwecke aber gibt es so viele und so mannichfaltige, und alle gehören doch nur unter so mancherlei Einschränkungen dem Staate an, daß man jederzeit in Gefahr kommen muß, große Fehler zu begehen, wenn man nur einen oder einige dieser Zwecke ausschließlich und uneingeschränkt zum Staatszwecke erheben will. Wenn ich nicht irre, so hat man den Begriff des Staats, so wie die ganze Staatswissenschaft, hauptsächlich dadurch verdorben, daß man den Staatszweck, seiner Materie nach,

gleich in der Definition des Staats zu bestimmen unternahm, indem man, bald die allgemeine Glückseligkeit, bald die Vervollkommenung, bald die Moralisierung des Volks, bald den bloßen Schutz der Rechte, bald die Erhaltung des rechtlichen Zustandes, für den ausschließlichen und einzigen Staatszweck ausgab, und jeder sein Merkmal als eine, den Begriff des Staats erschöpfende Definition aufstellte. Da nun vor andern leicht bemerkt wurde, daß sich auch noch manche andere Zwecke, als Staatszwecke, denken ließen, ingleichen, daß viele dieser Zwecke in ihrem ganzen Umfange gar nicht vom Staate realisirt werden können oder dürfen; so war es sehr natürlich, daß die aufgestellten staatswissenschaftlichen Systeme allerlei Tadel erfahren mußten und keinen allgemeinen Beifall erhalten konnten.

§. 5.

Man wird aber weit sicherer zu einem bestimmten Begriffe des Staatszweckes gelangen, wenn man, bey der allgemeinen Bestimmung desselben, von der Materie oder dem Inhalte dieses Zweckes gänzlich abstrahirt, und nur die Form desselben genau anzugeben sucht, d. h. die Art und Weise, wie ein Object, das zum Staatszwecke erhoben werden soll, nothwendiger Weise muß gedacht werden können. Welche Gegenstände unter jene Form passen, und



## Einleitung.

unter welchen Einschränkungen sie darunter passen, wird später untersucht werden können. Es wird sich vielleicht entdecken, daß alle oben genannte Gegenstände, die man für ausschließliche Staatszwecke ausgegeben hat, in der That Zwecke des Staats sind, jedoch weder ausschließlich, noch absolut, sondern nur; in wie weit sie unter jene Form passen, und so wird erhellen, daß in allen Staatswissenschaftlichen Systemen viel Wahres enthalten ist, und daß ihre Fehler nur in der zu großen Ausdehnung ihrer Grundsätze liegen.

### II.

#### *Formale Bestimmung des Staatszweckes.*

#### §. 6.

Es kann kein anderer vernünftiger Grund die Menschen bestimmen, sich mit andern in eine gesellschaftliche Verbindung einzulassen, als ein gemeinschaftlicher Zweck, welcher sich durch eine solche Verbindung besser realisiren läßt, als wenn jeder isolirt bliebe, oder daß sich die Verbundenen gegenseitig gewisse Dienste leisten, welche sie, ohne dieselbe, gar nicht, oder doch nicht in so vollkommenem Grade, erhalten könnten. Auch der Staat, als die ausgedehnteste gefellige Verbindung, kann daher keinen andern Zweck haben, als die Rea-

lirung gewisser gemeinschaftlicher Zwecke der Glieder des Staats, welche ohne den Staat, entweder gar nicht oder doch nicht so vollkommen, erreicht werden könnten.

§. 7.

Wenn es gewisse Zwecke gibt, die zur Erhaltung, zur Fortdauer, zur Vervollkommenung, und überhaupt zur Bestimmung des menschlichen Geschlechts nothwendig sind, die ohne einen Staat entweder gar nicht oder doch nicht so vollkommen erreicht werden können; so wird es eine allgemeine Pflicht seyn, in eine Staatsverbindung zu treten, und wenn der eine dadurch, daß er sich von der Staatsverbindung ausschließen will, den andern in Gefahr bringt, daß sein Recht verletzt werde und der Staat das einzige Mittel ist, sich gegen eine solche Gefahr zu sichern; so muß dem einen ein Recht zukommen, den andern zu zwingen, daß er sich den Bedingungen der Staatsverbindung unterwerfe. Daß es wirklich dergleichen gemeinsame Zwecke der Menschheit gebe, ergibt sich aus der Betrachtung der menschlichen Natur aufs evidenteste, und wird hier aus dem allgemeinen Staatsrechte als bekannt vorausgesetzt.

## Einleitung.

---

### §. 8.

Sobald aber der Mensch seine Zwecke durch seine eignen Kräfte weit besser erreichen, oder sobald er für dieselben leicht Privatverbindungen treffen kann, durch welche er zu denselben gelangt; so ist kein vernünftiger Grund vorhanden, dieselben zu Staatszwecken zu machen. Denn daß eine jede Gesellschaft die Freyheit der Glieder um so mehr einschränkt, je mehr Zwecke durch dieselbe realisirt werden sollen und je mehr sie sich in die Privatangelegenheiten derselben mischt, und eben daher nach der Vernunft nie vorausgesetzt werden kann, daß eine solche Einmischung allgemein gewünscht werde oder zweckmäßig sey; so müssen alle Zwecke, in wie fern sie am leichtesten und besten durch Privatkräfte zu realisiren sind, von dem Staatsregiment ausgeschlossen seyn.

### §. 9.

Nach diesen Betrachtungen wird sich die Form eines jeden Zweckes bestimmen lassen, welcher zum Staatszwecke erhoben werden soll, und in wie fern ein Zweck den Privatkräften überlassen werden, oder der Staat sich desselben annehmen müsse.

### §. 10.

Ob und in wie fern nemlich ein Gegenstand zum Staatszwecke passe, muß aus folgenden

**Merkmahlen** erkannt werden: 1) Es muß ein **gemeinsamer** d. h. ein solcher Zweck seyn, den alle Mitglieder des Staats wollen oder vermöge der Vernunft wollen sollen; 2) dieser Zweck muß durch die isolirten Kräfte der Individuen und ihre freywilligen Verbindungen entweder gar nicht oder doch nicht so sicher und so gut erreicht werden können, als durch die Staatskraft; 3) die Staatskraft muß wirklich ein **sicheres Mittel** seyn, diesen Zweck zu realisiren, und 4) die Mittel der Realisirung dürfen dem Hauptzwecke, weshalb der Staat errichtet ist, weder im Ganzen noch in einem einzelnen Gliede widersprechen.

§. II.

Ob ein Gegenstand ein **gemeinsamer Zweck** der Menschheit sey, läßt sich sehr bald erkennen. Denn es kommt hierbey nicht so sehr auf die, durch Erfahrung erkannte, wirkliche Zustimmung aller Individuen an, sondern vielmehr darauf, ob die Vernunft und die Betrachtung der moralischen Natur des Menschen einen Zweck so bestimme, daß ihn jedermann, nach seinen Kräften realisiren, oder, wenn er ihn selbst nicht ausführen kann, doch wollen müsse, daß er realisirt werde. Mögen sodann immerhin einzelne Individua diesen Zweck nicht zu dem ihrigen machen wollen, sondern sich wohl

gar demselben, so viel an ihnen ist, entgegenzusetzen Luft haben; ihre Stimmen werden so wenig Gültigkeit haben, daß sie sich dadurch nur der Wohlthaten des Staats unwerth machen, und mit Recht genöthiget werden können, sich auch wider Willen den Bedingungen des Staats zu unterwerfen. Gemeinschaftliche Zwecke der Menschen, im moralisch-politischen Sinne, sind also solche, die ein jeder einzelne nach der Vernunft, und nach der Beschaffenheit seiner moralischen menschlichen Natur haben soll, und die er ausgeführt zu sehen wünschen muß, auch wenn er selbst nicht im Stande ist, sie auszuführen.

§. 12.

Wenn aber gleich ein Gegenstand ein gemeinsamer Zweck der Menschen ist; so ist doch nicht ein jeder solcher Zweck ein Staatszweck. Denn es gibt erstlich solche Zwecke der Menschheit, welche nur allein das Individuum durch eigne Thätigkeit in sich hervorbringen kann, als, moralische Gesinnung und wahre Tugend. Diese kann der Staat daher so wenig ausführen, als er zweytens solche Zwecke zu den seinigen machen soll, welche besser durch Privatkraft und freye Gesellschaften zu Stande gebracht werden, als durch die öffentliche Macht.

§. 13.

Es ist aber nicht genug, daß der Zweck, der Form eines Staatszweckes angemessen sey; es sind auch alle Mittel, welche der Staat anwenden will, um zu seinem Zwecke zu gelangen, jener Form unterworfen. Ob aber die Mittel in die Form der Staatszwecke passen, kann nicht bloß unmittelbar, sondern auch daraus mit Sicherheit abgenommen werden, daß sie keinem andern und wichtigeren allgemeineren Staatszwecke widersprechen. Ein jeder Widerstreit mit denselben kündigt die Mittel als verwerflich an.

III.

*Materielle Bestimmung des Staatszweckes.*

§. 14.

Die Gegenstände, welche durch den Staat bewirkt werden sollen, lassen sich nicht eher vollständig bestimmen, als bis man eine systematische Uebersicht aller menschlichen Zwecke überhaupt vor sich hat. Denn aus denselben werden sich diejenigen leicht herausheben lassen, welche der Staat entweder allein und ausschließlich, oder doch hauptsächlich realisiren kann. Soll aber ein System der menschlichen Zwecke überhaupt gedacht werden, so kann es kein anderes, als ein moralisches seyn.



Denn gerade die Schranken, welche machen, daß ein Gegenstand in ein allgemeines System der Zwecke der Menschheit aufgenommen werden kann, so daß ein jedes Individuum die Realisirung desselben, nach der Vernunft, billigen und wünschen muß, sind die moralischen Schranken. Unter solchen muß aber alles stehen, was als ein Product der Vernunft gedacht werden soll.

§. 15.

Der allgemeine Begriff, worauf alles reducirt werden kann, was der Mensch begehrt, ist Glückseligkeit. Alle Begierden und alle Triebe in seiner Natur gehen auf dieselbe. Die Vernunft aber gebietet jedem einzelnen, die Glückseligkeit oder das Wohlfeyn doch nur unter der Bedingung zu realisiren, daß es mit dem Wohlfeyn aller übrigen zusammenstimme, oder daß es die Glückseligkeit der übrigen nicht zerstöre; sie gebietet die Glückseligkeit nicht absolute zu wollen, sondern nur unter der Bedingung, unter welcher sie allgemein gewollt werden, oder jeder nach der Vernunft seine Zustimmung geben kann. Diese Achtung gegen jedes einzelne menschliche Individuum oder gegen die Menschheit in jedem Menschen wird von der Vernunft noch über die individuelle Glückseligkeit eines jeden gesetzt; und deutet das an, was wir moralisch nennen. Die moralische

Gefinnung besteht in dem Vorfatze, nie anders zu handeln, als nach Maximen, die sich als allgemeine Gesetze denken lassen, und zu welchen daher jedermann nach seiner Vernunft einstimmen kann. Wer jeden Gegenstand seiner Wünsche nur unter diesen Schranken begehrt, äußert eine moralisch - gute Denkungsart, das höchste Gut, was in dem Menschen gedacht werden kann, und welches die Vernunft über alles Wohlbefinden setzt, indem sie ein Wohlbefinden, das auf Kosten jener guten Gefinnung hervorgebracht ist, unmöglich wünschenswerth finden kann.

§. 16.

Indem nun die Vernunft urtheilt, daß ein jeder Mensch gewisse Anlagen und Triebe in sich habe, zu deren Befriedigung er seine Kräfte anwenden könne, ohne daß ihn ein anderer im Gebrauche derselben stören dürfe, wenn er nur auch diesen andern nicht hindert, schreibe sie ihm ein Recht zu. Denn das Recht ist nichts anders, als: die von der Vernunft anerkannte Freyheit zu handeln oder die Freyheit als ein, die übrigen verbindendes, Gesetz gedacht. Ein Zustand, in welchem die Rechte aller geachtet werden müssen, heißt ein rechtlicher Zustand.

## §. 17.

Dafs also Menschen in sich und andern die Glückseligkeit auf eine moralische Weise befördern, mufs nach der Vernunft als der höchste materiale Zweck angesehen werden. In seinem Begriffe liegt es aber, dafs er nur unter den Schranken des Rechts und der Pflicht, als allgemeiner Zweck gedacht werden könne.

## §. 18.

Allein sowohl die moralische Handlungsweise als die Beförderung der Glückseligkeit kann nicht gelingen ohne Ausbildung der menschlichen Kräfte zu diesen Zwecken. Ein Zustand, in welchem der Mensch am fähigsten ist, die Zwecke der Menschheit zu befördern, macht seine natürliche Vollkommenheit aus. Vervollkommnung der menschlichen Natur mufs also allgemein, als Mittel zur Erreichung der höchsten Zwecke in dem Menschen, gewollt und gewünscht werden. Sie besteht in der Cultur aller körperlichen und geistigen Kräfte des Menschen zu seiner natürlichen Bestimmung. Je vollkommner beyde ausgebildet sind, desto fähiger ist er, theils alle Mittel, welche zum moralischen Wohlfeyn fähren, zu erkennen, theils sie zu realisiren. So viele Mittel dieses Wohlfeyns es aber gibt, eben so viel Objecte des menschlichen Begehrens wird es auch

geben. Schutz und Sicherheit der Rechte eines jeden und Leichtigkeit, alle äußere und innere Mittel des Wohlfeyns zu erwerben, sind daher allgemeine Objecte des menschlichen Begehrens. Welches die einzelnen Gegenstände sind, die unter diese Begriffe passen, gibt die Erfahrung an die Hand.

§. 19.

Aus diesem Begriffe eines moralischen Systems der menschlichen Zwecke wird sich nun auch leicht die politische Teleologie bestimmen lassen. Denn wenn es wahr ist, daß sich gewisse Zwecke der menschlichen Natur ohne Errichtung eines Staats nicht wohl erreichen lassen: so wird die Errichtung des Staats als nothwendig nach der Vernunft, d. h. als Pflicht, vorgestellt werden müssen, und wenn viele zu billigende Zwecke, ohne Hülfe des Staats, nicht so vollkommen und nicht so leicht erreicht werden können; so wird er als ein nützliches und höchst wünschenswerthes Gut für alle diese Zwecke gedacht werden.

§. 20.

Es ist aber Schutz und Sicherheit der Rechte ein Gut, welches alle Menschen begehren, und worauf alle Menschen Anspruch machen können. Nun ist eine Verbindung aller, sich dieses Gut durch gemeinsame Kraft zu sichern,

das einzige Mittel unter den Menschen, zu diesem Gute allgemein zu gelangen. Jeder kann also von dem andern verlangen, daß er eine solche Verbindung mit ihm eingehe, weil sonst seine Sicherheit in Gefahr käme. Allein es müssen nicht nur alle wünschen, daß ihre Rechte durch gemeinsame Kräfte beschützt werden, sondern auch, daß durch dieselben alle diejenigen Zwecke befördert werden, welche durch Privatkräfte entweder gar nicht, oder doch nicht so leicht und nicht so vollkommen zu erlangen seyn würden. Nun heißt die Vereinigung aller Einwohner eines Landes zu Ausführung ihrer gemeinsamen Zwecke vermittelt einer höchsten Gewalt, ein Staat. Es wird daher jeder Gegenstand zum Staatszwecke gemacht werden können, welcher unter die oben (I.) angegebene Form paßt, und in wie fern er darunter paßt.

## IV.

*Politische Teleologie, oder System der Staatszwecke.*

## §. 21.

Der höchste Zweck des Staats, der alle übrigen einschränkt, oder unter dessen Bedingung alle übrigen nur gewollt werden können, muß ein moralischer Zweck seyn. Moralität

aber oder Tugend kann der Staat nicht zu seinem Zwecke machen, weil dieser nur allein durch die individuellen Kräfte jedes einzelnen hervorgebracht werden kann. Der Staat kann nur solche Zwecke der Menschheit zu den feinen machen, die sich durch äußere Macht bewirken lassen. Das moralische Gut aber, welches dem Menschen durch äußere Macht gesichert werden kann, und dessen Schutz und Erhaltung auch ein jeder fodert, ist die Erhaltung und Sicherung seiner in einem gesellschaftlichen Systeme moralisch möglichen Freyheit oder seiner ihm gebührenden Rechte. Dafs Niemand des andern Rechte verletze, ist die kleinste Forderung, die einer an den andern macht, und zugleich die Bedingung, unter welcher allein eine allgemeine Wohlfahrt als möglich gedacht werden kann. Diese Forderung wird zugleich so durch die Vernunft bestimmt, dafs sie allen übrigen die Zwangspflicht auflegt, sie zu achten, oder: Jeder ist nach der Vernunft befugt, die Anerkennung seines Rechts von andern zu erzwingen. Nun läst sich aber ein solcher Zustand, worin jeder des andern Rechte respectiren müßte, durch isolirte Privatkräfte nicht hervorbringen. Nur in einem Staate ist die Ausführung dieser Idee denkbar. Ja da die Hervorbringung eines rechtlichen Zustandes jedem Menschen von der Vernunft als eine

*Jakobs Policygesetzgebung.*

B

nothwendige Pflicht, aufgelegt wird; so gehet hieraus selbst die Verpflichtung eines jeden hervor, sich den Bedingungen einer Staatsverbindung zu unterwerfen.

Hervorbringung, Erhaltung und Vervollkommnung des rechtlichen Zustandes muß also der höchste und oberste Zweck einer jeden bürgerlichen Verbindung oder eines jeden Staats seyn.

#### §. 22.

Hat sich aber einmal eine Gesellschaft zu einem Staate vereinigt; so ist kein vernünftiger Grund vorhanden, weshalb sich dieselbe lediglich und allein auf den Zweck der Sicherheit der Rechte einschränken sollte, wenn es noch andere Zwecke gibt, die eben so gemeinsam sind, und zu deren Realisation der Staat sehr vieles beytragen kann, was durch isolirte Privatkräfte nie, oder nie so gut bewirkt wird. Diese gemeinsamen Zwecke stehen sämmtlich unter dem Begriffe der *Vervollkommnung der Mittel*, welche dazu dienen können, die beyden Hauptzwecke in dem Menschen, Tugend und Wohlfeyn in Harmonie, zu realisiren. Sie lassen sich eintheilen in persönliche und sächliche. Die persönlichen lassen sich auf den Begriff der Vervollkommnung der Personen zur Erreichung der Zwecke der Mensch-

heit reduciren. Sie bestehen theils in der Erhaltung des körperlichen Zustandes, welcher zur Erreichung jener Zwecke am geschicktesten ist, Stärke des Körpers und Gesundheit, theils in der Zubereitung und Vervollkommnung des Zustandes, wodurch der Mensch seine Zwecke am besten erreichen kann, d. h. in der Cultur der in dem Menschen liegenden Fähigkeiten, welche durch Erziehung und Unterricht, so wohl in physischer als moralischer Hinsicht bewirkt wird; theils in der Erhaltung und Vervollkommnung solcher geselligen Verhältnisse, welche der Erreichung jener Endzwecke nicht nur nicht widersprechen, sondern sie vielmehr begünstigen. Zu diesen Verhältnissen gehört theils die Staatsverbindung selbst, theils das Verhalten der einen, gegen die Freyheit, die Ehre, Religion und Sitten der andern.

Was die sächlichen Mittel betrifft; so ist bekannt, daß das Gedeihen des menschlichen Geschlechts und der Völker hauptsächlich von ihrer Vermehrung und Vervollkommnung abhängt. Hierzu gehört aber Sicherheit und Gewisheit des Eigenthums und der Eigenthumsverhältnisse; Leichtigkeit der Erwerbung und des Verkehrs mit demselben. Der Staat muß daher alles thun, was in seiner Gewalt ist, um die Eigenthumsverhältnisse gehörig zu ordnen und die Mittel, wodurch die nützlichen



Sachen vermehrt und vervollkommenet werden, d. h. die Gewerbe, wodurch theils rohe Producte erzeugt und herbeigeschafft, theils diese Producte künstlich vervollkommenet, theils alle nützlichen Dinge den Bedürftigen zugeführt und umgetauscht werden, zu erleichtern und zu vervollkommenen.

### Zweiter Abschnitt.

*Von den Mitteln, wodurch der Staat seine Zwecke erreicht, oder*

*Von den verschiedenen Staatsgewalten überhaupt.*

#### §. 23.

Die alte Eintheilung der Staatsgewalt in die gesetzgebende, richtende und ausübende ist richtig, in wie fern sie nach der Analogie eines Syllogismus gebildet ist, der 1) einen allgemeinen Satz verlangt, unter welchen die einzelnen Fälle passen müssen; 2) die Subsumtion unter das Gesetz und 3) das was die Verbindung dieser beiden Sätze bestimmt. So wie es eine Vernunft ist, welche schließt, so ist es auch eine und dieselbe souveraine Gewalt, welche Gesetze gibt, welche richtet, und das Resultat zur Ausführung bringt. Die Grenzen dieser Staatsgewalt werden durch den Staatszweck bestimmt; so weit dieser geht, so weit

erstreckt sich die rechtliche Gewalt des Staats, nach der Regel, daß, wer den Zweck will, auch die Mittel wollen müsse.

Die Staatsgewalt besteht in den vereinten Kräften aller Glieder des Staats zur Erreichung des Staatszweckes. So wie die Begründung derselben einer allgemeinen Zustimmung würdig seyn muß; so muß auch alles, was durch sie geschieht, einer allgemeinen Billigung durch die Vernunft fähig seyn. Alles was der Staat thut, muß öffentlich bekannt werden können, er muß stets so handeln, daß er sein Verfahren der öffentlichen Critik des Volks aussetzen, und, nach der Vernunft, Beyfall erwarten kann. So wohl in dieser Hinsicht, als weil alles, was die Staatsmacht thut, auf das allgemeine Wohl abzielen soll, heist alles was den Staat betrifft, und was er thut, öffentlich.

§. 24.

Die öffentlichen Mittel, wodurch der Staat seine Zwecke befördert, sind theils Gesetze, theils Anstalten. Die ersteren gehen von der gesetzgebenden, die letzteren von der ausübenden Gewalt aus. Gesetze sind allgemeine Vorschriften für die Handlungsweise der Einwohner des Staats. Sie betreffen entweder die Bestimmung der Rechte und der Art und Weise, sie zu erlangen, sie auszuüben oder sich ihnen zu

versichern; dann heißen sie Justizgesetze; oder die Bestimmung der Art und Weise, wie ein jeder mitwirken soll, an seinem Theile die allgemeinen Zwecke zu befördern, dann heißen sie Policeygesetze oder Policeyverordnungen; oder endlich die Art und Weise, wie der Staat die Mittel zusammenzubringen gedenkt, welche er als eine besondere moralische Person nöthig hat, seine Pflichten zu erfüllen; dann heißen sie Finanzgesetze. Mit allen drey Gesetzgebungsarten können öffentliche Anstalten verknüpft seyn: Anstalten für die Justizpflege, um die Erkenntniß der Rechtsfälle und das Verfahren nach den Gesetzen zu erleichtern und das, was Recht ist, auszuführen; Policeyanstalten, um dadurch das, was die Policeygesetze verordnen, und was die Staatszwecke fodern, auszuführen; endlich Finanzanstalten, um die Finanzgesetze desto sicherer in Ausübung zu bringen. In wie fern durch ein Gesetz eine Strafe für die Uebertreter eines Gesetzes bestimmt ist, heißt es Strafgesetz. Die Strafgesetze können sich auf alle Arten der Gesetze beziehen. Da sie aber die Art und Weise betreffen, die Rechte zu sichern; so gehören alle Strafgesetze, in wie fern sie die Strafe bestimmen, unter die Justizgesetze, und es müssen alle Strafen nach Principien der Gerechtigkeit bestimmt werden.

Dritter Abschnitt.

*Von der Policey insbesondere.*

§. 25.

Die Staatskunst entwickelte sich in Griechenland in den Städten, oder vielmehr die ersten griechischen Staaten waren nur Städte. Das Wort Politik bedeutet daher ursprünglich nur Stadtkunst, und πολιτεία ist nur die Kunst, das allgemeine Wohl der Stadt zu beför-  
gen. Dafs sich dieser Begriff mit der Ausdehnung der Staaten erweitert hat, und an seine ursprüngliche enge Bedeutung jetzt nicht mehr zu denken ist, weifs ein jeder. Fast in allen Europäischen Sprachen hat man aber zwey Wörter gebildet, Politik und Policey, und unter ersterem Ausdrücke die ganze Staatsklugheit, unter letzterem aber nur einen Theil derselben verstanden. Ueber den Theil aber, welchen man unter diesem Worte verstehen soll, ist man von jeher so uneinig gewesen, dafs es vielleicht besser wäre, den Ausdruck in der Wissenschaft ganz aufzugeben, und die verschiedenen Theile der Staatsklugheit mit neuen Wörtern zu bezeichnen, wenn nicht auf der andern Seite zu bedenken wäre, dafs Wortreformen oft noch schwerer sind als Sachreformen, und nicht selten die Verwirrung noch mehr vergrößern. Es scheint daher am gerathensten zu

seyen, die gewöhnlichen Ausdrücke beyzubehalten, und nur die Begriffe genau zu scheiden, die unter jedem derselben gedacht werden müssen.

#### §. 26.

Nun ist aber nichts gewisser, als daß die Bestimmung und Realisirung des rechtlichen Zustandes von der thätigen Beyhülfe, welche der Staat der Gesellschaft leistet, um allerley erlaubte Zwecke zu erreichen, ganz verschieden ist, und daß daher die letztere Function des Staats eben so eines eignen Nahmens bedarf, als diejenige Function, wodurch er sich selbst mit den gehörigen Hülfsmitteln versieht, um durch sie als Staat zu operiren. Letzteres wird bekanntlich Finanzkunst genannt, ersteres Justiz; die thätige Sorge des Staats für die Beförderung aller gemeinfamen durch das Recht bestimmten Zwecke ist das, was man unter Policy verstehen muß.

#### §. 27.

Daß der Zweck des Staats nicht bloß Erhaltung des rechtlichen Zustandes, sondern auch Beförderung aller gemeinfamen Zwecke sey, in wie fern dieselben durch Privatkraft nicht so gut erreicht werden können, ist oben (§. 22.) gezeigt worden. Diese Beförderung ist Gegenstand der Policy. Es ist natürlich, daß die Policy oft die Justizgesetzgebung bestimmen

müsse. Denn viele Rechtsverhältnisse sind willkürlich, und deren Bestimmung muß jederzeit zugleich von der Policey abhängen. Jetzt wollen wir versuchen, die Zwecke der Policey näher zu bestimmen.

§. 28.

Alle Zwecke, welche die Policey befördern kann, sind entweder Zwecke der Regierung ins besondere, oder Zwecke des Volks. Die Zwecke der Regierung muß auch das Volk wollen, aber sie müssen zunächst der Gegenstand des Willens der Regierung seyn; sie gehören unmittelbar zu ihrem Privatinteresse, das jedoch zugleich auch ein öffentliches ist, woran alle Glieder des Staats Theil nehmen müssen: eben so muß die Regierung auch die Zwecke des Volks wollen, in wie fern sie in ein Staatsystem passen; aber die Realisirung dieser Zwecke liegt doch dem Volke zunächst ob, die Regierung soll nur wollen, daß sie da durch öffentliche Kräfte unterstützt werden, wo die Privatkräfte nicht hinreichen.

§. 29.

Die besondern Zwecke der Regierung sind:

- 1) Genane Kenntniß der Kräfte des Reichs.
- 2) Erhaltung ihres Ansehens und des Gehorsams gegen die Gesetze.

- 3) Erhaltung und Vermehrung der Staatskraft durch gute Finanzen und Armeen.
- 4) Vermehrung der Staatskraft durch vermehrte Bevölkerung.

Die Zwecke des Volks sind:

- I. Erhaltung des rechtlichen Zustandes überhaupt.
- II. Erhaltung und Vervollkommnung aller Güter, welche Moralität und Wohlfeyn in gesetzlichen Schranken erwecken und vermehren können.

Diese lassen sich unter folgende Begriffe bringen:

#### A. Persönliche:

1. Leben und Gesundheit,
2. Freyheit,
3. Ehre,
4. Sitten und Religion,
5. Innere Vervollkommnung und Ausbildung — Erziehung, Unterricht, Aufklärung, geselliger Verkehr.
6. Oeffentliche Bequemlichkeit und Vergnügen.
7. Gute gesellige Ordnung, Verhältniß der Stände u. s. w.

#### B. Sächliche:

1. Sicherheit des Eigenthums und Erleichterung des Verkehrs,
2. Erleichterung der Gewerbe, wodurch

die äussern Güter gewonnen, veredelt und vertheilt werden. Diese Gewerbe sind

- a) solche, wodurch rohe Producte gewonnen werden — Bergbau, Forst, Jagdwesen, Fischerey und Landwirthschaft;
  - b) solche, welche die rohen Producte veredeln — Handwerke und Fabriken;
  - c) solche, welche sich mit dem Umsatz der Producte beschäftigen — Handel und die ihm nützenden Dienste.
3. Allgemeine Theilnahme an den in dem Staate vorhandenen Gütern, oder proportionirliche Vertheilung derselben unter die Glieder des Volks.

#### §. 30.

Wie und in wie fern diese Zwecke vor die Policy gehören, und wie sie an Beförderung derselben Theil nehmen kann und soll, muſs in der Ausführung dieser Wissenschaft selbst aus einander gesetzt werden. Hier muſs nur im Allgemeinen bemerkt werden, daſs es wenig Policymittel gibt, welche unter allen Umständen in allen Zeiten, für alle Völker und Länder paſſen. Denn es kann unter gewissen Umständen



den etwas durch die freyen Privatkkräfte weit besser geschehen, als durch den Staat, das eine Volk kann ganz andere Policeymaßregeln bedürfen als das andere, und was zur einen Zeit überflüssig oder gar schädlich ist, kann zur andern sehr nützlich und nothwendig seyn. Daher sind die Policeygesetze ihrer Natur nach veränderlich und können in verschiedenen Ländern verschieden und doch gleich gut seyn. Aber die Principien, nach welchen diese Güte beurtheilt werden muß, bleiben dieselben und sind unveränderlich. Nach diesen muß alle Mannichfaltigkeit der Policeyregeln geprüft werden. Diese Principien in ihren Anwendungen auf die schwierigen Fälle sind allein der Gegenstand dieser und der folgenden Abhandlung. Sie machen den Geist der Policeygesetzgebung aus.

#### Vierter Abschnitt.

##### *Allgemeine einschränkende Principien für die Policey.*

##### §. 31.

Gerechtigkeit, oder Realisirung des rechtlichen Zustandes in der Gesellschaft, ist der höchste und oberste Zweck des Staats (§. 31.). Hieraus folgt das Princip:

- 1) „Weder die Zwecke noch die Mittel der

Policy dürfen das Recht der Gesellschaft oder eines einzelnen Gliedes derselben verletzen."

§. 32.

Da alle Zwecke nur unter den Schranken der Moral gewollt werden dürfen; so gilt auch der Satz:

- 2) „Alle Policymaßregeln müssen mit den Principien der Moral oder der Tugend verträglich seyn."

§. 33.

Aus diesen beyden Grundsätzen in Verbindung mit dem Begriffe des Staats folgt:

- 3) „Die Policy soll nur diejenigen gemeinsamen Zwecke durch öffentliche Mittel befördern helfen, welche, und so weit sie durch freye Privatkräfte entweder gar nicht oder doch nicht so gut zu Stande kommen würden."

Denn ein Hauptzweck in der menschlichen Natur ist, daß die Fähigkeiten in allen Menschen geweckt und durch das freye Spiel der Kräfte gestärkt werden sollen. Diefem Zwecke würde aber durch eine unzeitige Einmischung der Policy entgegen gewirkt werden. Der höhere Zweck darf dem niedrigeren nie aufgeopfert werden,

§. 34.

Aus allem diesen folgt:

- 4) „Der öffentliche oder gemeinsame Zweck muß lieber seinem Schickfal überlassen werden, wenn keine andern öffentlichen Mittel ihn erreichen können, als solche, wodurch die Freyheit der einzelnen allzu sehr eingeschränkt würde; so daß durch diese Einschränkung die Gesellschaft oder der einzelne ein größeres Gut verlieren, als die Gesellschaft dadurch gewinnen könnte.“

Und da endlich der Staat nie ein müßiger Plauderer seyn muß, der befiehlt, ohne Mittel zu haben, seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen; so darf die Policey

- 5) „auch nie solche Verordnungen geben, auf deren Beobachtung sie nicht wachen kann, ohne die bisher entwickelten Grundsätze zu verletzen.“

### Fünfter Abschnitt.

#### *Allgemeine Litteratur der Policey.*

#### §. 35.

Die mehresten Bücher über Cameral- und Staatswissenschaften enthalten auch Abhandlungen über das Ganze oder die einzelnen Theile der Policey. Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß davon findet man in

*Rüdiger's* Anfangsgründen der allgemeinen Staatslehre, Halle, Waifenh. 1795.; und in

*Webers systematischem Handbuche der Staats-  
wirthschaft, 1r Th. Berlin bey Fröhlich  
1804.*

Seit der Erscheinung dieser Bücher sind die merkwürdigsten allgemeinen Schriften in diesem Fache, welche dem Verfasser haben bekannt werden können:

*J. S. Beck's Grundsätze der Gesetzgebung.  
Leipzig 1806.*

*Ueber den Begriff der Policey und den Umfang der Staats- Policeygewalt. Ein Versuch von J. F. E. Loiz. Hildburghausen  
1807.*

Der dritte Theil von *Lüders Nationalöconomie*, welcher die Policey hauptsächlich enthalten wird, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

---

---

## Abhandlung.

### Erste Abtheilung.

*Von Beförderung der Zwecke der Regierung, durch die Policeygewalt.*

### Erster Abschnitt.

*Kenntniß des Volks und des Zustandes des Reichs.*

#### §. 36.

**A**lle Mafsregeln der Regierung müssen sich auf genaue Kenntniß ihres Reichs gründen. Nichts kann daher nothwendiger seyn, als die Mittel zu erleichtern, wodurch sich die Staatsbeamten eine richtige und genaue Erkenntniß von der Beschaffenheit des Landes verschaffen können. Dem Staate darf insonderheit nichts entgehen, was einen allgemeinen Einfluß auf die öffentliche Wohlfahrt haben kann.

#### §. 37.

Die Anweisung, wie die Erkenntniß eines Reichs überhaupt vervollkommenet werde, ist in

der Methodologie, der Statistik und Geographie zu suchen. Hier soll nur gezeigt werden, wie die Regierung für ein Depot aller dieser Kenntnisse sorgen müsse, und wie die Policey die Erlangung dieser Kenntnisse befördern könne \*).

§4 38.

Die Punkte, welche zu erforschen für die Regierung in mehreren Rückichten wichtig werden kann, sind vorzüglich:

- 1) Ein richtiger Begriff vom Grund und Boden des Landes — der Vertheilung der Ländereyen — der Production derselben — des Viehstandes u. s. w.
- 2) Die Zahl der Einwohner, ihre Verhältnisse und Beschäftigungen.
- 3) Der Zustand des Vermögens, die Vertheilung desselben und der Gang der Gewerbe.
- 4) Kenntniß aller öffentlichen Anstalten, die bestehen durch den Staat unmittelbar oder durch einzelne Gemeinheiten.
- 5) Die öffentlichen Beyträge der Nation im Verhältniß mit dem Vermögen der einzelnen.

---

\*) Man sehe: *Gatterers* Ideal einer allgemeinen Weltstatistik. Göttingen 1771. *Schlüzers* Theorie der Statistik. Leop. Krugs Ideen zu einer Staatswirthschaftlichen Statistik. Berlin 1807.

## §. 39.

Eine solche Erkenntniß setzt die Regierung in den Stand zu urtheilen:

- 1) Ob der Wohlstand der Nation und der einzelnen Volksklassen im Fortschreiten oder Rückgange begriffen sey; und deutet zugleich, die Mittel an, welche sie gebrauchen kann, die Uebel zu heben und das Gute zu befördern;
- 2) Wie groß die Summe der Bedürfnisse des Volks sey, wie viel durch diese oder jene Auflagen zu erheben seyn möchte — ob das Volk gedrückt werde u. f. w.
- 3) Ob die Provinzen gleichmäßig bevölkert seyn, und welche Umstände die Mißverhältnisse verursachen;
- 4) Ob ein Stand mit einer zu großen Menge Individuen angefüllt sey und der Gesellschaft lästig falle;
- 5) Sie führt zu Untersuchungen über die Ursachen der sich zeigenden physischen oder moralischen Uebel und befördert deren Abhelfung \*).

---

\*) St. Pierre de l'utilité des denombrements. Oeuvres politiques L. IV. *Wargentin* Vom Nutzen der jährlichen Verzeichnung der Gebornen und Gestorbenen. Abh. der schwed. Acad. der Wissenschaften, Bd. 16. 17.

§. 40.

Ob nun gleich eine vollkommne Freyheit, daß jeder Privatmann Untersuchungen über das Land anstellen und sie öffentlich mittheilen kann, das beste und sicherste Mittel bleibt, die Kenntniß des Landes auch bei den Staatsbeamten zu befördern und zu berichtigen; so gibt es doch gewisse interessante Data, welche ohne Beystand der Regierung gar nicht mit Gewißheit in Erfahrung gebracht werden können. Viele dieser Thatfachen können durch gute Policeyanstalten verschafft werden.

§. 41.

Die Größe und physische, öconomische und politische Beschaffenheit des Landes, kann am besten erkannt werden, wenn genaue Vermessungen des ganzen Landes und der einzelnen Districte veranstaltet, und in Charten verzeichnet werden, worin nicht nur der Flächenraum in Quadratmaß angegeben ist, sondern die auch eine specielle Beschreibung anderer Umstände liefern. Man muß von jedem kleinen Districte eine Special-Charte veranstalten, worin die Markungen jedes Ortes aufs genaueste abgetheilt sind, worauf Flüsse, Aecker, Wiesen, Holzungen, Wege, ihrer Größe nach, genau angedeutet sind und wobey bemerkt ist, was dem Staate und was den Privatpersonen, Ge-



meinheiten, Edelleuten u. s. w. gehört, was in Cultur und ohne Cultur ist. — Gemeindeflecke, Triften, Hütungen u. s. w. können angemerkt, auch die Bonität der Aecker, die Steingruben, Torfmoore, Sandfchellen, Lachen, Sümpfe u. s. w. bezeichnet werden.

Aus solchen speciellen topographischen Charten können sodann gute Kreis-, District- und Landescharten verfertigt werden. Diese kommen ohne öffentliche Unterstützungen nie zu Stande. Die Veranstaltungen dazu gehören vor das Forum der Landespolicey.

#### §. 42.

Die Kenntniß der übrigen unter No. I. des 38. §. angegebenen Umstände zu erleichtern, kann sie 1) alljährlich Tabellen über den Viehstand, die Arten der im Lande gewonnenen Producte, die Quantität und Qualität derselben aufnehmen lassen. 2) Ueber die Besitzungen oder den Umfang der Grundstücke.

#### §. 42.

Die Volksmenge wird entweder unmittelbar durch Zählungen oder mittelbar durch politische Rechenkunst erforscht.

#### §. 44.

Die Zählung kann die Policey auf verschiedene Weise veranstalten. Am zweckmäßigsten

scheint die in einigen Staaten angenommene Methode zu seyn, wo

- 1) in den Städten jeder Familienvater von der Obrigkeit ein gedrucktes Formular erhält, worin er sich selbst beschreiben muß. Aus den einzelnen Familienbeschreibungen muß der Hauswirth, der zugleich die Richtigkeit der erstern prüfen, und die Familienbeschreibungen beylegen muß, eine Beschreibung seines Hauses machen. Aus den Haustabellen verfertigt der Straßencommiffair Straßentabellen oder Tabellen von kleinen Bezirken — die Viertelscommiffaire — Viertelstabellen — woraus denn der Magistrat eine allgemeine Stadttabelle anfertigen muß.
- 2) Auf dem Lande muß jeder Pfarrer mit dem Ortsrichter eine solche Tabelle verfertigen, und diese Specialtabelle an das Landgericht schicken, das dann von seinem Gerichtsbezirke die Tabelle macht, und sie dann dem Kreisamte übergibt, das wieder eine Kreistabelle anfertigt. Aus den Kreistabellen kann von dem Landesgubernio eine Hauptlandestabelle verfertiget werden, und die Landtabellen und Stadttabellen zusammen, geben die Materialien zur allgemeinen Reichstabelle.

In jedem Lande sind dergleichen unter-

geordnete Abtheilungen der Kreise und Jurisdictionen. In Rußland z. E. würde die Eintheilung des Landes in Gouvernementer und Kreise die Zählungen sehr erleichtern, und auf dem Lande könnten sie sehr leicht durch die Edelleute und Landrichter gemacht werden \*).

§. 45.

In den Volkstabellen müssen insonderheit folgende Rubriken ausgefüllt werden:

- 1) Der Stand der Familie bey der letzten Beschreibung, der Zuwachs von dieser Zeit an Gebornen, an solchen, die aus andern Häusern, Oertern oder Ländern angekommen, an Einheimischen oder Fremden; der Abgang an Gestorbenen nach den Stufen des Alters; an solchen, die in andere Wohnungen oder Oerter veretzt sind, an Ausgewanderten.
- 2) Geschlecht;
- 3) Alter unter gewissen Stufenjahren;
- 4) Religion;
- 5) Beschäftigungen;
- 6) Stand;

---

\*) S. *Sonnenfels* Handbuch der innern Staatsverwaltung. Erster Band. Wien 1798. Die Kunst, Tabellen zu machen, ein Versuch mit vielen Skizzen, wenig bekannten und neuen Tabellen. Leipz. 1801. Fol.

- 7) Mitarbeiter;
- 8) Dienftleute;
- 9) Ehen;
- 10) Erzeugte Kinder;
- 11) Noch lebende Kinder.

§. 46.

Um die Schlüsse der politischen Rechnung (§. 43.) auf sichere Data zu gründen, dazu dienen: 1) Sterbelisten; 2) Listen der Gebornen; 3) Listen der Ehen und der Getrauten; 4) Consumtionslisten; 5) Zahl der Feuerstätten.

§. 47.

Was die Listen der Gestorbenen, Gebornen und Getrauten betrifft; so kann eine gute Policeyordnung bald eine große Genauigkeit darin bewirken. Wenn 1) die Ordnung getroffen ist, daß alle Personen an öffentlichen Orten begraben werden müssen, und daß Niemand begraben werden darf, ohne daß vorher ein Erlaubnißschein von einer obrigkeitlichen Person dazu gegeben ist; so hat dieses den zweifachen Nutzen, daß a) nicht leicht eine Person ohne Notiz der Obrigkeit bey Seite geschafft werden kann, und b) daß der Staat gewiß ist, eine vollständige Liste aller Verstorbenen zu erhalten. Mit gleicher Gewisheit kann dabey Alter, Stand und Lebensart bemerkt werden. Unte-

wisser ist die Angabe der Krankheiten, ob es gleich nützlich wäre, sie zu wissen. 2) Die Listen der Gebornen werden in den mehresten Ländern von den Predigern verfertigt. Es sind aber deren Listen mehr Tauf- als Geburtslisten. Juden und andere Unchristen kommen gar nicht hinein. Es wäre also besser, die Geburten sämmtlich von einer obrigkeitlichen Person aufzeichnen zu lassen, unangesehen, ob sie zur Taufe gelangen oder nicht. Eben so sicher würde man die Zahl der Trauungen erfahren, wenn jede Ehe gerichtlich verzeichnet werden müßte.

Bey den Sterbelisten ist es nützlich, zugleich den Unterschied der Jahre, der Jahreszeit, wo das Sterben erfolgt, die Hauptzufälle, woran die Menschen sterben, ihren Stand und den Unterschied der Wohnörter zu bemerken.

#### §. 48.

Um die Berechnung der Consumtion zu erleichtern, kann den Müllern aufgegeben werden, Register zu halten, oder wenn Accise von dem Getreide gegeben wird; so können die Acciseregister zugleich Materialien zu Consumtionslisten liefern, indem darin alle accisbare Consumtibilien zu finden sind. Wo Salzconscriptio ist, können auch Listen der Salzconsumtion angefertigt werden. Wie viel hierbey auf Irrthum und Unterschleiß zu rechnen, muß

der politische Rechenmeister mit in Anschlag bringen.

§. 49.

Die Zahl der Feuerstätten aufzunehmen, gibt es in einem guten Staate mehr als eine Veranlassung. Was der politische Rechenmeister für einen Gebrauch davon machen könne, lehrt die politische Arithmetik.

§. 50.

Das Vermögen und dessen Vertheilung, den Umfang der Gewerbe und den Gang des Handels zu erforschen, werden eine Menge öffentliche Data in jedem Staate vorhanden seyn, welche die Policey sammeln und in Ordnung bringen muß. Dahin gehören: 1) Verzeichnisse der cultivirten Aecker, Holzungen, Salzwerke und des ganzen producirenden Bodens mit dem ungefähren Ertrage; wobey man aber mehr der Schätzung verständiger und unparteiischer Männer, als den eignen Angaben der Besitzer zu folgen hat; 2) Besondere Verzeichnisse der producirenden, industriösen und besoldeten Classen der Einwohner, in Vergleich mit den vorhandenen Arbeitslosen und Armen; 3) Listen von dem Umfange und dem Werthe der Ländereyen und Gebäude; 4) Zoll- und Acciselisten, Aus- und Einfuhrverzeichnisse u. s. w.

Preife der Confumtionsartikel in den verchiedenen Provinzen.

§. 51.

Als guter Wirth muß der Staat fich eine vollftändige Ueberficht der Etats und der Wirkungen aller öffentlichen Anftalten verfchaffen; und fie fystematifch ordnen (§. 38.), nemlich: 1) des Militairetats; 2) des Civiletats, des Juftizwefens, des Ganges der Proceffe u. f. w.; 3) der Chauffeen und anderer Commerzialanftalten; 4) der öffentlichen Gefängniffe, Zuchthäuser, Irrenhäuser u. f. w.; 5) der öffentlichen Gebäude und der Koften ihres Unterhalts; 6) der Anftalten für die Wiffenfchaften und öffentliche Erziehung, Religion u. f. w.; 7) der Armenanftalten u. f. w.

§. 52.

Eben fo nothwendig ift für den Staat die Ueberficht feiner Einnahme, und der Quellen, woher diefelbe fließt, und überhaupt alles defsen, was die Einwohner für die öffentlichen Zwecke leiften, und in welchem Verhältniffe diefe Leiftungen zu ihren Kräften ftehen. Daher muß geforgt werden:

- 1) für eine Ueberficht aller Abgaben, fowohl der unmittelbaren als mittelbaren, fie mögen an die Regierung, oder an einzelne

Gesellschaften, oder an Privatpersonen geleistet werden;

- 2) für eine Uebersicht aller Einnahmen der Regierung aus ihren Domainen, Regalien und von den Abgaben;
- 3) für eine Uebersicht aller Ausgaben der Regierung.

Obgleich diese Uebersichten am natürlichsten von der Finanzbehörde angefertigt werden; so muß doch die Policy dafür sorgen, daß sie für die allgemeinen Zwecke des Staats und zur Erkenntniß desselben gehörig eingerichtet und mit andern Notizen verglichen werden können.

§. 53.

Bey allen Notizen, welche die Policy einsammelt und veranstaltet, muß sie folgende Maximen beobachten:

- 1) Nur solche Data anzudeichnen, welche öffentlich sind, und leicht jedermann bekannt werden können;
- 2) Alles zu vermeiden, was den Staatsewohnern Zwang oder Last verursachen könnte, und was das Ansehen hat, als wollte der Staat in dasjenige eindringen, wobey die Einwohner ein Interesse haben können, es zu verbergen, und welches zu offenbaren keine öffentliche Zwangspflicht ist;



- 3) Ueberhaupt keine Bekenntnisse zu verlangen, deren Wahrheit nicht sogleich durch den Augenschein verificirt werden kann;
- 4) Das Tabellenwesen so zu organisiren, daß die Aufnahmen in schicklichen Perioden wiederholt, und bey jeder neuen Aufnahme auf größere Vervollkommnung hingearbeitet wird. Ein eignes statistisches Bureau, dessen alleiniges Interesse die Erweiterung der genauen Kenntniß des Staats ausmacht; ist unstreitig das beste Mittel dazu \*).

## §. 54.

Wo nicht alle, doch die mehresten dieser gesammelten Thatfachen können durch den Druck öffentlich bekannt gemacht werden, und wenn der Staat dieses zuläßt oder selbst veranstaltet; so werden daraus mehrere Vortheile für die Vervollkommnung der Erkenntniß des Reichs und andere öffentliche Zwecke entspringen, da sie nachdenkenden Politikern zum Leitfaden nützlicher Betrachtungen dienen können, und selbst ihre Mängel und Unrichtigkeiten durch Publicität besser geprüft werden, als

---

\*) Der preussische Staat hat auch hierin, so wie in vielen andern Stücken, ein Muster für andere aufgestellt. S. Annalen der preuss. Staatswirthschaft und Statistik. 2ter Bd. S. 362.

durch die Aufsicht oberer Staatsbeamten, welche selten das große Interesse daran nehmen, was wissenschaftliche Köpfe empfinden. Würde befohlen, daß die Verfertiger dieser Tabellen ihre Namen öffentlich dazu hergeben müßten; so würde die Scheu vor dem richtenden gelehrten Publikum sie wahrscheinlich noch mehr antreiben, diese Tabellen zu vervollkommen, als die oft laue Controlle ihrer Obern.

§. 55.

Der Nutzen der Erkenntniß des Staats, welche aus diesen Datis gezogen werden kann, ist sehr mannichfaltig. Denn:

- 1) ist es schon an sich klar, daß sich ein jeder Hauswirth, folglich auch der Staatswirth, eine deutliche Vorstellung von allen Theilen seiner zu bewirthschaftenden Gegenstände verschaffen muß, wenn er nach Vernunft verfahren will.
- 2) Nur dadurch ist es möglich zu erforschen, wo das ganze Volk oder ein Theil desselben leidet, ob einem Nahrungszweige Hindernisse in dem Wege liegen, ob es irgendwo an Händen, Capitalien u. s. w. fehlt, und wie eine Verletzung der Arbeiter und eine bessere Vertheilung der Capitalien durch öffentliche Anstalten möglich und zu veranlassen sey.

- 3) Die Beförderungsmittel des Nationalreichtums, welche in der Gewalt des Staats stehen, werden aus einer solchen Ueberficht am deutlichsten in die Augen springen, und aufgeklärte Staatsmänner werden sich dadurch vor allen Fehlgriffen am besten sichern können.
- 4) Insbesondere werden dem Staatsmanne die Mängel der Verfassung, der Druck der Privilegien, die Leibeigenschaft und Frohnen u. s. w. und deren nachtheilige Wirkungen immer vor Augen schweben, und er wird die Mittel am leichtesten entdecken, die Uebel zu heben.
- 5) Eine vollständige Ueberficht des Nahrungsstandes und des Armenwesens wird ihn auch für diesen Theil des Staats mehr interessieren. Er wird die Mittel mehr übersehen lernen, wie den Arbeitslosen Beschäftigung zu verschaffen ist, und wie die Capitale, welche die Müßiggänger unnützer Weise verzehren, zu ersparen und auf eine nützliche Weise anzuwenden seyn. Der Staatsmann wird dadurch oft in den Stand gesetzt werden, Anlagen zu machen, die erst in der Ferne wirken, und ohne der Freyheit Abbruch zu thun, wird er die Regierung des Fleißes, die Vertheilung der Einwohner und Capitale in seine Gewalt

bekommen, und durch seine Anordnungen die Unterthanen zu solchen Handlungen bestimmen, die für das ganze Land sowohl als für die einzelnen höchst wohlthätig sind.

§. 56.

Eine solche Kenntniß des Landes ist also für alle Zweige der Staatsverwaltung nützlich, und es müssen daher die angeführten Mittel, dazu zu gelangen, um so mehr gebilliget werden, da sie sämmtlich zweckmäßig sind, und keines derselben dem Rechte irgend eines Individuums Abbruch thut. Der Mißbrauch, oder unrichtige Gebrauch, den einige von dergleichen Notizen gemacht haben, die falsche Würdigung derselben, die man bey manchen Staatsmännern antrifft, hebt ihren wahren Nutzen nicht auf.

---

Zweyter Abschnitt

*Von der Erhaltung des Ansehens der Regierung und ihrer Gesetze.*

§. 57.

Durch Zwangsmittel lassen sich zwar Aeußerungen und öffentliche Ausbrüche der Verachtung und Mißbilligung zurückhalten, aber nie diese Gefühle ausrotten. Die Achtung ist ein Gefühl, das nur aus der Anschauung mora-

sicher und intellectueller Vollkommenheit hervorgeht. Es gibt daher auch für die Regierung kein anderes Mittel sie zu erzeugen, als ein kluges, weises, gerechtes und moralisches Benehmen.

§. 58.

Eine Regierung ist nur dann vollkommen sicher, wenn die Unterthanen mit ihren Einrichtungen zufrieden sind. Ihre Stärke und Macht kann zwar die innere Unzufriedenheit unwirksam machen, so daß sie nicht zum öffentlichen Ausbruch kommt, aber daß nicht ihre Gesetze heimlich übertreten werden, daß man nicht Unwillen und Verachtung gegen sie empfinde, kann sie durch keine Gewalt bewirken. Dennoch muß ihr äußerst viel daran gelegen seyn, die Achtung ihres Volks zu erhalten, und dasselbe so zu regieren, daß es die Gesetze und Maximen, wornach es regiert wird, selbst billigen muß. Denn nur da, wo der Wille des Volks mit dem Willen der Regierung übereinstimmt, geht die Staatsmaschine gleichsam von selbst, und ohne alle Störung fort.

§. 59.

Nun ist es zwar wohl richtig, daß man nicht voraussetzen kann, daß die große Menge derer, die gehorchen sollen, im Stande wären, die Gese der Gesetze und öffentlichen Einrich-

tungen zu beurtheilen. Die mehrentheils folgen Vorurtheilen. Indessen muß doch der Regierung sehr daran gelegen seyn, daß die Vorurtheile ihr günstig sind. So blind aber auch diese Vortheile in einzelnen Fällen seyn mögen; so gründen sie sich doch im Allgemeinen fast immer auf Wahrheit. Nimmermehr wird man das Volk überreden, daß das, was es drückt, was sein Vermögen schwächt, seinen Erwerb hindert, die Erlangung des Rechts erschwert, gut sey und Achtung verdiene. Nichts ist aber gewisser, als daß ein innerer guter Character der Gesetze und eine stete eifersüchtige Wachsamkeit, daß sie rechtschaffen verwaltet und streng beobachtet werden, öffentliche Achtung aboöthiget. Die Regierung hat es daher allerdings sehr in ihrer Gewalt, zur Erzeugung und Erhaltung eines günstigen Vorurtheils für die Staatsverfassung und Gesetzgebung beyzutragen; und es dahin zu bringen, daß auch diejenigen Verordnungen respectirt werden, deren wohlthätige Tendenz das Volk nicht geradezu einsehen kann. Denn es ist nicht anders möglich; als daß die Staatsverordnungen auch manche Last und Beschwerlichkeit über die einzelnen verhängen. Da aber jeder weiß, daß ohne Beschwerlichkeit der einzelnen die Vortheile des Staats nicht erreicht werden können; so wird das allgemeine Vorurtheil auch ihre be-

*Jakobs Polizeygesetzgebung.*

D

schwerlichen Gesetze für nützlich und nothwendig erklären, wenn sie sich durch alle ihre übrigen Einrichtungen Liebe und Zutrauen erworben hat, und man wird darin nichts als Klugheit und Weisheit erblicken.

§. 60.

Die gute Stimmung gegen die Regierung wird sehr verdorben, wenn durch mancherley Thatfachen die öffentliche Meinung begünstigt wird, daß der Regent sich um das Wohl seiner Unterthanen sehr wenig bekümmere, daß er es auf Sammlung eines Privatschatzes anlege, daß das Staatseinkommen verschwendet oder zu unnützen Zwecken verwendet werde, daß die Regierung gewisse Stände allzusehr begünstige, und alle Lasten nur auf einige zuwälzen suche, daß alles nur aufs Plasmachen angelegt sey, ohne das Wohl der Unterthanen zu berücksichtigen, daß die Justiz nur um der Sporteln willen geübt, daß Bestechlichkeit der Beamten begünstigt werde u. f. w. Allen diesen Urtheilen muß der Staat durch Einrichtungen, die das Gegentheil augenscheinlich beweisen, aufgeföhnt werden, um dadurch die allgemeine Meinung zu bewirken, daß alles, was er anordnet und thut, nur aufs allgemeine Wohl abziele.

§. 61. *Lebensführung*

Nur eine strenge Beobachtung der Gerechtigkeit und Tugend, in seinem öffentlichen und Privatleben, wird dem Regenten wahre und dauerhafte Achtung der Nation zuwege bringen. Um alle Veranlassungen zu einer entgegengesetzten Aufführung zu entfernen, wird es gut seyn:

- 1) Wenn der Regent gar kein Privatinteresse hat, das mit dem Interesse der Unterthanen in Collision kommen kann. Ist der Regent Gutsbesitzer, Kaufmann, Fabricant u. s. w., so hat er großen Reitz, sich durch Monopole u. s. w. Vorzüge zu verschaffen — und dadurch wird er leicht die Gemüther der Unterthanen erbittern. — Sind aber einmahl dergleichen Verhältnisse vorhanden; so muß der Regent wenigstens für ein unparteiisches Gericht zwischen sich und seinen Unterthanen sorgen.
- 2) Wenn der Regent alle positiven Gesetze seines Landes heilig beobachtet.
- 3) Wenn er jedem Unterthan freyen Zutritt gestattet und eine stete Aufmerksamkeit auf die Abschaffung aller Mißbräuche beweiset.

§. 62.

Soll das Volk eine wirkliche und politisch-wichtige Achtung gegen den Regenten und die



ganze Regierung haben; so muß es insonderheit von der Vollkommenheit der Gesetzgebung und Reichsverwaltung überzeugt seyn. Diese Überzeugung wird hervorgebracht und unterhalten:

1) durch die innere Güte der Gesetze selbst, die das Volk insbesondere nach ihren Wirkungen beurtheilt. Befindet es sich bey einer Gesetzgebung Jahrhunderte hindurch im Wohl, so wird es mit dem größten Enthusiasmus dafür eingenommen seyn. Insbesondere befähiget das Alter das Absehen solcher Gesetze. Aber das Volk sieht auch die innere Tendenz eines Gesetzes auf das allgemeine Wohl leichter ein, als man gemeiniglich glaubt, und die Regierung muß die Einsicht darüber zu verbreiten suchen. Die Sophistereyen, womit nachtheiligen Gesetzen das Ansehen des gemeinen Besten gegeben werden soll; werden bald durchschauet und bringen dann nur Verachtung und mehr Erbitterung hervor, als wenn das Unrecht nicht unter dem Schein des Rechts oder des Gemeinwohls versteckt worden wäre.

2) Durch Behutsamkeit und Vorsicht, welche die Regierung bey der Art, wie sie die Gesetze gibt, beweiset, indem sie

a) nie neue Gesetze oder neue Einrich-

... stungen macht, ohne vorher die sorgfältigsten Erkundigungen über alle Punkte, die dabey erwogen werden müssen, durch gesetzmäßige Behörden oder durch Publicität eingezo- gen zu haben;

b) ihre Bewegungsgründe kurz und deutlich bekannt macht;

c) alte gute Einrichtungen bestehen läßt, Mängel und Fehler aber mit Behutsamkeit und Schonung der bestehenden Rechte, aber dennoch energisch, abschafft;

d) auf allen Wegen den vernünftigen Vorstellungen und Einwendungen Freyheit verstatet, und bey ihrer Gesetzgebung stets auf die öffentliche Meinung Rücksicht nimmt.

§. 63.

Insondere wird die Achtung gegen die Gesetze vermindert

- 1) wenn sie unbillig, hart und im Ganzen oder für einzelne Stände drückend sind. Untreue gegen die Staatsgläubiger, Erniedrigung gewisser Stände durch die Art ihrer Befrafung u. s. w. — Daher wirkt nichts der Achtung gegen die Regierung so sehr entgegen, als eine schlechte Justiz-

verfassung und eine schlechte Justizverwaltung. Die Regierung muß daher dahin sehen a) daß die Aemter nicht bloß mit geschickten, sondern auch mit rechtschaffenen Männern besetzt werden, und muß sie so besolden, daß weder Reitz noch Vorwand zur Bestechlichkeit vorhanden sey; b) muß der Staat allem vorbeugen, was die Streitigkeiten häufen und in die Länge ziehen kann. Dahin wirken insbesondere die vielerley Jurisdictionen, Spotteln, unnütze Instanzen, schlechte Organisation des Advocatenstandes u. s. w. c) darf die Justiz nicht zu theuer seyn, weil hierin das Volk den Eigennutz der Regierung zu erblicken glaubt, und es das Ansehn gewinnt, als wolle man die Justiz zur Finanzquelle machen.

a) Wenn zu viele weitläufige und überflüssige Gesetze sind. Eine zu große Menge von Gesetzen zeigt an, daß man dabey ohne Princip zu Werke gegangen ist. Bey jeder Gelegenheit, wo man ein Gesetz braucht, schafft man sich eins. Es kann aber nicht fehlen, daß die vielen Gesetze sich nach und nach einander widersprechen, und dann gibt es am Ende keinen Fall, wo man nicht in den Gesetzen ein Für und ein Gegen finden könnte. Zu

der Zeit, da die Rücken vieler Kaméele nicht mehr hinreichten, die Gesetze von Rom fortzubringen, näherte sich der Staat seinem Ende. — Nirgends gibt es mehr überflüssige Gesetze, als unter den Policey-gesetzen — daher ist die Policey oft die lächerlichste Behörde.

- 3) Wenn man die Gesetze in eine fremde oder dunkle Sprache hüllt. Alle Gesetze müssen bekannt seyn und leicht verstanden werden können. Hier kann es also kein Allerheiligstes geben, in welches nur dem Hohenpriester einzugehen verstattet wäre.

§. 84.

Wenn die Regierung sich nach diesen Grundsätzen beträgt; so wird die Policey wenig zu thun haben, um die Regierung beym Ansehen zu erhalten, und kann selbst viele Unternehmungen und Urtheile, welche gegen sie gerichtet zu seyn scheinen, ohne Gefahr bloß der öffentlichen Meinung überlassen. Dennoch müssen nicht nur auf den Fall, daß thätige oder sonst unschickliche Aeußerungen gegen das Ansehen der Regierung zum Vorschein kommen könnten; von der Policey zweckmäßige Gegenanordnungen getroffen werden; denn auch bey der besten Regierung bleiben Excesse dieser Art möglich; sondern die Regierung muß auch

die Mittel, welche vorbereitend diesen Zweck befördern, nicht vernachlässigen. Dahin gehört:

- 1) daß alle öffentlichen Handlungen mit schicklichen Solennitäten verrichtet werden;
- 2) daß die obrigkeitlichen Personen gewisse Zeichen ihres Amtes und der öffentlichen Gewalt an sich tragen — oder ein imponirendes Costume haben;
- 3) daß die Art, wie sich jeder über Obrigkeiten beschliessen dürfe, genau vorgeschrieben sey;
- 4) daß ein Symbol geheiligt werde, wodurch jeder ehrenrührigen Aeußerung gegen die Obrigkeit sogleich Einhalt geschehen kann;
- 5) daß jede Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit mit unwiderstehlicher Kraft so schnell als möglich vernichtet werde.

#### §. 65.

Schriftlichen und symbolischen Beleidigungen der öffentlichen Gewalt kann durch die Censur vorgebeugt werden. Ob aber dieselbe nicht größere Nachtheile bey sich führe, als die Vortheile sind, die sich von ihr erwarten lassen, wird an einer andern Stelle untersucht werden, so wie auch alle Mittel, welche zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit

gehören, zwar auch der Geringschätzung des Staats entgegenwirken, aber da sie zugleich einen gemeinschaftlichen Zweck aller Bürger betreffen, an einer andern Stelle abgehandelt werden müssen.

Pasquille und Spottschriften werden der Achtung der Regierung keinen Schaden thun, wenn ihr Betragen den Inhalt davon widerlegt. Gewaltthame oder gar grauthame Mittel dagegen haben fast immer das Gegentheil von dem bewirkt, was sie bewirken sollten. Wenn also sonst nichts für die öffentliche Sicherheit davon zu beforgen ist; so wird die Regierung die beste Partey ergreifen, wenn sie sich wenig um sie bekümmert, und durch ihre Thaten zeigt, daß sie Schmähung und Spott nicht verdient. In wiefern aber dergleichen Schriften die öffentliche Ruhe stören können, gehören sie unter eine eigene Rubrik.

### Dritter Abschnitt

*Von Vermehrung der Kräfte der Regierung durch gute Finanzen und gutes Militärowesen.*

#### §. 22.

Ein schwacher Staat wird sowohl auswärts als innerlich leicht verächtlich. Macht gibt Würde, und alle moralische Ideen erhalten nur

dadurch Gewicht, daß sie mit Stärke verbunden sind, welche sie auszuführen vermögen. Geld und Mannschaft machen die Macht des Staats aus. Die Grundlage, zu beyden zu gelangen, sind reiche Unterthanen und starke Bevölkerung. Durch erstere kann der Staat leicht große Geldsummen erhalten, durch letztere kann er leicht eine große Armee ins Feld stellen.

## §. 67.

Wie der Staat dazu wirken könne, daß seine Unterthanen reicher und wohlhabender werden, lehrt die Nationalöconomie, und da die Vermehrung des Reichthums ein Zweck der Unterthanen ist; so wird in der folgenden Abtheilung erst gezeigt werden können, nach welchen Principien der Staat hierbey zu verfahren habe. Von der Bevölkerung handelt der folgende Abschnitt.

## §. 68.

Wie der Staat zunächst sich Geld verschaffen müsse, lehrt die Finanzwissenschaft. Das Finanzwesen gehört mehr zur innern Einrichtung des Staats selbst, und zur Vorbereitung der Möglichkeit der Ausführung seiner Zwecke, als zur Ausführung derselben selbst; und deßhalb ist die Finanzwissenschaft eben so verschieden von der Policey, als die Lehre von der Organi-

führung des Staats. Die Policy bildet nicht die Staatskräfte; sie handelt durch sie.

§. 69.

Auch die Einrichtung des Militärwesens ist mehr die Zubereitung eines Mittels für die Policy, als ein Act der Policy selbst. Denn diese setzt schon die Kräfte, wodurch ihre Zwecke ausgeführt werden sollen, voraus. Die Lehre von der Einrichtung der Staatskräfte selbst, gehört in die Lehre von der Organisation des Staats. Aber die Mittel, die Armee so zu erhalten, daß sie ihren Zweck erfülle und den übrigen Staatszwecken nicht großen Abbruch thue, gehören allerdings für die Staatspolicy.

§. 70.

Die Art und Weise, wie die Armee ausgehoben, erhalten und ergänzt werden solle, wie sie im Lande zu vertheilen und unterzubringen, wie sie schnell zu versammeln, auf den Kriegssatz zu setzen u. s. w., ist für den Staat ungemein wichtig. Es lassen sich aber keine allgemeine Regeln darüber geben, da jedes Land besondere Maßregeln fodert, die durch detaillierte Kenntniß des Locals, des Nationalcharacters, der besonderen Verhältnisse der Volksklassen zu den Gewerben u. s. w. bestimmt werden müssen. Nur die allgemeinen Princi-



pion für die Einrichtung alles dessen, was die Armee betrifft, müssen hier eine Stelle finden:

- 1) Die Armee muß mit der Bevölkerung in einer solchen Proportion stehen, daß sie die Nahrungsquellen nicht verstopfe. Wenn die Armee so groß ist, daß sie die zehnten Ackerbau und zu den Manufacturen nöthigen Stände wegnimmt, wenn ihre Unterhaltung so hohe Auflagen nothwendig macht, daß die Unterthanen ihr Capital angreifen müssen; so wird sie unproportionlich und für das Land verderblich. Die Armee wird Zweck und das Land Mittel.
- 2) Die Armee muß mit patriotischem Geiste erfüllt werden. Denn die Stärke derselben hängt nicht von der Zahl allein ab. Mittel, einen guten Geist in der Armee zu erwecken, sind: 1) eine liberale Behandlung; besonders Entfernung niederträchtiger Strafen; 2) das Princip, sie aus bloßen Landeskindern zu bilden, oder doch nur bewährte Ausländer aufzunehmen;
- 3) Avancement ohne Unterschied zu Officiersstellen nach Verdienst militärischer Auszeichnung; 4) eine Stufenfolge militärischer Ehrenbelohnungen.

§. 71.

Bestungen sind nichts anders als Kriegsmaschinen zum Angriff oder zur Vertheidigung, welche, wie alle Maschinen die Stelle der Arbeiter ersetzen. Wie viel derselben ein Land bedürfe oder für dasselbe nützlich seyen, läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen.

~~~~~

Vierter Abschnitt

*Von der Vermehrung der Kräfte des Staats  
durch Bevölkerung.*

§. 72.

Die Stärke des Staats hängt hauptsächlich von der Stärke des Volks ab. Die Stärke eines Volks besteht aber 1) in dem ausgedehnten Wohlstande der Individuen, aus welchen er besteht; 2) in der Menge dieser Individuen, die in einem bestimmten Raume versammelt und nach organischen Gesetzen verbunden sind. Je reicher jedes einzelne Individuum im Staate ist, je mehr solcher Individuen in einem bestimmten Raume leben, und je mehr die Verbindung derselben so organisiert ist, daß der Staat ihre Kräfte leicht concentriren und zu einer Einheit vereinigen kann, desto stärker ist ein Staat, desto mehr kann er als ein Ganzes ausrichten. Die Regierung muß daher das größte Interesse daran

nehmen, auf jedem bestimmten Raume ihres Gebiets, so viele Einwohner zu versammeln, als nur immer möglich ist, und diese in den Zustand zu setzen, daß sie alle zu dem höchsten möglichen Grade von Wohlstand gelangen. Die Vermehrung des Volks ist daher zunächst Zweck der Regierung. Denn ihre Stärke, ihr Ansehen, ihr Einfluß hängt davon ab.

§. 73.

Es ließe sich zwar denken, daß das Volk elend und schwach und der Regent dennoch reich, und zwar eben deshalb reich wäre, weil er das Volk in Armuth läßt. Aber ein solcher Regent würde nur ein reicher Privatmann seyn, sein Reichthum aber könnte doch nie einer Staatsmacht gleichen, welche über die Kräfte einer zahlreichen und wohlhabenden Nation zu gebieten hat. Nur eine solche Macht, als die letztere gewährt, kann für eine Regierung, welche unter Staaten eine Rolle spielen will, Interesse haben.

§. 74.

Vielleicht hat die Natur für keinen Zweck so mächtige Anstalten getroffen, als für den Zweck der Vermehrung des Volks, da der Geschlechtstrieb in den Menschen eine so große Ausdehnung und Stärke hat. Allein theils bedarf auch kein Trieb mehr, einer bestimmten

Regel unterworfen zu werden, wenn er mit dem moralisch-politischen Zwecke eines Staats in Uebereinstimmung gebracht werden soll; theils kann dieser mächtige Naturtrieb dennoch die Volksvermehrung nur wenig befördern, wenn nicht eine solche gefellige Ordnung begründet wird, daß die Neugeborenen auch gehörigen Unterhalt und Pflege finden. Die Einrichtung einer solchen gefelligen Ordnung hängt aber hauptsächlich von den Anordnungen des Staats ab.

§. 75.

Die Volksmenge ist der Inbegriff der in einem Lande wohnenden Menschen; Bevölkerung ist diese Zahl in Vergleich mit dem Flächenraume, den sie bewohnen. Je mehr Menschen auf gleichem Flächenraume in einem Lande wohnen, desto größer ist die Bevölkerung dieses Raumes. Nicht die Volksmenge, sondern die Bevölkerung dient zur Schätzung der Stärke eines Reichs. Wenn daher ein Flächenraum von 60,000 Quadratmeilen eine eben so starke Volksmenge enthielte, als eine andere von 10,000 Quadratmeilen, so ist das letztere Land viel stärker und reicher als das erstere. Es würde selbst bey der Hälfte der Volksmenge stärker als jenes seyn. Dann wenn Kräfte stark wirken sollen, so müssen sie vereint oder concentrirt seyn. Die Stärke eines Reichs wird daher nicht so sehr

durch den Umfang seines Flächenraums, als durch die Masse seiner Bevölkerung bestimmt werden. Um die Mafsregeln zu bestimmen, welche die Regierung ergreifen kann, um ihrem Reiche die gröfst-mögliche Bevölkerung zu verschaffen, müssen wir sowohl die Ursachen der Bevölkerung und ihre Wirkungsweise als auch ihre Hindernisse genau kennen lernen.

## §. 76.

Die nächsten Ursachen der Bevölkerung sind theils innerliche theils äufferliche. Von innen wird die Bevölkerung durch den Zeugungstrieb vermehrt, von aussen durch Einwanderungen.

## §. 77.

Alle lebendige Wesen haben einen unvnderstehlichen Trieb, sich fortzupflanzen und durch denselben hat die Natur am besten für die Dauer des Geschlechts gesorgt. Denn die Zeugungskraft ist in allen lebendigen Wesen so stark, daß sie nicht blofs zureicht, die im gewöhnlichen Lauf der Natur vorkommenden Verluste zu ersetzen, sondern weit mehr von jedem Geschlecht zu erzeugen, als die Natur zerstört. Ihre Vermehrung findet daher nicht sowohl in der Unmöglichkeit, sich noch mehr zu vervielfältigen, als vielmehr in der Unmög-

lichkeit oder in den Schwierigkeiten, die Bedürfnisse zu stillen, ihre Schranken.

§. 78-

Bey Thieren, welche sich nicht um die Zukunft bekümmern, geht der Zeugungstrieb seinen ungehinderten Gang, und wenn den Ueberfluß seiner Production nicht andere Menschen oder Thiere verzehren; so gehen viele wieder von selbst zu Grunde, sobald sie keine Nahrung finden. Der Mensch aber befriediget seinen Zeugungstrieb nicht ganz blindlings, er schränkt ihn durch die Ueberlegung ein, ob er seine Kinder auch ernähren könne, und durch diese Ueberlegung werden die sonst möglichen Zeugungen ganz unglaublich vermindert, wenn es im Lande schwer ist, zu überflüssigen Nahrungsmitteln zu gelangen.

§. 79.

Wenn die Menschen durch jene Reflexion den Zeugungstrieb nicht einschränkten; so würden vielleicht auf eine Ehe zehn bis zwölf Kinder fallen, da jetzt, nach den besten politischen Rechenmeistern zu urtheilen, auch in guten Ländern kaum vier bis fünf gezählt werden können. In dem Maße aber, als die Sorge für die Nahrungsmittel geringer ist, sieht man auch die Zahl der Kinder zunehmen. Daher sind auf

*Jakobs Policygesetzgebung.*

E

dem Lande die Ehen viel fruchtbarer, als in den Städten, und in Nordamerica sind Ehen von neun bis zwölf Kindern die gewöhnlichen.

§. 80.

Aber auch da noch, wo Nahrungsstand, Gesetze und Gewohnheiten den Zeugungstrieb fast auf sein Minimum gebracht haben, werden doch fast allenthalben noch mehr geboren, als gut ernährt werden können. Zwar sterben nicht alle, die leben bleiben könnten, aus Mangel an Nahrung, obgleich dieses Unglück häufiger ist, als man gewöhnlich annimmt; aber sie sterben, weil nicht alles vorhanden ist, was zur Erhaltung ihres Lebens dient. Mangel an zweckmäßiger Kleidung, an guter Abwartung, an Arzeney, an Ruhe u. s. w. bringen viele Kinder um ihr frühes Leben, und wie viel Erwachsene finden den Tod vor der Zeit, weil sie kein Vermögen haben, gesunde Nahrungsmittel, Wäsche, Kleider u. s. w. anzuschaffen? — Alle diese sterben im Grunde aus Mangel.

§. 81.

Das große Geheimniß, die Bevölkerung zu vermehren, besteht daher allein in der Vermehrung der Production von Substanzmitteln. Dafs Leute sich verheirathen werden, dafür darf die Regierung nicht sorgen,

und dazu braucht sie keine besondern Reitzmittel zu erfinden. Es ist vielmehr gut, daß sich die, welche verzweifeln, ob sie eine Familie werden ernähren können, nicht verheirathen, weil sie doch nur andern zur Last fallen, und eine elende Nachkommenschaft in die Welt setzen würden. Aber zur leichten Vermehrung der Subsistenzmittel kann der Staat durch seine Einrichtungen allerdings sehr viel beytragen. Denn das, was die Natur freywillig hervorbringt, reicht nur für wenige Menschen hin; der menschliche Fleiß aber kann die Subsistenzmittel auf eine unglaubliche Art vermehren. Auch liegt eine große Triebfeder in dem Menschen, dieses zu thun. Daß er es aber auf die beste Art thun könne, daß diese Triebfeder mit ihrer vollen Kraft sich zeige, hängt von den geselligen Einrichtungen und Gesetzen des Staats hauptsächlich ab.

Je mehr der Staat die Production in seinem Lande befördert, desto ausgedehnter wird die Zeugungskraft wirken, desto mehr Kinder wird jede Ehe erzeugen, desto mehr werden von den erzeugten Kindern leben bleiben, und desto mehr werden von ihnen Lust bekommen, sich zur rechten Zeit wieder zu verheirathen u. s. w.



## §. 82.

Es ist nicht genug, daß in einem Lande viel producirt werde, es ist auch nothwendig, daß die erzeugten Producte unter die Einwohner des Landes gehörig vertheilt werden, wenn die Production ihre volle Wirkung auf die Bevölkerung äußern soll. Nur dann, wenn die eine Classe der Einwohner, in deren Händen ein Ueberfluß von Producten kommt, der andern Gelegenheit geben kann, ihr den Ueberfluß abzuverdienen, so daß er unter die übrigen vertheilt wird und sie bereichert, wird er das Innere des Landes gehörig bevölkern. Dies hängt aber hauptsächlich davon ab, daß Grundstücke und Capitale sich frey, nach Rechtsgesetzen vertheilen können, und in der Staatsverfassung keine Einrichtungen angetroffen werden, welche einer solchen Vertheilung im Wege stehen.

## §. 83.

Die Nationalökonomie zeigt ausführlich, wie die Production im Staate vor sich gehe, wie die Reichthümer entstehen, vermehrt und gehörig vertheilt werden. Aus ihr muß also die Policy ihre Belehrung entlehnen, um zu bestimmen, welche Mafsregeln sie ergreifen könne, um theils die Production zu befördern, theils aber und insbesondere, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche der Vermeh-

rung der Production im Wege stehen. Denn an sich betrachtet, ist die Luft, sich zu bereichern, oder die Producte zu vermehren, in jedem Volke so groß, daß wenn der Trieb dazu nur keine Hindernisse antrifft, er von selbst die größtmögliche Production erzeugt, ohne daß der Staat besondere Aufmunterungsmittel dazu nöthig hat. Eine vollständige Bevölkerungstheorie würde nichts anders als die Theorie der größtmöglichen Production seyn. Wir setzen diese aus der Nationalökonomie voraus, und begnügen uns, hier nur die hauptsächlichsten Hindernisse anzuzeigen, welche der Bevölkerung entgegenstehen, um daraus das politische Verfahren zu bestimmen, welches die Regierung anwenden müsse, diese Hindernisse wegzuschaffen.

§. 84.

Die Ursachen, welche der Bevölkerung von innen hauptsächlich entgegen wirken, reduciren sich sämmtlich auf Verminderung der productiven Kräfte und der Production selbst. Sie sind vorzüglich:

- 1) Ausgebreiteter Müßiggang;
- 2) Concentrirung der Einnahme in wenig Hände;
- 3) Anwendung großer Capitale im Auslande;
- 4) Ueberfluß an unproductiven Arbeiten und eine zu starke Staatsconsumtion;

## 5) Armuth und Nahrungslosigkeit.

## §. 85.

1) Ausgebreiteter Müßiggang. Wer müßig geht, thut nichts und verzehrt doch, Folglich nimmt er ändern, die etwas thun würden, die Nahrungsmittel weg. So viel Müßiggänger also in einem Lande vorhanden sind, und so viel diese von den Producten der Nation verzehren, um so viel thun sie der Population Abbruch. Denn wenn sie das, was sie verzehren, oder dessen Werth durch Arbeit hervorbrächten; so könnten von dem, was sie sonst von den Producten der übrigen verzehrten, noch eben so viel Menschen leben. Diese würden auch gewiß erzeugt werden, wenn nur die Nahrungsmittel für sie da wären, welche ihnen die Müßiggänger wegzehren.

Die Classe der Müßiggänger steht an zwey Extremen. Auf der einen Seite sind es die Reichen, die großen Gutsbesitzer und Capitalisten, die großen Pfründner und Rentenirer, in wie fern sie nichts nützliches thun; auf der andern Seite die Bettler. In manchen Staaten gibts auch in den mittlern Classen eine große Menge Müßiggänger, nemlich die Klosterbewohner.

Was zuerst die reichen Eigenthümer betrifft; so thut deren Müßiggang den geringsten

Schaden. Denn wenn sie gleich selbst nichts thun; so haben sie doch ein Instrument, das Statt ihrer arbeitet, nemlich ihr Landgut oder ihr Capital. Durch selbiges wird oft so viel hervorgebracht, dafs das, was sie mit allen ihrem Fleisse hervorbringen könnten, eine Kleinigkeit ist. Sie fallen niemanden durch ihren Müßiggang zur Last. Der Staat kann nichts thun, ihm zu wehren, als einerseits sie zur nützlichen Thätigkeit fürs Vaterland, zu Uebernehmung von Staatsämtern, Militärdienste u. s. w. bewegen; theils dem übertriebenen Luxus überflüssiger Bedienten durch sein eignes Beispiel der Einschränkung durch Auflagen und andere gesetzliche Mittel entgegenwirken.

Anders ist es mit denen, welche durch Institute, Stiftungen u. s. w. reich gemacht und zum Müßiggange eingeladen werden. Wo es viel reiche Pfründner gibt, da geht dem Volke ein großer Theil des Nationaleinkommens verloren. Daher darf der Staat Pfründen, die bloß zur Ernährung des Müßigganges bestimmt sind, nicht aufkommen lassen, und wenn er sie nicht mehr hindern kann; so muß er ihnen wenigstens eine solche Richtung ertheilen, dafs die Percipienten derselben zugleich ein nützliches Geschäft übernehmen müssen, das sonst der Staat bezahlen müßte, um dadurch die nachtheilige Wirkung solcher Pfründen zu mindern.

Indessen sind dergleichen Pfründen in wenig Ländern in großer Menge vorhanden. Bedeutender wird der Aufwand dieser Art des Müßigganges, wenn man die Consumtion der Klöster hinzunimmt. In dem alten Frankreich befaßen die Religiösen ein Drittel aller Güter des Reichs, und hatten über 400 Millionen Livres Einkünfte; in Rom soll der sechzehnte Theil der Einwohner aus Geistlichen bestehen; in Spanien gibt es über 400,000 Geistliche und über 500,000 Edelleute; die fast alle müßig gehen, also besteht schon durch diese ein Zehntel der Nation aus Müßiggängern. Das Klosterwesen ist der Bevölkerung weniger durch das Cölibat, als durch den Müßiggang nachtheilig. Wenn Mönche und Nonnen das Feld bestellten, und dadurch ihr Brot verdienten; so möchten sie immer ihr Klostergelübde halten; ihre Enthaltbarkeit würde leicht durch andere, denen sie durch ihren Fleiß Brot verschafften, ersetzt werden.

§. 86.

Was kann aber der Staat thun, wo er eine zu große Menge müßiger Geistlichen findet? Die Praxis hat freylich entschieden. Man hat die Klöster zerstört, und ihre Einkünfte den Finanzen zugeschlagen. Hat der Staat hierzu ein Recht?

Die Geistlichkeit verdankte ihre Güter größtentheils freywilligen Stiftungen. Die Freygebigkeit Carls des Großen und so vieler Fürsten und Privatleute waren nicht immer bloße Opfer des Aberglaubens, sie waren auch der Beförderung der Wissenschaften und der Vervollkommnung der Erziehung bestimmt. Die Ordensmänner waren damals die Wohltäter der Menschheit, welche die Deutschen durch ihr Beyspiel zur Gastfreyheit anfeuerten, sie in allen nützlichen Künsten und selbst im Ackerbau unterrichteten; sie trockneten Moräste, rotteten Wälder aus, machten Haiden urbar, und verwandelten Wildnisse in blühende Fluren. Erst im Mittelalter gerieth der geistliche Stand ins Verderben, und widmete sich der Faulheit. —

In der That läßt sich schwerlich ein Rechtsgrund auffinden, wodurch ein Staat befugt werden könnte, die Güter der Geistlichen willkührlich einzuziehen. Denn die Befugniß den Müßiggang zu steuern, bleibt doch immer durch die Rechtsgefetze eingeschränkt. Das einzige, wozu der Staat vollkommen berechtigt ist, besteht darin, das Vermögen der Klöster zu ihrem ursprünglichen Zwecke anzuwenden, also so kluge Anstalten zu treffen, daß dadurch die Wissenschaften, die sittliche Besserung, der Unterricht, die Versorgung der Way-

fen, die Heilung der Kranken, die Bildung würdiger Priester, die Vervollkommenung des Landbaues, der Handwerke und Künste befördert werden. — Kurz der Staat hat nur für nützliche Beschäftigung der Geistlichen zu sorgen und darnach ihre Zahl zu modificiren.

Wenn der Staat das Eigenthumsrecht eines Menschen oder einer Gesellschaft einmal in Schutz genommen hat; so gibt es keinen Rechtsgrund dasselbe jemals zu zerstören, und sein Recht kann sich nie weiter erstrecken, als es bey seiner Bestimmung zu erhalten, wenn die Verwalter einen für den Staat schädlichen Gebrauch davon machen wollen, also mit den öffentlichen Instituten, welche von Privatleuten oder Regenten gestiftet sind, solche Veränderungen zu treffen, wie es die veränderten Zeitumstände in Verbindung mit den Absichten des Stifters fordern.

#### §. 87.

2) Concentrirung der Einnahme in wenig Hände (§. 84.). Wo die Producte des Landes in wenig Hände zusammengedrängt werden, da kann das Land nie so stark bevölkert seyn, als da, wo mehrere an dem allgemeinen Wohlstande Theil nehmen. Man nehme eine Provinz an, wo 10,000 Familien existiren, die jährlich jede 500 Thaler Einkünfte aus allen ihren Ländereyen gewinnen; so werden

diese sämmtlich ihr gutes Auskommen haben, und auch wenigstens noch 10,000 andern Familien guten Unterhalt verschaffen. Es werden also 20,000 Familien ohne Nahrungsorgen die Welt bevölkern. Nun wollen wir aber annehmen, durch eine Veränderung der Besitzungen kämen die Revenüen aller dieser 10,000 Familien in die Hände von 500 Familien, wo sodann jede 10,000 Thaler jährliches Einkommen erhalten würde \*). Die übrigen würden nun die Arbeiter der Reichen werden, und vielleicht 150 Thaler jeder von ihnen verdienen. Hierdurch würden sie schon sehr verhindert werden, so viel als sonst zur Bevölkerung beyzutragen; viele Arbeiter würden ehelos bleiben, andere würden viel weniger Kinder erzeugen, und von denselben würden mehrere frühzeitig sterben. Die übrigen 10,000 Familien aber, die sich sonst von ihnen unterhielten, würden fast ganz zu Grunde gehen. Denn ihre alten Freunde könnten ihre Arbeit nicht mehr bezahlen und die 500 reichen Herren würden wenig davon gebrauchen können. Diese würden a) weit mehr verzehren, was den Einwohnern des Landes gar nicht zu gute kommt,

---

\*) Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß bey einer solchen Veränderung das Total dieses Einkommens eben so groß bleiben würde, da große Güter selten so gut bewirthschaftet werden als mittlere.



durch Luxuspferde — Hunde — Menagerien — Vogelhäuser u. f. w. Alles dieses wurde sonst von Menschen verzehrt. Besonders aber werden sie viele ihrer Bedürfnisse im Auslande kaufen, weil es die Inländer gar nicht, oder doch nicht schön genug liefern, als Spiegel, Uhren, Gewürz, ausländische Zeuge, Leckeren u. f. w. Alles dieses wird den Inländern entzogen. b) Sie werden viel müßige Menschen ernähren, da die ersten Familien nur solchen etwas zu verdienen gaben, die nützliche Producte für sie hervorbrachten. Haarkräusler, Thürsteher, Kammerzofen, Bedienten, Köche, Musicanten, Comödianten u. f. w. Alle diese aber tragen zur Production nichts bey. Folglich muß bey einer solchen Verzehrung die Population in Abnahme gerathen. Selbst wenn sie alles Geld im Lande ausgeben, befördert die Verzehrung der Reichen nie die Bevölkerung so sehr, als wenn dieses Vermögen unter die mittleren Stände vertheilt ist.

Die Staatspolicey darf nun zwar die bestehenden Eigenthumsverhältnisse nicht zerstören, also kann sie auch die großen Gutsbesitzer und die reichen Capitalisten ihres Reichthums nicht berauben. Aber sie kann doch der künstlichen Zusammenhaltung des Vermögens und dem Princip der schlechten Verwaltung ihren Beystand versagen. Sie kann z. B. die Staats-

domainen so verpachten, daß die größtmöglichste Production daraus entspringt, welches immer dadurch geschehen wird, wenn die Pächter keinen größern Umfang von Ländereyen erhalten, als den sie gehörig übersehen können, und wobey das Interesse, alles Land aufs beste zu cultiviren, nicht verloren geht, wodurch, unserm Principe gemäß, auch die größte Volksmenge erhalten wird. Sie kann ferner die Abschaffung aller Rechte und Privilegien, obgleich selbst nach Rechtsgesetzen begünstigen, welche auf schädliche Zusammendrängungen der Vermögensmasse in eine Hand wirken, als der schädlichen Successionsordnung, wornach die großen Güter einem Familiengliede zugespitzt und die übrigen in Armuth geworfen werden, der Fideicommissse, Majorate, Primogenituren, Minorate, und wie sonst noch die Sprossen des feindseligen Lehnsystems heißen, welche bloß Kinder eines eiteln Stolzes sind, und welche die natürliche Erbfolge zerstören. Denn durch diese Mißbräuche werden einige aus der Familie alles Fleißes überhoben, so daß sie ihr unnützes Leben in prächtigem Müßiggange durchschwelgen. In solchen politischen Ungeheuern herrscht ein der Bevölkerung geradezu entgegenstrebendes Princip, nemlich wenig Kinder, besonders gar keine Töchter zu erzeugen. Alle jüngern Brüder so wie die Schwestern sind zum Cölibat oder

mit ihren Abstämmlichen zum darbenden Elende und kriechender Niederträchtigkeit verdammt, weil das Vorurtheil des Standes in ihnen die Meinung erhält, es sey edler, vor dem reichen Bruder zu kriechen, und dessen Speichel zu lecken, als sich sein Brot durch Arbeit zu verdienen.

Wo der, welcher den Acker bauet, kein Grundeigenthum, oder gar überall kein Eigenthum erwerben kann, da finden gleichfalls Verhältnisse Statt, die der Bevölkerung entgegenwirken. Nur wenn es möglich wäre, daß die Leibeigenen von den großen Gutsherren kleinere Landstücke als Eigenthum gewinnen und frey besitzen könnten, um durch Fleiß und Industrie sich wohlhabend zu machen, und zugleich andern Unterhalt zu geben, würden sich die Familien ungehindert vermehren. Alles was in der Folge von der Beförderung der Gewerbe gesagt werden wird, wirkt auch auf die Bevölkerung, und die Regierung hat also ein zweifaches Interesse bey Beförderung der Gewerbe.

§. 88.

Noch mehr verdient die künstliche Zusammenziehung des großen Einkommens in die Hauptstadt, eine ernsthafte Betrachtung, da sie selbst ein Werk der Staatsoperationen ist, die Regierung also auch diesem Uebel am ersten ab-

helfen kann. Wenn wir nehmlich untersuchen, wodurch sich unsere Hauptstädte so sehr vergrößern; so finden sich folgende Ursachen: a) Der größte Theil des Einkommens des ganzen Landes strömt dahin, und wird theils von dem Hofe, theils von den großen Staatsdienern, Pensionärs u. s. w. verzehrt; b) Da gewöhnlich in der Hauptstadt der größte Handel getrieben wird, so etabliren sich daselbst die großen Handelscompagnien, folglich auch die Capitalisten, welche Actien darin haben, um die Dividenden daselbst zu ziehen und zu verzehren; c) Die Staatsrenten werden gleichfalls größtentheils dort verzeht, da die Familie des Regenten und alle Großbeamten des Reichs daselbst leben; d) Viele reiche Gutsbesitzer ziehen sich dahin und verzehren ihre Einkünfte daselbst; e) Die großen Fabriken finden dort am besten ihren Vortheil. Diese Umstände, welche zum Theil natürlich sind, machen schon, daß die Provinzen ihres besten Markes beraubt werden. Wirkt aber die Regierung noch stärker dahin, die Hauptstadt zu vergrößern; versammelt sie den ganzen Adel daselbst, häuft das Hauptcorps der Armee in derselben an, verlegt alle Haupttribunale und Landescollegia in dieselbe, zieht durch Monopole und sonstige Begünstigungen die Hauptfabriken und alle öffentliche Institute für Gelehrsamkeit, Unterricht, Künste u. s. w. dahin;

und läßt alle große Zahlungen dafelbst verrichten; so wird die Hauptstadt ein noch größeres Uebel für die Bevölkerung. Eine Menge Nichtsthuer und Müßiggänger — ein liederliches und sittenloses Leben, entreißt der Bevölkerung des Landes jährlich viele Tausende. Die Hauptstadt verschlingt den größten Theil des Einkommens der entfernten Provinzen, und hungert diese, so wie sich selbst aus. Eine oder zwei Tagereisen um sie herum ist alles lebhaft, alles blühend durch den Verbrauch der großen Stadt — aber weiterhin wird der Erdboden öde und dünne bevölkert, wenn nicht besondere Ursachen einer stärkern Bevölkerung vorhanden sind. Die Hauptstadt ist der Sammelplatz der Ehelosen und der Verschwender. Da entnerven sich die Männer, da werden in einer Nacht ganze Landgüter, oder doch die Gelder die zu ihrer Verbesserung hätten bestimmt seyn sollen, verpraßt. Die Sitten werden verdorben, und die Verderbnisse werden durch die Hauptstädter in die Provinzen geschickt.

Wenn daher ein Land in kleine Striche oder Kreise abgetheilt wird, wo die Landbauern ihr Feld und ihre Häuser für sich haben, und wo jeder Kreis seine Stadt, jede Provinz ihre Hauptstadt hat, wenn der Cultur sowohl als den Kunstgewerben vollkommne Freiheit gestattet ist, und keiner Stadt oder Provinz

vor der andern Begünstigungen wiederfahren; so werden der Ackerbau und die Gewerbe viel blühender seyn, die Nahrungszweige werden sich in alle Stellen des Reichs verbreiten, und das ganze Volk wird wohlhabender und zahlreicher werden. Die stehende Armee, die Justiz- und Cameralcollegia u. s. w. müssen durch alle Provinzen proportionirlich vertheilt seyn — dergestalt, dafs sie denen die öffentlichen Einnahmen wieder zurückzahlen, von welchen sie solche empfangen.

§. 89.

3) Anwendung grosser Capitale im Auslande. Wenn ein Staat Colonien hat, und sich auf denselben den Monopolhandel zu erwerben weifs, so ist es sehr begreiflich, dafs er durch einen solchen Handel sehr viel gewinnen mufs. Dieses lockt die Einwohner des Mutterlandes, ihre Capitale auf einen solchen Handel zu legen und grosse Gewinnste zu machen. Dergleichen Capitale gewähren aber nur den Einwohnern in den Colonien Unterhalt, dem Mutterland werden sie entzogen und blos ein Theil des reinen Gewinnes kehrt dahin zurück. Nun fehlt es den innern Gewerben, dem Landbaue und den Manufacturen an Capitalen, wenn nicht etwa das Land schon so reich ist, dafs es überflüssige Capitale hat. — Da andere Länder

*Jakobs Polizeygesetzgebung.*

F

von dem Coloniehandel ausgeschlossen sind; so können deren Capitale mit den ihrigen nicht concurriren; sie werden daher auf Ackerbau und Manufacturen verwandt, und versehen das Land, welches seine Capitale aus dem Lande treibt, damit; es fehlt also den Inländern an hinreichender Nahrung und Beschäftigung. Die Bevölkerung des Landes muß also dabey sehr zurückkommen.

Die großen Capitale der spanischen und portugiesischen reichen Leute sind fast sämmtlich in ihren Colonien von America beschäftigt, wo sie 20 — 30 Procent gewinnen; zu so hohen Zinsen können aber wenige Capitale in den Mutterländern selbst angelegt werden; folglich unterbleibt daselbst aller Ackerbau und alle Manufacturarbeit, die nicht so viel einbringen. Da Holländer, Engländer, Franzosen, Deutsche u. s. w. zufrieden sind, wenn sie 6 — 8 Procent bey ihren Unternehmungen gewinnen; so liefern sie die nöthigen Waaren den Spaniern und Portugiesen um viel wohlfeilere Preise, als sie solche selbst verfertigen könnten. Hierdurch aber nähren die Spanier und Portugiesen zwar mehrere Holländer, Engländer, Franzosen und Deutsche, aber ihr eigenes Land büßt dieses alles ein; folglich muß die Bevölkerung zurückbleiben.

Selbst bey den klügsten Nationen trifft man zuweilen eine falsche Politik in die-

sem Stücke an. So beschäftigte, nach des Ministers Pitt Angabe, im Jahr 1804 der auswärtige Handel der Engländer 80 Millionen Pfund Sterlinge, und ein großer Theil davon war bloß durch Staatskünste in den auswärtigen Handel getrieben. Diese empfangen also meistens die Colonien und bezahlen damit größten Theils ihre Arbeiter. Man setze, die Hälfte davon würde in Großbritannien verwandt; so würden so viel Arbeiter mehr in diesem Lande leben können, als 40 Millionen Pfund Sterlinge zu ernähren im Stande sind.

In den preussischen Staaten betrieb vor kurzem die Seehandlungsoompagnie den größten Theil des ausländischen Handels monopolistisch. Man setze, derselbe würde frey gegeben; so würden wahrscheinlich die Engländer und Holländer sich wieder eines Theils desselben bemächtigen. Man nehme an, es würden dadurch zwey Millionen preussischer Thaler ins Land zurückgetrieben, deren Stelle im auswärtigen Handel nun die Capitale fremder Völker verträten; so würde zwar Preußen diese zwey Millionen den Ausländern verzinzen müssen; aber dafür würden die zurückgekehrten zwey Millionen im Lande angelegt werden, und so viel Arbeiter ernähren, als zwey Millionen in diesem Lande jährlich ernähren können.



Eben so wenig hat Rußland Ursache, eifrig zu seyn, wenn fremde Schiffe und fremde Kaufleute ihm fremde Waaren zuführen, so lange seine innern Capitale noch nicht hinreichen, seine Ländereyen urbar zu machen und die dem Lande nöthigen Fabriken in Gang zu bringen. Ein durch Kunst verursachter ausländischer russischer Proprehandel würde nur der Bevölkerung schaden.

#### §. 90.

4) Ueberfluß unproductiver Arbeiter, oder eine zu große Staatsconsumtion. Nichts ist lächerlicher, als wenn man aus dem Grunde die Beybehaltung vieler Staatsstellen wünscht, weil doch dadurch eine Menge Menschen ernährt werden. Denn es ist wohl zu merken, daß alle, die der Staat besoldet, auf fremde Kosten leben. Wenn ihnen nun der Staat nichts gäbe; so würden sie irgend etwas anders thun, und sich ihr Brod verdienen müssen. Sie würden also dann auf ihre eignen Kosten unterhalten, und die Contribuenten behielten das, was sie zur Erhaltung dieser Staatsdiener geben mußten, und könnten damit andern Menschen etwas zu verdienen geben.

So weit nun Staatsdiener nothwendig und nützlich sind, müssen sie freylich bezahlt wer-

den; die Unterhaltung überflüssiger Staatsdiener thut aber der Production und hierdurch der Bevölkerung von zwiefacher Seite Abbruch, a) indem die Ueberflüssigen nichts Nützliches thun, wodurch dem Lande das Product entzogen wird, das es durch ihre Hände hätte erhalten können; b) dadurch, daß sie den übrigen Einwohnern etwas abnimmt, wodurch diese etwas hätten gewinnen, folglich auch mehr Menschen hätten ernähren können.

§. 91.

5) Armuth und Nahrungslosigkeit. Wo die Menschen keine Mittel vor sich haben, ihren Unterhalt leicht zu verdienen, und sich und ihre Familien leicht zu ernähren, da zaudern sie, Ehen zu schließen, und wenn sie sich auch dazu verstehen, so wenden sie allerley Mittel an, das Kinderzeugen zu verhindern, oder sich doch auf wenig Kinder einzuschränken, und wenn sie ja Kinder zeugen, so kommen die mehresten aus Noth und Mangel wieder um, oder es werden schwächliche und elende Menschen, welche die Race verderben. Wo die arbeitende Classe arm, wo das Arbeitslohn so gering ist, daß kaum ein Mensch dabey sein elendes Leben hinschleppen kann, da muß nothwendig die Bevölkerung sehr rückwärts gehen. Sie leidet um so mehr, weil die Arbeiter

allenthalben die zahlreichste und stärkste Classe der Menschen ausmachen. Die höheren Stände verweichlichen leicht, und ihre Kinder haben selten starke und gesunde Körper. Der Mittelstand und der gemeine Mann macht eigentlich den Kern der Nation aus. Hat nun der Handarbeiter nichts, so ist dieses ein Zeichen, daß auch der Mittelstand leidet, weil dieser sonst jenem Nahrung verschaffen würde. Es vertrocknet also die Nation in ihrem Stamme, wenn die untern Stände nicht wohlhabend sind. Ist Nahrung im Lande, kann jeder Arbeit finden; so sucht sich jeder, sobald er nur den Trieb der Mannheit fühlt, ein Weib, und glücklich für den Staat, wenn die Noth ihn nicht zu rechnen zwingt, wo seine Frau zu kindern aufhören soll. Dann vermehrt sich ein Volk so schnell, daß es viel Verluste tragen kann, ehe es mit ihm zur Abnahme kommt. Die Armuth kann aus verschiedenen Ursachen herrühren:

- 1) Weil sich schon die übrigen Einwohner aller Nahrungszweige bemächtigt haben, und keiner im Lande mehr ausfindig zu machen ist. Hier würde die Armuth eine Folge der Uebervölkerung seyn und der Fall eintreten, daß der Staat auf Verminderung seiner Volksmenge bedacht seyn müsse. Denn was sollte er mit Menschen machen, die sich ihre Nahrung nicht her-

vorbringen, also sie den übrigen nothwendig abwegzehren müssen. So oft auch alte und neuere Schriftsteller und Staatskündige geglaubt haben, daß ein solcher Zustand der Uebervölkerung hie und da vorhanden gewesen ist; so ist es doch so lange zu bezweifeln, als noch eine Erweiterung oder Vervollkommenung des Ackerbaues in dergleichen Ländern möglich ist, oder als sich noch Manufacturen einführen lassen, wodurch Lebensmittel aus fremden Ländern hereingezo-gen werden können. Keini-jetzt bestehender Staat und keiner, der vorher bestanden hat, hat bewiesen, daß er alle Mittel, die in seiner Gewalt standen, gehörig benutzt hat, um eine noch größere Production zu bewirken. Die Politik darf daher auch noch nicht fragen: wo werden wir das arme Volk los? sondern wie schaffen wir ihm eine Gewinn bringende Arbeit?

- 2) Weil einige wenige sich ausschließlich der Producte des Landes bemächtigt haben, und die Arbeiter durch Zwang im Zustande des Mangels erhalten. Dieses kann nur der Fall da seyn, wo Sklaverey und Leibeigenschaft eingeführt ist. Denn wären die Arbeiter frey, so würden sie sich bald einen solchen Lohn zu verschaffen wissen,

daß mehrere unter ihnen reich würden. Existiren aber in einem Lande nur wenige Grundherren, und haben es diese in ihrer Gewalt, den Lohn der Arbeiter nach Willkür zu bestimmen; so werden sie die Arbeiter in eine solche Lage setzen, daß sie nie mehr als ihr dürftiges Auskommen haben. Der Ueberfluß der Products aber wird Ausländern für Luxuswaren zufließen. Ist in einem solchen Reiche noch viel unbebauetes Land, so wird die Bevölkerung, der Armuth und des Elendes der arbeitenden Classen ungeachtet, doch lange Zeit hindurch fortfahren. Denn da die Herren ihren Vortheil dabey finden, ihren Ackerbau zu erweitern, so werden auch die Arbeiter keine Noth haben, für die nothwendigsten Bedürfnisse ihres Lebens zu sorgen, und auch eine kärgliche Existenz ist immer hinreichend, die Arbeiter zur Vermehrung ihrer Familien zu locken. Dennoch steht ein solcher Fortschritt der Bevölkerung in keinem Vergleich mit demjenigen, welcher Statt finden würde, wenn die Arbeiter durch ihren Fleiß selbst zu Grundeigenthum gelangen, wenn dadurch eine Classe wohlhabender Ackerbauern entstehen könnte, welche zugleich zur Manufacturararbeit aufmantern

würde, und wenn die Freyheit der Arbeiter ihnen einen Antheil von dem, was sie produciren helfen, verschaffen könnte, wovon sie nicht blofs kärglich, sondern reichlich leben könnten. Mit der schnelleren Erweiterung und Vervollkommnung des Ackerbaues, die dadurch entstehen würde, und der Entstehung der für die wohlhabenderen Ackerleute nöthige Manufacturen, würde die Bevölkerung in solchen Ländern Riesenschritte machen, Statt dafs sie jetzt wie eine Schnecke schleicht.

- 3) Weil es an Capital fehlt, die Arbeiter zu beschäftigen. Lösung aller Fesseln der Gewerbe und leichter Zugang sich durch Arbeit Grundeigenthum zu erwerben, wird dieses schaffen.

§. 92.

Zeugungen zu veranlassen, wo weder eine moralische Triebfeder vorhanden ist, die Kinder gut zu erziehen, noch eine sichere Aussicht, dafs die Kinder ihr gutes Unterkommen finden werden, zu Zeugungen also zu reitzen, um nur Kinder zu haben, und das Volk zu vermehren, reimt sich mit keiner gefunden Politik. Daher ist es im höchsten Grade unpolitisch, auf die unehelichen Zeugungen grossen Werth zu legen, und sie als eine bedeutende Quelle der Bevölke-

rung vorzustellen. Denn selbst angenommen, daß die Erzeugten als starke und gesunde Kinder zur Welt kämen, so wirken doch eine Menge Ursachen dahin, daß sie durch Verwahrlosung und Mangel verwahrlost, häufig in frühem Alter umkommen, oder doch zuletzt schlechte Bürger werden. Wo die Natur eine so reiche Quelle der Bevölkerung begründet hat, da sind künstliche Mittel, sie zu verstärken, unnöthig. Es ist genug, wenn man für Mittel sorgt, ihre Producte zu erhalten.

## §. 93.

Man hat berechnet, daß in den cultivirtesten europäischen Ländern der Zeugungstrieb wohl vier bis fünfmal soviel Kinder hervorbringen würde, wenn er nicht durch Mangel an Subsistenzmitteln eingeschränkt würde. Er findet in dem Wohlstande die kräftigste Aufmunterung und zeigt sich dann bei der arbeitenden Classe am kräftigsten. Sechs bis zehn Kinder kommen an die Tagesordnung, wenn der gemeine Mann sicher ist, daß ihm deren Ernährung keine Noth macht. Ist dieser Strom recht eröffnet, so werden daneben alle andere Malsregeln unbedeutend und fast überflüssig. — Also nur alles aus dem Wege geräumt, was die Nahrungsquellen im Lande verstopft, was den Fleiß hemmt, was den Capitalen eine unnatür-

liche Richtung gibt, was die arbeitenden Classen unterdrückt, sie zu Sklaven macht und sie um ihren Gewinn und die Producte ihres Fleisses bringt.

Die Regierung kann oft diese Hindernisse, die in der Barbarey entstanden, und mit in die cultivirte Zeit übergegangen sind, nicht so gleich heben, weil mancherley Rechtsverhältnisse, die sie heilig achten muß, die Mittel dazu einschränken. Aber sie muß sie doch alle genau kennen, um ihnen selbst von weitem und durch allerley Umwege entgegen zu wirken, wo es direct nicht angeht, alles zu begünstigen und zu allem aufzumuntern, was die der Bevölkerung nachtheiligen Verhältnisse wegchaffen kann und keine neuen aufkommen zu lassen, die sie vermehren.

§. 94.

Statt sich damit zu befassen, dem Hauptreitze, d. h. der Aussicht, leicht sein Brot zu verdienen, zur Vermehrung des Geschlechts Stärke zu geben, hat man sich lieber damit beschäftigt, die mehr in die Augen fallenden Ursachen, welche die Bevölkerung direct angreifen, aufzuheben oder doch gegen sie zu declamiren. Diese sind vorzüglich

- 1) Seuchen und Epidemien;
- 2) Auswanderungen;
- 3) Ehelosigkeit;



## 4) Krieg und stehende Armeen überhaupt.

Betrachtet man aber alle diese Ursachen näher; so wird man zwar finden, daß sie allerdings die Volkszahl vermindern oder dessen Wachsthum entgegen wirken, und es ist daher auch die Aufmerksamkeit des Staats auf sie in mehr als einer Hinsicht nothwendig. Allein auf die Entvölkerung wirken sie doch nur in so weit stärker, als sie selbst Folgen des Mangels an Subsistenzmitteln sind. Ist dieses nicht der Fall; so ersetzt der Ueberfluß der Nahrungsmittel den durch sie verursachten Verlust viel schneller, als man glauben sollte, wie die Betrachtung jedes einzelnen Punctes noch deutlicher zeigen wird.

## §. 95.

1) Krankheiten herrschen alle Jahre bey jedem Volke, aber Seuchen und Epidemien sind außerordentliche Zerstörer des Volks. *Sassmilch* berechnet, daß die Pest oft ein Drittel, ja die Hälfte von den Einwohnern eines Landes weggerafft habe. Was das gelbe Fieber für Verheerungen anrichtet, ist bekannt. Die Pocken tödten zuweilen das dritte Kind. Daß nun die Policey diesen Uebeln entgegenwirken müsse, dazu liegt allerdings auch ein Grund in dem unmittelbaren Interesse der Regierung, den es an der Bevölkerung nimmt. Eben so dringend fordert sie aber auch der Zweck der Un-

terthanen, ihr Leben und ihre Gesundheit zu schützen, dazu auf. Wir werden daher in der folgenden Abtheilung die Mittel, diesen Uebeln entgegenzuwirken, ausführlich abhandeln.

Man pflegt auch wohl die Selbstmorde und Kindermorde mit unter die Ursachen der Entvölkerung zu rechnen, und daher einen Grund zu ihrer Befrafung oder Verhinderung zu entnehmen: Allein dieses ist eben so, als ob ich den, welcher aus einem Flusse trinkt, anklagen wollte, daß er dem Flusse sein Wasser raube.

Die Schutzblättern auszubreiten und gemein zu machen, ist unstreitig sehr wohlthätig. Aber sie mit Gewalt aufzudringen, widerspricht dem Rechte der Bürger. Denn der Grund, weshalb sie ihren Kindern die Schutzblättern nicht wollen einimpfen lassen, besteht allein in der Einbildung, daß sie schädlich oder unnütz, oder überflüssig sind. Ist das erste; so wäre es grausam, wenn der Staat den Eltern ihre Ueberzeugung aufdringen und ihren Kindern ein Uebel (ihrer Meinung nach) zufügen lassen wollte. Der Staat kann also hierbey nichts thun, als Belehrung auszubreiten, die Ausführung durch öffentliche Anstalten, Aufmunterung dazu, durch Belohnungen und Volksschuler zu erleichtern. Mehreres hiervon unten (§. 118.).

## §. 96.

2) Fast in allen Staaten findet man sehr lange und weitläufige Verordnungen gegen die Auswanderungen, und wo dergleichen ja erlaubt werden, da ist doch das Auswandern sehr durchs Abzugsrecht erschwert.

Allein alle diese Verbote und Einschränkungen, deren Recht selbst, das mindeste gesagt, höchst zweydeutig und ungewiß ist; und die also schon deshalb verwerflich sind, machen das Land zu einer Art von Gefängniß, und haben mehr nachtheilige als vortheilhafte Folgen für die Bevölkerung des Landes. Gefällt es dem Leuten im Lande wohl, so werden sie von selbst bleiben. Die sicherste Methode, die Menschen im Lande zu behalten, ist, wenn die Regierung gegen jedermann gerecht und gut ist; wenn sie die Rechte der Menschheit, nach denen sich jeder sehnt, schützt, oder herstellt, nemlich freye Disposition über seine Person und sein Eigenthum, das Recht, zu gehen, zu kommen, zu bleiben, zu reden, zu lesen und zu schreiben wie man Lust hat, wenn man nur dabey die Rechte der übrigen schonet. Wo diese Rechte unangetastet bleiben, da können alle Verbote der Auswanderung aufgehoben werden.

Kommt einigen dennoch das Auswandern an und glauben sie, ihren Vortheil dabey zu finden;

so lasse man sie gehen. Diese Freyheit lockt statt deren; wiewohl mehr andere herbey. Die Vorstellung, daß man ein Land verlassen könne, sobald man will, hält die Menschen am ersten darin zurück.

Ueberdem sind dergleichen Auswanderungsverbote noch dazu unwirksam. Der Arme, welcher in der Mitte eines großen Reichs und weit von der Grenze wohnt, kann nicht auswandern, und den Armen, welcher den Grenzen nahe ist, müßte man in Fesseln legen, wenn man ihn verhindern wollte, auszuwandern. Allenthalben gibt es Emigranten aus Ländern, die geschlossen seyn sollen. Der Reiche aber weiß sein Vermögen auf tausenderley Weise heimlich herauszubringen, sobald er fort will; er verwandelt es in Waaren, deren Ausfuhr erlaubt ist, und in kurzer Zeit hat er es fortgeschafft. Wenn aber auch diese Verbote und der Abschloß einiges Vermögen und einige Familien im Lande zurückhalten; so hindern sie auch, daß anderes Vermögen und andere Menschen hereinkommen. Denn jedermann fürchtet sich, Capitale in einem Lande anzulegen, wo er Umstände hat, es beliebig wieder herauszuziehen; Niemand begibt sich gern in ein Land, das ihn und seine Kinder einzusperren droht. Daher auch alle Colonisten immer unter der Bedingung eingeladen werden, daß sie das Land wie-

der beliebig sollen verlassen dürfen. — Weg also mit dergleichen Schranken und etwas mehr Freyheit dafür für die gedrückten sich unglücklich fühlenden Stände. In der Regel ist die Liebe des Menschen zu seinem Vaterlande so natürlich und so stark, daß nur die schrecklichsten Uebel ihn aus denselben treiben, oder die glänzendsten Reitzungen aus demselben locken können. Letztere kommen nur wenigen vor, und es wäre hart und ungerecht, wenn der Staat solche an ihrem Glücke hindern wollte; erstere kann der Staat wegschaffen oder vermindern. Denn in der That können die Staatsübel sehr groß seyn und doch bleibt der Gedrückte in seinem Vaterlande. Nur die gewaltsamen Vertreibungen eines Ludwig des Vierzehnten, konnten die schon längst geplagten Hugonotten aus dem Lande treiben.

Wenn die Landespolicey dafür sorgt, daß die pomphaften Einladungen zu Colonialanlagen in fremde Länder, nach ihrer Wahrheit, durch öffentliche Blätter geprüft, und das Volk über die Nachtheile einer solchen Veränderung durch verständige Männer belehrt wird; so erfüllt sie eine Pflicht gegen die Regierung und das Volk zugleich. Auch hat sie ein Recht, Emigranten und Werber für Ansiedelungen in fremden Ländern, in ihrem Lande nicht zu dulden. Denn ohnerachtet, sie jedermann die Freyheit verstat-

tet auszuwandern; so kann doch eine absichtlich auf Entvölkerung des Staats hinarbeitende Ursache im Lande nicht gelitten werden, und wenn daher die Regierung dergleichen Emiffarien, Anwerber, Verführer und Unterhändler nicht duldet; so verletzt sie niemandes Rechte, sondern widersetzt sich nur einer Unschicklichkeit, indem sie zugleich ihre Unterthanen gegen Täuschungen verwahrt.

§. 97.

3) Wenn von Bevölkerungshindernissen die Rede ist, so steht gemeinlich das Cölibat an der Spitze, und vor allen das priesterliche, das in catholischen Ländern den ehelosen Stand einer grossen Menge von Menschen zur Pflicht macht.

Ich unterfuche hier nicht, ob wirklich die Religion ihren Dienern das Cölibat vorschreibe, ob es mit den Sitten der catholischen Priester nicht besser stünde, wenn sie verhehlicht wären, oder ob vielleicht das Cölibat der Priester seine politischen und moralischen Vorthelle habe. Ich unterfuche nur, ob das Cölibat eines ganzen Standes wirklich der Bevölkerung so nachtheilig sey, als man gewöhnlich glaubt? Diese Frage aber glaube ich gradezu verneinen zu müssen. — In einem gefunden Staate wird alenthalben eine Familie entstehen, wo Platz

*Jakobs Policeygesetzgebung.*

G

und Nahrung für eine Familie ist, und die Stellen der Geistlichen werden bald andere Familien einnehmen. Nur in einem Lande, wo den Fremden der Zugang verperrt wäre, das durch den Saamen sehr weniger Menschen bevölkert werden müßte, würde das Cölibat der Geistlichen die Bevölkerung hemmen, oder wo der Priesterstand über alles Verhältniß mit dem Stande der Laien vermehrt würde. Diese unmäßige Vermehrung muß auch aus andern Gründen verhindert werden (S. §. 89.). Hiermit wird das Cölibat der Geistlichen nicht vertheidiget, sondern nur sein Einfluß auf die Bevölkerung gewürdiget. Eine andere Art von Ehelosigkeit ist für die Bevölkerung viel verderblicher, ich meine nemlich die, welche nicht höhere Geistesvollkommenheit, sondern nur ungebundene Ueppigkeit zum Zwecke hat, die sich aus den großen Städten, wo der Luxus herrscht, wie eine giftige Seuche in alle Stände der Gesellschaft einschleicht, welche die Tugend ausrottet, indem sie die Menschen mit dem Geschmacke für rohe Wollüste erfüllt, sie aller feinem Gefühle beraubt, und ihnen bloß den thierischen Instinct übrig läßt, die selbst den Willen, Kinder zu zeugen, zerstört, die Schwächlichkeit und Entnervung bis zu den spätesten Nachkommen bringt und jene traurigen, dunkeln und schändlichen Ausschweifungen er-



## Von Beförder. der Zwecke der Regierung.

zeugt, die über beyde Geschlechter, über alle Stände und Alter unaussprechliche Uebel verbreiten.

Leider aber kann der Gesetzgeber diese Uebel nur beweinen, nie mit Gewalt, verhindern. Nur in so weit als der Staat zur Aufrechterhaltung guter Sitten etwas beytragen kann, als er keinen künstlichen Zusammenfluß müßiger Verschwender in den Hauptstädten veranlaßt, als er die Vertheilung des Vermögens nicht hindert, als er verhindert, daß die niedern Stände nicht ihres Wohlstandes beraubt werden können, und als er dem Laster wenigstens kein Privilegium verstattet, wirkt er dergleichen Ausschweifungen entgegen. Dieses gehört in die folgende Abtheilung. Der Staat kann keinen guten Zweck befördern, der nicht zugleich auf die Bevölkerung einen nahen oder entfernten vortheilhaften Einfluß haben sollte.

### §. 98.

Nichts kann unwirkfamer gegen die einreißende Ehelosigkeit seyn, als die Mittel, wodurch man zu Ehen und zu Vermehrung der Kinderzeugungen locken oder gar zur Verhehlung zwingen will. Das erstere sollten die Gesetze thun, welche Prämien auf viele Kinder Einer Ehe setzten. Die Römer hatten eine Menge Gesetze, wodurch sie zur Ehe einladen oder



auch zwingen wollten. Sie zeichneten die Verhehelichten von den Unverhehelichten vortheilhaft aus, und ertheilten insbesondere denen, die mehrere Kinder hatten, große Vorzüge. Wer die meisten Kinder hatte, erhielt unter allen übrigen Candidaten bey Aemterbesetzungen den Vorzug, und in einem und demselben Amte ging der, welcher mehr Kinder hatte, den übrigen, und der Verhehelichte den Ehelosen vor. Wer drey Kinder hatte, war von allen persönlichen Lasten befreyet, und freygeborne Weiber, die drey, freygelassene Weiber, die vier Kinder hatten, wurden der beständigen Vormundschaft, welcher sonst die Weiber unterworfen waren, entlassen. Im Theater hatten die Verheiratheten bessere Plätze, als die Ehelosen. Bey Ansuchung um obrigkeitliche Stellen wurde denen, die das gehörige Alter noch nicht hatten, für jedes erzeugte Kind ein Jahr nachgelassen. Ehelose Frauenzimmer über fünf und vierzig Jahre durften keine Juwelen tragen, und sich keines Tragessels bedienen. Welche eine Menge ungerechter und unbilliger Kränkungen für die Unverhehelichten sind in diesen Gesetzen enthalten! — Ludwig der Vierzehnte ertheilte denen Pensionen, welche zehn bis zwölf Kinder hatten, und in andern Ländern trifft man ähnliche Verfügungen an. Schwerlich haben sich aber wohl viele um dieser Gesetze willen

## Von Beförder. der Zwecke der Regierung. 101

fetze willen zur Heirath entschlossen, oder darin einen Grund gefunden, ihre Familie zu vermehren.

Die Hagestolzen oder Personen, die sich bis zu einem bestimmten Alter, bey hinlänglichem Auskommen und ohne wichtige Ursachen nicht verheirathen, haben die Gesetze sehr häufig verfolgt. In manchen Staaten durfte ein solcher Hagestolz gar nicht testiren, sondern sein Vermögen fiel dem Fiscus anheim. Man hat hierüber auch in unsern Zeiten die ungerechtesten Vorschläge gethan, z. B. daß jeder ledige Mann von funfzig, und jedes ledige Frauenzimmer von vierzig Jahren ein Drittel ihres Einkommens zu Stiftung von Brautcaffen schon bey Lebzeiten hergeben solle. Selbst das preussische Landrecht hat die Hagestolzen nicht ganz frey ausgehen lassen, und hat, um der Ehelosigkeit der höheren Stände vorzubeugen, die Ehe zur linken Hand eingeführt. Es sind aber beyde Mittel, die Ehen zu befördern, nur Flickwerk, und um so mehr zu verwerfen, da sie in der That den rechtlichen und moralischen natürlichen Begriffen widerstreiten. Das Recht verlangt Freiheit in Ansehung alles dessen, was die Glückseligkeit eines Menschen ausmacht, und die Moral fordert, daß der Staat nichts verordnen solle, was die Menschheit erniedriget, und was einer vertragschließenden

Partei zumuthet, was einzugehen, was seiner moralischen Würde entgegen ist. Das letztere geschieht aber in der Ehe zur linken Hand. Das Weib, welches eine solche Verbindung eingeht, entragt dem Rechte des gleichen Standes, der Bedingung der intimen Freundschaft, welche eine Hauptfache in der moralischen Ehe seyn soll; sie erniedriget sich zur bloßen Magd des Mannes, und der Mann bringt seine eignen Kinder absichtlich um die Vortheile seines Standes. Der Entschluß zu einer solchen ungleichen Heirath kann nur in der Seele eines unfittlichen Menschen emporkommen, und Unfittlichkeit darf der Staat nicht begünstigen. Das Nationalgefühl ist auch diesen Ehen zur linken Hand im Preussischen so zuwider gewesen, daß nicht eine einzige zu Stande gekommen ist. So sehr scheuen sich die Menschen, das gesetzlich und öffentlich zu thun, was sie sich heimlich alle Tage erlauben.

Die Heirathscassen, welche unter mannichfaltigen Nahmen gestiftet worden sind, locken oft nur loses Gefindel zusammen — und müssen daher wenigstens mit großer Behutsamkeit angelegt werden. Die Policey muß sich mit Einrichtungen dieser Art nicht befassen, sondern sich nur eine negative Aufsicht darüber erlauben. Sie sind in politischer Hinsicht von keiner so großen Wichtigkeit, daß der Staat

ſie ſtiften oder ihre Stiftung beſonders begünſtigen ſollte. Denn dem Staate kann an Ehen nicht ſehr viel gelegen ſeyn, deren Glieder gleich bey dem erſten Anfange verzweifeln müſſen, ob ſie auch genug haben und verdienen werden, ſich und ihre Kinder zu ernähren. Wo Wohlſtand herrſcht, da ſind ſie überflüſſig, wo dieſer fehlt, da bleiben es doch immer höchſt ſchwache und zweydeutige Mittel, die Ehen zu vermehren, indem ſie, da ſie auf eine kurze Zeit Eheluſtigen den Unterhalt ſichern, Leichtſinnige zuſammenlocken, um ſie nach kurzer Zeit in ein deſto tieferes Verderben fallen zu laſſen. Als Bevölkerungsmittel verdienen ſie kaum erwähnt zu werden, als Mittel der Vorſorge für Arme wird ihrer noch in der Folge gedacht werden.

§. 99.

4) Stehende Armeen ſind allerdings Hinderniſſe der Bevölkerung, ſobald ſie das Verhältniß überſchreiten, nach welchen der Staat eine gewiſſe Menge Menſchen entbehren kann. — Der Soldat meidet die Ehe aus Zwang, aus Elend und aus Ueppigkeit zugleich. Die Armee friſt a) gerade den Kern der Mannſchaft, die geſundesten, ſtärkſten, robuſteſten, von denen man Kinder gleiches Schlags erwarten könnte, und zwingt ſie zur Eheloſigkeit; b) die Garniſonen ergeben ſich wegen dieſer er-

zwungenen Ehelosigkeit den Ausschweifungen, und trüben die ehelichen Vergnügungen ihrer Mithürger. Einquartiert in die Bürgerhäuser, verführen sie das weibliche Geschlecht, und theilen allenthalben ihre Verdorbenheit mit. Insbesondere verdankt man c) ihnen die Verbreitung der venerischen Seuche, die das Menschengeschlecht in der Wurzel angreift; d) entzieht dieser Stand der Landarbeit und den Manufacturen eine Menge Hände und veranlaßt eine große unfruchtbare Verzehrung. — Die Armee ist daher immer dem wachsenden Wohlstande im Wege. e) Wird die Armee zu groß oder muß sie auf den Kriegsfuß gesetzt werden, so vermehrt sich das Uebel noch mehr.

Da indessen stehende Armeen nothwendig sind, so bleibt der Staatspolicey nichts weiter zu thun übrig, als das Uebel so klein als möglich zu machen, und die Armee so zu organisiren, daß den Gewerben, der Sittlichkeit und der Bevölkerung, dadurch so wenig Abbruch als möglich geschehe.

Die Armee aus einem großen Theile von Ausländern zu bilden, damit dem Volke nicht zu viel Menschen entzogen werden, hilft zwar auf der einen Seite etwas, aber ob der Schade auf der andern Seite nicht größer sey, daß dadurch eine Menge liederliches Gefindel ins Land gebracht wird, das allen guten Geist und alle

Empfindungen von Ehre bey dem gemeinen Soldaten nieder schlägt, ist eine große Frage. Ausdehnung des Urlaubs zur Friedenszeit, um die Soldaten zu productiven Arbeitern zu machen, selbst den Dienst so einzurichten, daß Zeit zu Nebenverdiensten übrig bleibt, ist ein gutes Princip.

Noch mehrere Ursachen der Entvölkerung führt der Krieg bey sich. Kriege rafften den Kern der Männer weg, zerstören die Nahrungsquellen, häufen die Nationalschulden. Das Gute, was sie stiften, ist zufällig \*), das Uebel, was mit ihnen verbunden ist, ist nothwendig. Indessen muß man bey der Berechnung des Schadens, den die Kriege der Bevölkerung anthun, sich auch vor Uebertreibungen hüten. Man muß zugleich mit erwägen, a) daß der Krieg nur das männliche Geschlecht vermindert, die Bevölkerung aber bey Verminderung der Männer nicht so viel leidet, als bey Verminderung der Weiber. Seuchen und allgemeine Landplagen wirken aber auf beyde Geschlechter, und schaden daher der Bevölkerung weit mehr als Schlachten; b) verstatet der Krieg noch oft Zusammenkünfte der Soldaten mit den Frauen, da

---

\*) Will man eine Apologie des Krieges lesen, so kann man sie in *Lüders Staatswirthschaft* und in dem *Ami des hommes* finden.

er nicht leicht mehrere Jahre die Eheleute von einander trennt; c) ersetzen leicht andere die Stelle der Soldaten, wenn sich nur sonst Substanzmittel finden.

So wenig nun hierdurch geläugnet werden soll, daß Kriege der Bevölkerung Schaden thun, so sehr ist es doch auf der andern Seite wahr, daß sie jene nachtheilige Wirkung noch mehr dadurch hervorbringen, daß sie die Substanzmittel vermindern, als dadurch, daß sie viele Männer wegführen. Ein Land, das sich gegen jene Folge in ihren Kriegen zu schützen weiß, wird daher die nachtheiligen Wirkungen des Krieges in seinem Bevölkerungszustande bey weitem nicht so empfinden. Aus diesen Betrachtungen wird sich das Phänomen erklären lassen, daß einige Länder so lange Kriege aushalten konnten, ohne eben sehr große Abnahme in ihrer Bevölkerung zu empfinden und daß andere sich schneller wieder von ihren Verlusten erholten, als es nach mancher Bevölkerungstheorie hätte geschehen können.

#### §. 100.

Das äußere Mittel ein Land zu bevölkern sind Einwanderungen (§. 81.). Das mindeste was der Staat hierbey thun kann, ist, daß er den Einwanderungen keine Hindernisse in den Weg legt, sondern den Fremden vielmehr

das Ansiedeln auf alle Art erleichtert. Nichts widerspricht dem liberalen Geiste einer Regierung mehr, als ein Verbot der Einwanderung, jenes hermetische Verschließen der Staaten, jene politische Intoleranz, welche den Staat zu einer geschlossenen Gesellschaft macht und die Erwerbung des Eigenthums und des Bürgerrechts den Fremden erschwert.

Man weiß, wie schwer es bey den Griechen hielt, in die Zahl der Bürger aufgenommen zu werden; die Schweiz folgt noch jetzt einem gleichen Princip. Bloß *Möser* \*) hat diese unnatürliche Maxime vertheidiget. Aber alle seine Gründe sind nur höchst engherzige Sophistik. Freyheit der Einwanderung muß die stete Maxime eines liberalen Staats bleiben; sie ist nicht allein der weltbürgerlichen Denkungsart gemäß, in die alle Gesetzgebung passen muß; sie hat selbst psychologische und physiologische Gründe für sich. „Denn es ist für die Cultur der Menschheit vortheilhaft, daß die Rassen der Menschen bisweilen gekreuzt, neues Blut, neuer Lebensstoff, neue Ansichten, neue Sitten und Meinungen verpflanzt, dadurch die Einseitigkeit des Nationalegoismus vernichtet, und allgemeine Humanität und Weltbürgerthum verbreitet würde \*\*).“

---

\*) Patriotische Phantasien B. 2.

\*\*) Soden.



Aber von dieser allgemeinen Ansicht hier noch abstrahirt, ist die Freyheit der Einwanderung ein nicht zu verachtendes Mittel für die Bevölkerung. Mit dieser Freyheit ist die Verwehrung des Eindringens liederlichen Gesindels sehr wohl vereinbar.

Eine andere Frage ist: ob die Regierung die Einwanderungen systematisch durch gewisse angebotene Vortheile ermuntern und ein Colonistensystem begründen soll? — Dafs ein solches System nur von solchen Staaten angenommen werden könne, welche noch uncultivirte Ländereyen besitzen oder deren Manufacturen es an arbeitenden Händen fehlt, versteht sich von selbst. Folgende Betrachtungen werden die Grundsätze deutlich machen, nach welchen der Staat in Ansehung dieses Punctes verfahren mufs.

Erstlich ist wohl zu erwägen, ob nicht die Einheimischen unter solchen Hindernissen seufzen, welche der Bevölkerung von innen entgegenwirken, indem die Staatseinrichtungen den Erwerb lähmen und das Streben nach Wohlstand hindern. In diesem Falle wird der Staat besser thun, wenn er das, was er auf Herbeylockung fremder Colonisten wenden will, dazu anwendet, um die Hindernisse der Bevölkerung innerlich aufzuheben. Die Lockungen solcher Regierungen bestehen gemeiniglich nur darin, dafs

man den Colonisten vor der Hand dem natürlichen Zustande so nahe bringt, als es der wirkliche Staatszustand nur immer erlaubt, daß man ihnen also temporäre Ausnahmen von den Einschränkungen der übrigen Unterthanen, temporäre Vortheile und Vorzüge vor den Inländern bewilliget. Man würde aber für die Bevölkerung weit besser forgen, wenn man lieber auf eine Abschaffung aller dieser Einschränkungen, welche die Inländer in ihren Gewerben hemmen, bedacht wäre. Denn dann würde aus dieser freygemachten innern Quelle ein weit größerer Zuwachs der Volksmenge hervorkommen, als jene Colonisten geben können. Und die Bevölkerung von innen ist doch immer solider. Selbst die ertheilten Befreyungen machen die Colonisten selten zufrieden. Denn man kann doch nicht, ohne die ganze staatswirthschaftliche Maschinerie zu verrücken, die Colonisten von allen den Fesseln befreyen, welche die Inländer drücken, und da neue Lasten immer stärker drücken, als schon gewohnt; so werden sie, aller Begünstigungen ungeachtet, doch unzufrieden seyn.

Lösung aller Fesseln des Strebens nach Wohlstand ist der einzige Talisman, der ein Land schnell bevölkern kann. Hat ein Land noch wüste und unbekannte Felder; so darf dieses nur gehörig bekannt gemacht ver-

den, und schnell werden sich Capitale und mit diesen Menschenhände aus Gegenden hinziehen, wo sie überflüssig sind. Genießen Inländer und Ausländer, wie billig, gleiche Vortheile; so werden zuerst die Inländer, die in andern Enden des Reichs unzufrieden sind, dahin strömen, und den Zustand der Dinge verbessern helfen. Die hier arbeitslos im Elende schmachten, werden dort Gelegenheit finden, glückliche Hausväter zu werden.

Macht ein fremdes Land unzufriedene Reiche, treibt es Capitalisten, Künstler, Ackerleute, Arbeiter u. s. w. durch Druck, Religionsverfolgung u. s. w. aus dem Lande, wo werden sie sich hinwenden? — Wenn ein Land existirt, wo volle Gewissensfreyheit, Sicherheit des Eigenthums, prompte Gerechtigkeitspflege, Freiheit der Gewerbe u. s. w. herrscht; so wird dieses zu solchen Vorzügen keine neuen Reitzmittel hinzuzufügen nöthig haben. Wenn die Regierung die Oerter bestimmt, wo die fremden Ansiedler am ersten Nahrung finden können, und einige Anstalten für die Erleichterung des ersten Etablissements trifft; so ist alles gethan, was nöthig ist. Nordamerica, dieses so entfernte und unbekannte Land hat wenig Emiffarien ausgeschiedt, und doch sind von allen Nationen Colonisten eingewandert.

§ 101.

Indessen kann es zweytenfalls allerdings Länd-  
er geben, wo die Regierung es nicht in ihrer  
Gewalt hat, oder die Regierungsklugheit es  
nicht erlaubt, im Reiche selbst alle nachtheili-  
gen Verhältnisse der innern Landbauer sogleich  
aufzuheben, wo es noch viel unbebautes Land  
gibt, und wo die Gewerbe des Landes, in Ver-  
gleich mit den Gewerben anderer Ländern noch  
zurück sind. Hier werden Colonisten, beson-  
ders, wenn sie Vermögen, Arbeitslust und Ge-  
schicklichkeit mitbringen, großen und sehr  
mannichfaltigen Nutzen stiften können, und in  
einem solchen Lande wird es sehr nöthig und  
vortheilhaft seyn, daß das Colonistenwesen  
nach weisen Principien geleitet wird. Die Ab-  
sicht der Regierung muß dabey seyn, nicht  
allein mehr Volk ins Land zu schaffen, sondern  
auch durch die Colonien ihren eignen Unter-  
thanen Muster der vollkommeneren Gewerbe  
vorzustellen, und sie selbst als Mittel zu gebrau-  
chen, den eignen Unterthanen nach und nach  
eine größere Freyheit zu verschaffen.

Zu diesem Behuf muß sie

- 1) In denjenigen Ländern, woher sie ihre  
Colonisten zu ziehen wünscht, einen ge-  
nauen Unterricht verbreiten, von der Art  
und Weise, wie die verschiedenen Capita-  
listen, Gewerbeleute und Arbeiter es anzu-

fangen haben, sich in ihrem Lande niederzulassen; sie muß die Stellen andeuten, wo jeder sein Fortkommen am leichtesten finden kann und den Preis angeben, für welchen Ländereyen zu haben sind.

2) Will man größere Etablissements anlegen, so ist es am besten, wenn sie von solchen Inländern, welche die Gewerbe der Ankömmlinge, so wie ihre Sitten und Sprache kennen, vorbereitet werden. Für ein ländliches Etablissement müssen die Gebäude vorher zweckmäßig gebauet und die Wirthschaft so eingerichtet werden, daß der neue Landwirth keine Zeit und keine Kosten mit der Vorbereitung verliert. Je mehr der Staat dergleichen Vorbereitungen des Etablissements zu Privatunternehmungen machen kann, desto besser wird er dabey fahren. Er braucht nichts als die Aufsicht zu behalten, daß die Colonisten nicht betrogen werden.

3) Der Staat muß die neuen Etablissements nicht verschenken, sondern sie nur solchen gegen eine billige Vergütung ablassen, welche Capital genug besitzen, sie zu bezahlen und sie mit Nachdruck zu bewirthschaften. Wo es möglich ist, muß man die neuen wohlhabenderen Wirthe zu bestimmen suchen, daß sie die gemeinen Arbei-

ter aus ihrem Lande mitbringen. Denn hierdurch wird der Staat immer bessere Arbeiter erhalten, als wenn er alles gemeine Gefindel ohne Unterschied aufnimmt.

4) An den Grenzen müssen Commissarien seyn, welche a) mit dem ganzen Colónistenfytem des Landes, b) mit der Sprache und den Sitten der Einwanderer bekannt sind, und welche daher im Stande sind, ihnen den besten Rath zu geben, wegen ihrer Reise, der Wahl des Ortes ihrer Niederlassung u. f. w. Und eben so muß dafür gesorgt werden, daß die Colónisten auf ihrer Reise alle Erleichterung und Unterstützung zu ihrem Fortkommen finden. Auch kann man Mittel treffen, die Capitale, welche sie einführen, in Empfang nehmen und sie ihnen an dem Orte ihrer Bestimmung oder wo sie sonst wollen, nach dem vortheilhaftesten Curs wieder auszahlen zu lassen, wobey jedoch alles dem freyen Willen der Colónisten überlassen werden muß.

5) An dem Orte, wo dergleichen Etablissements errichtet werden sollen, muß dafür gesorgt werden, daß alles was zur Niederlassung und Einrichtung der Colónisten nöthig ist, besonders Baumaterialien, Vieh, Ackerwerkzeuge u. f. w. schnell und zu

*Jakobs Policeygesetzgebung.*

H

wohlfeilen Preisen zu haben ist. Denn die größte Schwierigkeit treffen die neuen Anbauer gewöhnlich bey ihrer Ankunft an, und erschöpfen oft ihre Kräfte, ehe sie ihre Wirthschaft anfangen können.

6) Man muß zugleich das Ansiedeln der Inländer unter den Colonisten begünstigen, damit auf diese Art einerseits die Künste und Geschicklichkeiten der Fremden bey den Einheimischen Wurzel fassen, auf der andern die Fremden die Vortheile der Landeseinwohner benutzen lernen, und sich mit ihnen nach und nach amalgamiren.

7) Man muß den Colonien gleich ursprünglich eine solche Verfassung geben, in welcher sie die größtmöglichste Gewerbefreyheit haben, und die Maxime zum Grunde legen, dieser Freyheit immer eine größere Ausdehnung unter den Inländern zu verschaffen. Insbesondere müssen die Gutsherren da, wo Leibeigenschaft Statt findet, immer mehr und mehr ermuntert werden, den Leibeigenen freye Etablissements zu geben, wozu sie dann am ersten bewogen werden, wenn sie sehen, daß eine solche Befreyung ihren eignen Vortheilen nicht nur nicht widerspricht, sondern ihre Einkünfte dadurch noch mehr vermehrt werden können. Innungen und

Zünfte müssen die neuen Ankömmlinge, von ihrem Gewerbe, ohne Schwierigkeiten und Kosten aufnehmen u. f. w.

§. 102.

Eine aufmerkfame Regierung wird die Gelegenheiten nicht unbenutzt lassen, welche Colonieanlagen hauptsächlich günstig sind. Eine solche Epoche war die unsinnige Vertreibung der Reformirten aus Frankreich, wodurch diejenigen Länder am meisten gewannen, welche jenen unglücklichen Flüchtlingen die beste Aufnahme vorbereiteten. Sie brachten Künste, Wissenschaften und feine Lebensart mit, und die glücklichen Wirkungen ihres Etablissements sind in allen Ländern noch sichtbar, wo sie sich niedergelassen haben. Jene Auswanderer waren freylich sehr verschieden von den Ausgewanderten zur Zeit der neuen französischen Revolution. Die letzteren waren meistens müßige Zehrer, zu allen productiven Gewerben ungeschickt. Nach solchen wird sich kein Staat fehenen.

Keine Epoche wäre aber der Anlegung einer glücklichen Colonie, in einem Lande, dem es noch an arbeitenden Händen aller Art fehlt, günstiger, als die jetzige unglückliche Crisis in Deutschland (1807), wo viele tausend Familien brotlos schmachten, welche gern einer Einla-



ding in ein fremdes Land folgen, und die Wohlthaten, die man ihnen angedeihen liesse, durch die Einführung ihres Fleisses und die Ausbreitung ihrer Geschicklichkeiten, tausendfach vergelten würden.

Ueberhaupt aber darf die Regierung das Colonistenwesen und selbst die zufälligen Einwanderungen nie ohne sorgfältige Aufsicht lassen; wenn sie die guten Wirkungen der Colonien beschleunigen will. Denn es ist schon an sich natürlich, daß die Unbekanntschaft mit allen Gegenständen, die einen Colonisten umgeben, mit den ihm fremden Sitten und Gewohnheiten seiner neuen Heimath, daß der Mangel aller Verbindung, der Zustand von Hilfslosigkeit, den er anfangs, trotz aller öffentlichen Unterstützung fühlt, welche die freywilligen Hilfsleistungen der Freundschaft und Familienverbindung nie ersetzen können, und daß selbst die sich erst allmählig verlierende, dem Menschen so natürliche Sehnsucht nach seiner alten Heimath anfangs jene Gährung von Mißmuth, Unzufriedenheit und Unbehaglichkeit hervorbringen, die man bey den meisten Colonisten findet. Dagegen findet man auch, daß das mächtige Triebrad, die Noth, die Moralität der Colonisten oft bessert, und daß gerade jene Hilfslosigkeit sie zu größern Anstrengungen und vermehrter Thätigkeit zwingt. Ja,

mehr nun die Regierung durch ihre weisen Anlagen die genannten Ursachen der Unzufriedenheit der Colonisten zu mindern versteht, desto schneller werden sich auch die guten Wirkungen der Colonien zeigen, und desto leichter werden sie sich durch neue Zuflrömungen vermehren.

§. 103.

Bey den alten Griechen finden wir mehr Klagen über zu große als zu kleine Bevölkerung, und man hatte verschiedene Mittel, sich der vermeintlichen übergroßen Bevölkerung zu entladen, und nicht selten hört man auch in unsern Tagen, wo nicht die Regenten, doch andere, welche sehen, daß viele Menschen um sie herum keine Nahrung finden können, über zu große Bevölkerung ihrer Gegenden klagen. Aber immer sind dergleichen Klagen das Zeichen einer blöden und höchst fehlerhaften Regierung, die den Werth der Menschen nicht zu benutzen weiß und ihrer Thätigkeit Hindernisse in den Weg legt, Statt sie zu befördern.

Plato und Aristoteles haben diese Irrlehre, daß die Bevölkerung bis ins Schädliche wachsen könne, in ihren Schriften unterstützt. Beyderriethen, die Zahl der Bürger im Staate zu bestimmen. Plato wollte die Menge der Heirathen nach den sich aufthuenden Lücken bestimmt wissen; seine Republik ist wie ein Zuchthaus

organisirt, und Aristoteles meint gar, man müßte eher das Gebähren mit Gewalt hindern, als die Bürger überzählig werden lassen. Allein die Griechen hatten überhaupt sehr bornirte Begriffe über den Erwerb der Menschen. Sie hielten Ackerbau, Künste und Handel unter der Würde freyer Bürger. Gymnastische Spiele und kriegerische Uebungen waren ihre einzigen Beschäftigungen. Kein Künstler konnte Bürger seyn. Plato wollte den Bürger mit Beschimpfung belegt wissen, der sich mit der Handlung abgab; der Landbau wurde Slaven oder kleinen überwundenen Völkern überlassen. Was war die Folge davon? In Athen mußte die Obrigkeit Lebensmittel übers Meer herbeschaffen lassen, und die Bürger waren im Theater oder auf den Märkten und thaten nichts. Eine solche Gesellschaft von Sophisten, Klopffechtern, Soldaten und Müßiggängern mußte freylich ihr Maß halten. Denn sonst konnten sie die arbeitenden Slaven nicht mehr ernähren.

Eine Staatskunst aber, welche die Quellen der Nahrungsmittel gehörig zu würdigen und zu vermehren versteht, wird für die Bevölkerung auch keine andere Grenze, als diese Nahrungsquellen finden, und diese ist in der That viel weiter, als man gemeinlich glaubt. Der Scharf sinn zusammengedrückter Menschen

findet immer neue Nahrungswege, wenn man ihm nur Freyheit läßt, und die neuere Politik ist hierüber allenthalben einverstanden. Fast nirgends hat sich daher die trübe Furcht vor Uebervölkerung erhalten, als in der Schweiz, wo noch manche geglaubt haben, sich ihrer übertriebenen Uebervölkerung durch fremde Kriegsdienste entladen zu müssen. Aber hat die Schweiz keine Felder mehr, deren Ertrag durch Arbeit verdoppelt werden könnte? Keine unangebauten Einöden, Moräste, magere Hayden, wilde Gefträuche? — Sind ihr Landbau, ihre Kunst- und Handelsgewerbe nicht noch einer großen Vervollkommnung fähig? — In vielen Gegenden waren zu der Zeit, wo jene Klagen erschollen, die Handlöhne so hoch, daß die Kunsterzeugnisse die Concurrrenz mit Fremden nicht aushalten konnte; an den Grenzorten arbeiten eine Menge ausländischer Zimmerleute, Maurer, Fabrikarbeiter u. s. w. und selbst Feldarbeiter ziehen sie aus der Fremde. — Gerade die Cantons, welche am wenigsten bevölkert sind, wo Landbau und Gewerbe am schlechtesten stehen, hatten von jeher die mehresten Truppen im Auslande \*).

Es ist kein einziges europäisches Land, das seine Nahrungswege nicht noch auf tausender-

---

\*) Müller von Friedburgs Staatswissenschaften.

ley Weise sollte vermehren können, dessen Bevölkerung also nicht noch einer grossen Zunahme fähig seyn sollte.

§. 104.

Will man das Verhältniß der Bevölkerung zur Production genau kennen lernen, so muß man die verschiedenen Producte eines Landes in drey Classen theilen. 1) solche, die zur Nahrung dienen; 2) solche, die zur Kleidung, Wohnung und Meubilirung geschickt sind; 3) solche, die zur Befriedigung der persönlichen Dienstbedürfnisse erfordert werden.

Alle diese Producte sind in einem gewissen Grade nothwendig. Aber die Nahrungsmittel machen allenthalben die Hauptsache aus, und wo diese im Ueberflus vorhanden sind, oder herbeygeschafft werden können, strömen die andern leicht von selbst herbey. — Ein Staat, welcher hinlängliche Nahrungsmittel im Lande selbst gewinnen kann, hat allerdings den solidesten Bevölkerungsgrund. Hier fehlt es nie an dem Nothwendigsten und der Ueberflus des Nothwendigen, schafft immer das Zufällige herbey. Die Volksmenge ist hier stets ihres Unterhaltes gewiss. Ein Staat hingegen, der den größten Theil der Nahrungsmittel durch Manufacturarbeit und Handel von fremden Nationen erkaufen muß, kann allerdings weit öfter in

Noth und Verlegenheit gerathen. Die mannigfaltigen Revolutionen und Launen des Schicksals, welchen Handlung und Manufacturen ausgesetzt sind, indem bald ein Land mit dem andern in Krieg verwickelt, und der Handel also gestört wird, bald die Manufacturwaaren nicht mehr verlangt werden u. s. w. können die Arbeiter in eine temporelle Verlegenheit setzen, und selbst solche Noth verursachen, daß die industrielle Production dadurch vernichtet, und Tausende dem Hungertode und dem Elende Preis gegeben werden. — Daher ist insbesondere ein System, das die Manufacturen und den Handel auf eine künstliche Art hebt, um dadurch die Bevölkerung zu beschleunigen, insofern es die Hände vom Ackerbaue abzieht, sehr zu tadeln.

Ueberläßt man aber diese Sache mehr ihrem natürlichen Gange und sorgt nur dafür, daß Gewerbfließ und Capitale sich ihre Beschäftigungen ungehindert und frey wählen können; so finden dergleichen Erschütterungen nicht leicht Statt, wenn auch gleich das Volk es vortheilhafter fände, einen Theil seiner Nahrungsmittel mit seinen Manufacturwaaren in der Fremde zu kaufen. Denn es kann allerdings Fälle und Verhältnisse geben, wo es für ein Land vortheilhafter ist, einen Theil seiner minder fruchtbaren Ländereyen liegen zu lassen,

und aus andern Ländern, welche die Lebensmittel mit geringeren Kosten gewinnen, dieselben durch Manufacturarbeit und Handel herbeizuschaffen.

§. 105.

An sich betrachtet hat allerdings die Gewinnung der Nahrungsmittel in jedem Lande seine Grenzen, und so wie sich ein einzelnes Feld denken läßt, dem man seinen höchsten Ertrag abgewonnen hat; so läßt sich auch denken, daß dieses der Fall mit einem ganzen Lande sey. Man kennt aber noch kein großes Land in Europa, das eine solche Höhe der Vollkommenheit der Cultur erreicht hätte, und es scheint noch lange Zeit zu seyn, ehe die Policy auf Mittel zu finden nöthig hat, die Bevölkerung eines Landes zu vermindern. So viel ist gewiß, daß die Vermehrung der Manufacturwaaren gar keine andere Grenze findet, als in der Menge der fleißigen Hände und dem Capital einer Nation. Beide aber sind eines Wachsthumes fähig bis ins Unendliche fähig. So lange es daher Länder gibt, die Ueberfluß an Lebensmitteln erbauen, und die mit den manufacturirenden Ländern in leichter Connexion stehen; so lange werden diese mit ihren Manufacturarbeiten die Lebensmittel, die ihnen im Lande fehlen, eintauschen können. Daher kann ein Manufacturstaat weit bevölkerter seyn, als ein bloß acker-

bauender Staat, wenn er 1) große Capitale besitzt; 2) wenn er Staaten zu Nachbarn hat, die überflüssige Ackerproducte mit leichter Arbeit erzeugen, und denen es an Capitalen zu Manufacturarbeiten fehlt \*).

§. 106.

Durch alle bisherige Betrachtungen wird also das Hauptprincip der Bevölkerung immer mehr bestätigt. Man löse die Fesseln der Ackerbauer, man begünstige bis auf einen gewissen Punkt die Vertheilung des Grundeigenthums; man vertilge den Zunftzwang, die Zwangsgesetze des Commerzes; man hebe die Monopole, die Ein- und Ausfuhrverbote auf, und die Provinzen werden sich ohne alle weitere Aufmunterung bevölkern. Diejenigen Provinzen des preussischen Staats, um welche sich der allzuthätige Staatsökonom *Friedrich II.* am wenigsten bekümmerte, die am entlegensten lagen, wo die fiscalischen Mafsregeln am wenigsten angewandt wurden, wo am wenigsten regiert werden konnte \*\*), wo man aber am freyesten blieb, waren die volkreichsten, und die königlichen Geschenke konnten anderwärts diese Freyheit nicht aufwiegen. In Nord-

---

\*) S. hierüber meine Nationalökonomie 1805. S. 253 — 265.

\*\*) Ostfriesland und Westphalen.



america wird die Population von zwanzig zu zwanzig Jahren verdoppelt, aber nirgends sind auch Gewerbe und Personen so frey als dort. Wo nur der Fleiß und die Industrie ohne Schranken ist, da thun selbst die vorübergehenden Geiseln des Menschengeschehens der Bevölkerung keinen so großen Schaden. Gewöhnlich zeigt sich der Zeugungstrieb nach großen Länderverheerungen doppelt und dreysach wirksam. *Messiaue* beweiset, daß nach der großen Pest von Marseille 1720 die Ehen weit fruchtbarer waren, als sonst, und *Expilly* findet dieselben Resultate. Wenn die Entvölkerung, welche durch den Krieg entsteht, später wieder hergestellt wird; so ist mehr der Mangel der Capitale als der Menschen daran schuld. Aber die unglücklichste Entvölkerung von allen, ist und bleibt die, welche von Staatsübeln, von einer schlechten Staatswirthschaft, von fehlerhaften bürgerlichen Instituten und von rohen oder verdorbenen Sitten herrührt.



---

## Zweyte Abtheilung.

### *Von der Beförderung der Zwecke des Volks durch die Policeygewalt.*

---

#### Einleitung.

#### *Plan der Abhandlung.*

#### §. 107.

**I**n den bisher abgehandelten Zwecken findet zwar auch jeder einzelne seinen Vortheil, und in dieser Hinsicht muß ihre Realisirung auch jeder einzelne Privatmann wünschen. Aber zunächst zielen sie doch auf die Stärke und das Ansehen der Regierung und des ganzen Volks, in wie fern es einen Staat bildet, ab, und in so fern hängt auch die Realisirung dieser Zwecke nicht nur hauptsächlich von den Mafsregeln der Regierung ab, sondern sie muß auch das nächste und stärkste Interesse daran nehmen. Die Pflicht des Bürgers fordert bloß, ihnen keine Hindernisse in den Weg zu legen, sondern der Regierung in allen Stücken entgegenzukommen, und ihr nach den Vorschriften, welche sie des-

halb gibt, beyzustehen. Jetzt schreiten wir zu denjenigen Zwecken fort, welche eine jede Privatperson für sich selbst zu erhalten wünscht. Den Privatpersonen liegt es aber auch hauptsächlich ob, sie zu realisiren. Sie erwarten dabey vom Staate nur zweyerley: 1) dafs er alle Hindernisse aus dem Wege räume, die einen jeden in der Thätigkeit und in dem Fleiße, die er zur Erreichung seiner Privatzwecke anwendet, hemmen, oder dafs ein jeder seine Privatzwecke frey verfolgen könne, wenn er nur andere auch in diesem Geschäfte nicht stört, und 2) dafs er in solchen Fällen, wo zur Realisirung eines gemeinfamen Privatzweckes die Vereinigung der Kräfte erfordert wird, und doch durch Privatverabredungen nicht wohl zu Stande zu bringen ist, die Kräfte vereinigen, und dadurch die Ausführung des gemeinfamen Zweckes befördere. Dadurch wird der Privatzweck ein Volkszweck, dafs er allen gemein ist, und doch nicht anders realisirt werden kann, als durch die vereinten Kräfte aller derer, die ihn realisirt zu sehen wünschen.

---

---

## *Erster Theil.*

### **Von den persönlichen Zwecken des Volks.**

---

#### **Erster Abschnitt.**

#### *Von der öffentlichen Sorge für Leben und Gesundheit.*

#### **§. 108.**

**J**eder Mensch hat schon von Natur den stärksten Naturtrieb, für die Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit zu sorgen, und jeder thut dieses, so weit er nur mit hinreichenden Kräften versehen ist. Was nun ein jeder Mensch für sich selbst thun kann, wozu ein jeder durch sein Privatinteresse getrieben wird, darum soll und kann sich der Staat nicht bekümmern. Die Justizgesetze verbieten die Verletzung dieser Güter und bestimmen gewisse Strafen für die Uebertreter. Allein es finden sich eine Menge Vorfälle, wo 1) das Leben und die Gesundheit von allerley feindseligen Menschen bedroht wird,

gegen welche sich zu schützen der einzelne zu schwach ist, und gegen welche die Justiz zu spät kommt. Denn die Justiz bestraft erst begangene Verbrechen. Der Staat besitzt aber Kraft und Mittel, der Verletzung zuvorzukommen, und meine Privatkräfte zu unterstützen; 2) wo die Natur diese Güter bedroht, und wo der einzelne zu schwach ist, diese Gefahren abzuwenden, wo einer für alle arbeiten würde, und wo doch eine Privatvereinigung zu einem so nützlichen Zwecke Schwierigkeiten hat; 3) wo die nahe Gefahr des einen dringende Rettung heischt, welche aber nicht ohne eine unproportionirliche Aufopferung desselben bewirkt werden kann, indessen viele andere von dieser Aufopferung für die Zukunft Vortheile ziehen würden. In solchen Fällen würde, wo nicht allemal doch größtentheils die Realisirung des ganzen Zwecks unterbleiben, weil einer nicht gern für andere etwas thut, auch selten die Kräfte dazu hat, und es überhaupt unbillig ist, daß einer bloß auf Kosten des andern Vortheile ziehe.

Dieses sind die Fälle, wo der Staat hinzutreten, und das durch öffentliche, vereinte Kraft zu bewirken suchen muß, wovon jedermann zwar wünscht, daß es geschehe, was er aber durch Privatkräfte und durch Privatvereinigungen nicht zu Stande bringen kann, und

alles dieses gehört vor das Forum der Staatspolicey.

§. 109.

Deren Sorge muß sich daher in Rücksicht auf das Leben und die Gesundheit der Bürger erstrecken:

- 1) Auf das Leben und die Gesundheit der Ungebornen und Neugebornen, so weit sich dieselbe von den Einzelnen nicht erwarten läßt.
- 2) Auf die äußeren allgemeinen Bedingungen des Lebens und der Gesundheit.
- 3) Auf Abwendung von Leben und Gesundheit bedrohenden Zufällen, Unglücksfällen und Gefahren.
- 4) Auf Entgegenwirkung und Entfernung aller böartigen Ansteckungen, Seuchen und Epidemien.
- 5) Auf eine gute Organisirung aller Anstalten, welche die vorhandene Lebensgefahr vermindern und die Krankheiten heben können.

§. 110.

1) Die Zeugung und die darauf abzielende Schließung der Ehen ist ganz eine Privatsache. Die Sorge, welche dem Staate dabey obliegt, kann keine andere seyn, als zu wachen, daß die Rechte der Menschheit dabey nicht verletzt, der Moralität nicht Hohn gesprochen, und die

*Jakobs Policygesetzgebung.*

I

Pflichten gegen die neuen Weltbürger, in wie fern sie Rechtspflichten sind, nicht verletzt werden. Denn da die neugebornen Geschöpfe noch nicht ihre eignen Rechte wahrnehmen können; so ist es billig, daß sie die ganze Gesellschaft bewache. Dieses ist ein Gegenstand der Justizgesetzgebung.

Aber um noch mehr für einen gefunden Stamm zu sorgen, wollen einige es auch dem Staate zur Pflicht machen, daß er keine Ehen gestatten müsse, aus welchen nothwendig nur eine ungesunde und physisch verdorbene Nachkommenschaft entstehen müsse, und sie leiten hieraus das Recht und die Pflicht ab, zu verbieten, daß solche Personen, welche mit Apoplexie, Melancholie, Schwindsucht, Krebsgeschwüren und andern ansteckenden sich fortpflanzenden, alle Gesundheit zerstörenden Krankheiten behaftet sind, oder welche eine so verkrüppelte Gestalt haben, daß sie zur Ehe ganz unfähig sind, sich nicht verheirathen sollen. Dieses würde ein Policygesetz seyn.

Es scheint aber ein solches Verbot theils der Gerechtigkeit zuwider, theils in der Ausübung so schwer zu seyn, daß es schon um der letzteren Ursache willen, lieber nicht gegeben werden müßte. Denn erstlich läßt sich in der That kein hinreichender Rechtsgrund denken, wodurch die Gesellschaft befugt

seyn sollte, dergleichen Unglücklichen die Befriedigung ihrer natürlichen Triebe zu unterlagen, wenn sie dabey keines Dritten Rechte verletzen. Wenn die Moral gebietet, diese Triebe einzuschränken, so muß dieses ihrem eignen Gewissen überlassen bleiben, und der Staat darf sich keinen Zwang dabey erlauben. Das Wohl des Ganzen kann auch keinen hinreichenden Grund abgeben, dergleichen Verbindungen gewaltsam zu stören. Denn wie leidet das Ganze dabey, wenn einige kranke Kinder geboren werden? Nur den Eltern wird dieses Kummer machen. Ein solches Verbot würde daher auf der einen Seite die natürliche Freyheit auf eine ungerechte Art einschränken, und auf der andern würde es noch dazu entweder ganz ohne Wirkung oder doch von so kleinlicher Wirkung seyn, daß es sich nicht der Mühe verlohnte, ein Gesetz zu machen, dessen Gerechtigkeit, das Wenigste zu sagen, zweydeutig ist. Zweytens kann man in der Regel annehmen, daß Eltern, Verwandte und Kinder selbst keine andern Ehen schliessen wollen, als zwischen gefunden Personen. Ansteckende und sich fortpflanzende böse Krankheiten sind für jedermann schon Abschreckungsmittel, und wenn ja Eigennutz, und andere Triebfedern hie und da einen antreiben, den Abscheu vor einer solchen Verbindung zu überwinden, so ist dieses



so selten, daß es kaum der Mühe verlohnt, deshalb ein Gesetz zu machen, oder sich von Seiten des Staats darum zu bekümmern. Eine solche Ausnahme kann auf die Verderbnis der Race keinen Einfluß haben, indem die erzeugten Kinder um so früher wieder absterben würden, je ungesunder die Eltern waren. Das Recht eines Dritten wird durch eine solche Ehe nicht im mindesten verletzt. Es ist bloß der Eheleute Sache, mit einander einig zu werden, und das Kind in Mutterleibe kann keinen Anspruch auf einen bessern Körper haben, als die Eltern ihn zu geben vermögen, noch weniger können von noch gar nicht existirenden Wesen Gründe des Rechts hergenommen werden. — Manche haben sogar vorgeschlagen, daß jeder, der sich verheirathen will, erst seinen Gesundheitszustand von der Policey untersuchen lassen solle. Aber welche Menge unnützer und schicanirender Untersuchungen würden dadurch entstehen? — und wie wollte man die unehlichen Geburten von allerley Volk verhindern? Ein solcher Zwang würde nicht nur ohne Nutzen, sondern auch im höchsten Grade ungerecht seyn. Das Recht, sich zu verehelichen, ist ein Recht des Einzelnen, und kein Recht der ganzen Gesellschaft, und es läßt sich unmöglich denken, daß jedermann die Beurtheilung, ob er heirathen könne, dem Staate überlassen

folle. Diese Art der Verbindung muß eines jeden Willkühr überlassen bleiben, und der Staat kann kein anderes Recht dabey haben, als dahin zu sehen, daß die Ehen auf eine solche Art geschlossen werden, daß die Kinder der Vorforge der Eltern versichert seyn können, und daß er keine andern Ehen öffentlich sanctionirt, als solche, welche unter Bedingungen geschlossen sind, die in beyden Vertrag schließenden Theilen die Würde der Menschheit achten. Das übrige Gute, was dabey zu wünschen ist, muß der Moral und dem Gewissen überlassen bleiben. Wenn die Policy die Sitten ergänzen soll; so ist es ein großes Uebel, und doch kann sie nichts ausrichten. — Wenn also die Begriffe über den Zweck der Ehe aufgeklärt werden, wenn Religion und Moral die Pflichten heiligen, die sich darauf beziehen; so werden drittens Ehen, von welchen offenbar ist, daß sie eine unglückliche Nachkommenschaft erzeugen, so selten seyn, daß die Freyheit dergleichen zu schließen, der bürgerlichen Gesellschaft bey weitem nicht den Nachtheil bringen wird, den eine ängstliche Bewachung der Schließung der Ehen haben würde, und auch aus diesem Grunde sind Einschränkungen dieser Art verwerflich.

(§. 34.)

## §. III.

Die Sorge des Staats für den Bürger kann nicht eher angehen, als bis er durch bestimmte Zeichen sein Daseyn ankündigt. Die Künsteleyen, wodurch die Folgen des Beyschlafs zerstört werden sollen, widersprechen unstreitig aller Pflicht und Tugend, da sie auf die Vernichtung eines natürlichen Zwecks abzielen, der zugleich ein Zweck der Menschheit ist. Und wenn auch der Staat ein Recht hat, dergleichen Attentate auf die Sittlichkeit in gewissen Fällen zu strafen, so kann doch dasselbe nicht von einer Pflicht hergeleitet werden, den möglichen Kindern ihre Möglichkeit zu sichern. Sobald aber eine Person durch irgend etwas Sinnliches ihr Daseyn, obgleich erst im Leibe der Mutter ankündigt, steht ihr Leben unter dem öffentlichen Schutz, und da, wo man sich auf Privathülfe nicht verlassen kann, auch unter öffentlicher Vorforge. Es muß jedem gewehrt werden, einem so zarten, unschuldigen und wehrlosen Geschöpfe wehe zu thun. Der Leib der Mutter, der eine so zarte Pflanze einschließt, muß von jedermann als ein Heiligthum betrachtet werden. Dieses bestimmen schon die Rechtsgesetze.

Hierbey setzt der Staat, wie billig, die eigne Zärtlichkeit der Mütter, die Liebe zur Frucht voraus, und erwartet mehr von ihr, als

alle Policeygewalt zur Erhaltung des Kindes leisten kann. Vorschriften zu geben, wie sich Schwangere kleiden, und welche Diät sie halten sollen, wie einige Policeylehrer vorgeschlagen haben, ist thöricht. Denn wer kann auf die Beobachtung derselben achten? und wo sollte die Grenze einer solchen Vorforge seyn? Was Privatvorforge im Allgemeinen viel besser bewirkt, als es der Staat je thun kann, darum muß sich die Policey nicht bekümmern.

Wenn aber die Policey alle Schreck und Abscheu erregende Gegenstände vom öffentlichen Anblicke entfernt hält, und wenn der Staat bey dem gerichtlichen Verfahren von dem Grundsatz ausgeht, daß in der schwangeren Person zwey Personen vorhanden sind, wovon die eine allemal unschuldig ist; so handelt er allerdings dem Begriffe des Staatszweckes vollkommen gemäß.

§. 112.

Das Bedürfnis geschickter Hebammen und Geburtshelfer ist so groß und so dringend, daß da, wo viele Familien versammelt sind, wie in großen und reichen Städten, es nicht leicht daran fehlen wird, wenn der Staat gleich diese Sache ganz der Privatforge überläßt. Nie wird aber die letztere dahin allgemein dergleichen geschickte Subjecte ziehen können, wo es nur wenige wohlhabende, und viele arme Familien

gibt. Da die mehresten Geburten glücklich ablaufen; so werden die mehresten Familien auf diesen Zufall rechnen, und die Möglichkeit einer so seltenen Gefahr in ihrem Hause, wird nicht leicht eine freye Vereinigung zu einer gemeinsamen so großen Aufopferung unter ihnen zu Stande bringen, als erforderlich seyn würde, einen geschickten Geburtshelfer in der Nähe zu erhalten. Denpoch wird Niemand leugnen, daß es für alle Familien wünschenswerth wäre, wenn so viel geschickte Geburtshelfer in der Nähe gehalten werden könnten, daß es möglich wäre, ihrer auf den Nothfall habhaft zu werden. Wenn nun dieser Wunsch allgemein seyn muß, und doch nicht wohl anders auszuführen ist, als wenn der Staat die Organisation des Geburtshelferwesens übernimmt; so wird es ein jeder zweckmäfsig und löblich finden müssen, wenn der Staat durch alle Distrikte geschickte Geburtshelfer und Hebammen verbreitet, und dergleichen Anstalten so weit positive unterstützt, als die Hoffnung des Privatgewinnes nicht stark genug ist, sie zu bewegen, sich in jenen Distrikten niederzulassen. Wie weit diese Unterstützung des Staats gehen müsse, läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen, sondern hängt von der besondern Beschaffenheit des Landes und dem Grade der in demselben herrschenden Cultur und der Ausdehnung des allgemeinen

Wohlstandes ab. Oft ist es schon genug, daß er Bildungsanstalten für sie eröffnet: hie und da wird er mit kleinen Gehalten zu Hülfe kommen müssen u. s. w. Die Einrichtung solcher nützlichen Anstalten gehört offenbar zur Realisirung der Idee des Staatszweckes.

§. 113.

Der Staat rechnet allenthalben auf die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, besonders aber bey verehllichten Personen, da in der Regel alle Verehllichte sich Kinder wünschen, und ihre Liebe zu ihnen so natürlich ist. Hier kann also der Staat alles der Privatforge überlassen. Ein anderes ist der Fall bey unehelichen Geburten. Glücklich wäre der Staat, wenn alle Bürger seines Volks den Geschlechtstrieb aus freyer Bewegung nur unter der Bedingung der Ehe befriedigten. Allein das sittliche Verderben, welches zur unregelmäßigen Befriedigung des Geschlechtstriebes lockt, ist unaufhaltsam, und es steht weder in der Gewalt des Staats, noch gehört es zu seinem Zwecke, das, was bloß aus dem Herzen kommen muß, mit Gewalt zu bewirken. Die Früchte unehlicher Ausschweifungen sind gemeiniglich eine Last für die Eltern und für die ganze bürgerliche Gesellschaft. Die Väter verbergen sich, und suchen sich der Bürde der Erziehung zu ent schlagen; die Mütter

fehen ſich mit Schande bedeckt, oder blicken doch wenigſtens voll Verzweiflung den Beſchwerden der Erziehung des Kindes entgegen, das ihnen ihr Fehltritt zugezogen hat. So entſtehen denn ſchon frühzeitig leicht feindſelige Entwürfe in der mütterlichen Bruſt. —

Wer ſchon ein Verbrechen begangen hat, der darf es nicht übel nehmen, wenn der Staat ein zweytes von ihm befürchtet; wer der Tugend untreu geworden iſt, und ſich öffentlich ſo zeigt, hat den Verdacht noch anderer Laſter, zu welchen die erſte Handlung leicht führet, gegen ſich. Der Staat ſorgt alſo in der That nur für die Abwendung der Gefahr von den unehelichen Kindern, wenn er 1) Anzeige jeder unehelichen Schwangerschaft verlangt. Da der Geſetzgeber die weibliche Schamhaftigkeit auch in gefallenen Perſonen ſchonern muß; ſo iſt es genug, wenn die geſchwängerte Perſon verpflichtet wird, ihre Schwangerschaft ihrer Mutter, einer nahen Verwandtin, einer Wehmutter oder einem Geburtshelfer zur rechten Zeit anzuzeigen, wo die Perſonen, denen die Anzeige gemacht iſt, verantwortlich gemacht werden, daß dem Kinde kein Unheil von der Mutter widerfahren darf, ohne daß das Verbrechen angezeigt wird. Die Verpflichtung einer Anzeige an die Obrigkeit iſt für viele gefallene Perſonen eine allzuharte Auflage, und nicht

nothwendig. 2) Wenn er jeden auch nur möglichen Vater zur Ernährung des unehlichen Kindes zwingt. Aber öffentliche positive Untertzützungen für lasterhafte Mütter sind durchaus verwerflich. Oeffentliche Gebähr- und Findelhäuser sind sogar Aufforderungen für das Laster, und letztere insonderheit nehmen leichtsinnigen und gewissenlosen Personen alle Beschwerlichkeiten ihrer Ausschweifungen ab, und muntern sie zu einer unmoralischen Lebensart auf. Wenn die arme, aber tugendhafte Hausfrau auf Stroh niederkommen und mit Kummer und der größten Anstrengung für die Unterhaltung ihres neugebornen Kindes sorgen muß, und bemerkt, daß der Staat für lasterhafte Dirnen Palläste errichtet und ihnen die größten Bequemlichkeiten anbietet; so muß es ihr vorkommen, daß man nur lasterhaft werden dürfe, um vom Staate auf eine recht glänzende Art unterstützt zu werden. Dergleichen Anstalten ruhen auf einem unrecht angebrachten Mitleiden. Dem Laster darf öffentlich kein Vorschub geschehen, und kein Asyl eröffnet werden. Etwas anders ist es, Kinder, welche unnatürliche Mütter aussetzen, aufzunehmen und für deren Erziehung zu sorgen, etwas anders durch förmliche Anstalten die Mütter zu solchen gewissenlosen Handlungen einzuladen, und dem Laster eine glänzende Freystätte zu er-



öffnen. Aber, sagt man, es werden dadurch die Kindermorde verhütet. Warum aber errichtet der Staat nicht auch einen Fond, der den Dieben das gibt, was sie stehlen möchten, um den Diebstahl zu verhüten? Es ist besser, daß der Staat einige Verbrechen nicht verhindert, als daß er ihnen auf eine Art zuvorkommt, welche die Quelle, woraus jene Verbrechen fließen, zu erweitern strebt. Immer aber wird die Häufung der unehlichen Geburten, das häufige Aussetzen der Kinder, oder gar öfterer Kindermord ein Zeichen seyn, daß der Staat an Gebrechen leidet, die der Sittlichkeit sehr entgegenwirken. Ein schlechter Nahrungsstand, Mangel an moralischem und religiösem Unterricht, verderblicher Müßiggang sind gewöhnlich die politischen Quellen, woraus dergleichen Uebel fließen. Diese Quellen zu verstopfen, muß der Staat sich noch mehr angelegen seyn lassen, als die Verbrechen der Unkeuschheit zu bestrafen. — Die Unkeuschheit ist ein moralisches Laster, und in wie weit sie nicht in die Güter eines Dritten eingreift, ist sie von den Gesetzen und den öffentlichen Anstalten nicht erreichbar. Daher werden alle öffentlichen Keuschheitscommissionen grausam oder lächerlich, wenn ihre Absicht weiter geht, als der öffentlichen Liederlichkeit zu steuern, wovon wir weiter unten reden werden.

§. 114.

Die Policey muß sich der Rechte der neugeborenen Kinder annehmen. Sie muß also auch darüber wachen, daß Niemand willkürlich z. B. eine Geburt für eine Mißgeburt erkläre, oder gar das Kind verstümmele oder tödte. Was aber von den Eltern positiv für die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit der Kinder geschehen müsse, kann der Staat durch Gesetze nicht befehlen. Er kann nur anordnen, daß ihnen kein Unrecht zugefügt werde. Richtige Einsichten, elterliche Liebe und Moralität bestimmen die Eltern, für das Wohlseyn ihrer Kinder zu sorgen. Die Verbreitung dieser Einsichten und die Verstärkung dieser Triebfedern kann allerdings die Staatspolicey durch mancherley Anstalten, die wir an einer andern Stelle betrachten werden, befördern. Aber die Mutter z. B. zum Selbstsäugen zwingen zu wollen, und die Zeit des Säugens zwangsmäßig festzusetzen, heißt unstreitig die Grenzen der Staatsgewalt überschreiten und ihren Zweck ganz verkennen. Denn die Säugung eines Kindes aus Zwang, ist für das Kind eine schlechte Wohlthat, und wo liegt der Grund, der den Staat berechtigt, diese Wohlthat zu erzwingen? Die Eltern können nur gezwungen werden, für des Kindes Unterhalt zu sorgen; ihnen den bestmöglichen Unterhalt zu geben und

ihn mit Zärtlichkeit darzureichen, dazu gibt es kein Zwangsmittel und kein Zwangsrecht. — Wo also die Sitten so schlecht werden, daß sich die Mütter der süßen Pflicht der eignen Sorge für ihre Kinder ohne Noth entziehen, da kann nur die Herstellung der Liebe zur Pflicht und das Ehrgefühl für die Pflichtbeobachtung — aber keine Policeyverordnung helfen. Eben so gehören alle speciellen Vorschriften, wie die Kinder im Hause behandelt werden müssen, damit ihr Leben und Gesundheit nicht in Gefahr komme, gar nicht vor das Forum der Policey, als nur in wie weit sie auf Verbreitung richtiger Kenntnisse und guter Gefinnungen durch Errichtung guter Bildungsanstalten wirken kann. Es aber zur Policeyverordnung zu machen, daß z. B. Mütter und Ammen die saugenden Kinder nicht mit in ihr Bett nehmen, was für Kleidung Kinder, Schwangere oder andere Personen tragen oder nicht tragen sollen u. s. w., ist dem oben (§. 34. n. 3.) aufgestellten Grundsatzes schnurstracks entgegen. Es ist genug, daß die Familiengewalt in allem, was sie zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens der Ihrigen im Hause anordnet, wo sie es verlangt, von der Policey oft unterstützt werde.

§. 115.

2) Die äußern Bedingungen der Gesundheit und des Lebens (§. 109.) hängen größtentheils von dem individuellen Fleiße und von der eignen Wahl der Individuen ab, und in so weit darf die Policey sich nicht darum bekümmern. Indessen gibt es auch viel Umstände und Verhältnisse, wo der Einzelne nichts zur Wegschaffung der Ursachen beytragen kann, die seiner Gesundheit oder seinem Leben gefährlich werden können, wo dieses aber durch vereinte Kräfte leicht möglich ist. Hier geht der Wirkungskreis der Policey an. Unwillkührlich wird der Mensch genöthigt in Oertern zu wohnen, zu arbeiten, wo Ursachen herrschen, die nachtheilig auf das menschliche Leben wirken, oder er muß mit andern Personen in Berührung treten, die aus Unbesonnenheit oder Leichtsinne Handlungen begehen, die seiner Person nachtheilig werden. Wenn nun gleich jedem frey stehen mag, sein eignes Leben zu wagen; so darf er doch andere nicht in Gefahr bringen. — Deshalb gehört es offenbar für die Policey

- 1) für gesunde Aufenthaltsörter und Wohnplätze der Einwohner zu sorgen. Gesunde Luft als die allgemeinste Bedingung der Gesundheit ist nicht bloß ein Werk der Natur, sondern die Kunst kann auf mancherlei Weise dazu

beytragen, das ungesunde Clima selbst eines ganzen Landes zu verbessern. Wie dieses am besten geschehe, müssen Physiker, Chemiker, Aerzte rathen. Die Ausführung im Großen ist aber nur vom Staate zu erwarten, ob er gleich der Privathülfe sich dabey auf mancherley Weise bedienen kann. Ob nun die Luft durch Austrocknung von Sümpfen, Mooren, Teichen u. s. w. zu verbessern, wie vorhandene schädliche Dämpfe wegzuschaffen, ob Ausrottung, Oeffnungen oder unter andern Umständen Anpflanzung von Waldungen nöthig sey, um die Luft zu reinigen, alles dieses erfährt der Staat von fachkundigen Männern und macht darnach seine Plane.

Befonders verdient die Anlage einer Stadt oder eines Dorfs allemal eine Mitwirkung der Policey. Sie muß dabey die Regeln vorschreiben, damit sowohl die rechtlichen als übrigen politischen Verhältnisse beobachtet werden. Sie muß Städte und Dörfer nur in gesunden Gegenden anlegen lassen, wo reine Luft, genugames und gesundes Wasser leicht zu haben ist. Hierbey darf die Policey nur leiten. Denn das eigne Interesse treibt die Menschen von selbst an, solchen wohlthätigen Verordnungen Folge zu leisten. Wo aber eine fehlerhafte Anlage schon

geschehen ist, da liegt ihr vorzüglich ob, die Fehler möglichst zu verbessern.

Städte und Dörfer sind Werke ganzer Gesellschaften, folglich wird es auch gut seyn, gleich bey ihrer ersten Anlage nach einem allgemeinen Plan zu verfahren, so dafs ein Grundrifs entworfen wird, wornach die Vertheilung der Strassen und Gebäude am besten geschehen kann, und wornach alle schädlichen Ausdünstungen und Absonderungen auf das schnellste abgeführt werden können. Dafs also Fall der Strassen — Pflaster — Reinigung — Begräbnisplätze — die Anlage der Gebäude, die viele schädliche Ausdünstungen aushauchen, und überhaupt alles, was auf den Gesundheitszustand der Einwohner beym Bauen und bey andern Privateinrichtungen, Beschäftigungen und Gewerben Einfluß haben kann, unter der Aufsicht der Policey stehen und ihren Anordnungen unterworfen seyn müssen, folgt klar aus den aufgestellten Grundsätzen. Die Lehrbücher der Policey sind über diesen Punct so weitläufig, dafs es hier nicht nöthig ist, weiter ins Einzelne zu gehen.

Aber auch hier muß sich die Policey nur an den Begriff des Gemeinfamen und des Oeffentlichen halten, und nicht sich in Dinge mischen, die bloß das handelnde Individuum angehen. So kann sie z. B. die Anlage

*Jakobs Policeygesetzgebung.*

K

und den Bau der Privathäuser allerdings nicht der bloßen Phantasie der Bauherren überlassen, sondern kann verlangen, daß jeder den Verordnungen, die sich auf die Erhaltung der gemeinsamen Gesundheit und Sicherheit der übrigen beziehen, gemäß baue; zu diesem Behuf kann sie mit Recht einen Riß von jedem aufzuführenden Gebäude vorher verlangen, um nachfolgenden Streitigkeiten und Schäden zu vorzukommen. Aber der Policy auch aufbürden zu wollen, wie einige gethan haben, daß sie darauf Acht haben müsse, ob die Bauherren nicht schlechten Kalk, nasse Steine, schlechtes Holz u. s. w. nehmen, ob sie ihren Grund ordentlich legen, ob sie die neuen Häuser nicht zu frühzeitig beziehen, ob sie die Zimmer nicht zu niedrig anlegen u. s. w. heißt unstreitig, alle Grenzen der Policy überschreiten und sich zum Privatvormunde aufwerfen.

§. 116.

Gefunde Nahrungsmittel gehören gleichfalls zu den allgemeinen Bedingungen der Gesundheit und des langen Lebens. Nun nimmt zwar jeder Einzelne selbst schon ein so wichtiges Interesse daran, daß es kaum nöthig ist, noch besondere Aufmerksamkeit darauf zu empfehlen, sobald nur die Kennzeichen der Schädlichkeit gehörig bekannt sind. Wenn daher die

Policey dafür sorgt, daß durch einen zweckmäßigen Unterricht, das Volk die Güte der Lebensmittel gehörig kennen und beurtheilen lernt; so ist das Volk selbst der beste Aufseher darüber, indem schlechte und ungesunde Waaren keine Abnehmer finden werden.

Die Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften in Prag hat für das Jahr 1804 eine Preisfrage aufgegeben: Durch welche Mittel und Wege die mannichfaltigen Verfälschungen der Lebensmittel, außerhalb der gesetzlichen Untersuchungen aufgehoben oder doch vermindert werden? — Wenn diese Preisfrage ein Buch veranlaßte, worin alle bewährte Mittel, alle Verfälschungen leicht zu entdecken, gesammelt würden, und wenn ein solcher Unterricht durch das Volk in Schulen und durch allgemeine Volkschriften verbreitet und practisch gemacht würde; so würde hierdurch weit mehr für die Erhaltung der Gesundheit des Volks geschehen, als alle Wachsamkeit der Policey zu thun vermag. Wenn aber gleich eine solche Aufklärung die Mühe der Policey vermindert; so kann sie doch dieselbe nie von aller Aufsicht auf das, was dem Leben und der Gesundheit gefährlich werden kann, entbinden. Es muß daher die öffentliche Aufmerksamkeit

- 1) auf die zum öffentlichen Verkauf ausgetobenen Lebensmittel gerichtet seyn. Denn



es gibt immer unter dem Volke viel Unwissende, Leichtgläubige oder Arme, die sich leicht durch wohlfeilere Preise oder Marktschreierische Anpreisungen locken lassen, schädliche Nahrungsmittel zu kaufen. Die Policey muß daher die bessere Einsicht geltend zu machen suchen, und alle ungesunde Lebensmittel vom Verkauf und vom öffentlichen Verkehr ausschließen. Wenn sie nun gleich den Handel in Privathäusern nicht beachten kann, so vermag sie doch die öffentlichen Marktplätze und gewöhnlichen Händler in Obacht zu nehmen, und dadurch eine öffentliche Garantie zu begründen, daß daselbst immer gesunde Lebensmittel angetroffen werden.

Getreide, Brot, Gemüse, Fleisch, Bier, Brantwein u. s. w. sind die gewöhnlichsten Genußmittel, und die Policey wird also darauf zu achten haben, daß kein unreifes oder mit schädlichen Gewächsen vermishtes Getreide, kein ungesundes Fleisch, faule Fische, unreifes Obst oder was sonst bewährte Aerzte für ungesund erklären, auf Märkten feil geboten werden darf. Sie wird eine Marktschau anordnen, welche darauf zu sehen hat, daß nichts zum Verkauf ausgebaut werde, was das Urtheil bewährter Aerzte für die Gesundheit nachtheilig erklärt hat.

Besonders hat die Policey auch dafür zu sorgen, daß gutes Trink- und Kochwasser stets zu finden ist. Denn oft fällt es den Privatleuten schwer, sich dergleichen selbst zu sichern, und weil es nur allmählich die Gesundheit zerstört, so ist nicht so leicht der Privateifer, das Uebel abzuschaffen, zu erwecken. Bier, Brantwein, Essig, Wein u. s. w. sind ebenfalls von sehr allgemeinem Gebrauch und einer leichten Verfälschung fähig. Die Policey muß sich mit allen Arten von Verfälschungen und deren Kennzeichen bekannt machen, und auf genaueste vigiliren, daß keine schädliche Waaren dieser Art verkauft werden. Eben so verdienen

- a) alle Kaufwaaren und alle Dinge, welche im gemeinen Gebrauch üblich sind, eine vorzügliche Aufmerksamkeit der Policey, damit nicht die Beymischung schädlicher Substanzen, Regel werde. Denn es gibt immer viel leichtsinnige Menschen, die dem bloßen allgemeinen Gerücht, daß eine Sache schädlich sey, nicht glauben, sondern ihre, und anderer Gesundheit auf Gerathewohl wagen. Eine obrigkeitliche Anordnung hat aber nicht nur mehr Kraft, die Käufer abzuhalten, sondern läßt auch keine Verkäufer solcher Dinge aufkommen. Die Obrigkeit muß dabey bewährte Chemiker und Aerzte zu Rathe ziehen.

und ihre Verordnungen durch deren Einsichten bestimmen. Ob z. B. Kochgeschirre durch ihre Glasur, Verzinnung u. s. w. gefährlich werden, ob Spießglas, Kobalt, Kupfer, Arsenik und andere schädliche Metalle oder Pflanzen bey Dingen angewandt werden, die Genußmittel sind, oder deren Gebrauch doch leicht die Gesundheit verderben kann, hat die Policey zu erforschen und darnach ihre Verordnungen und Verfahrensart einzurichten.

Allenthalben muß jedoch die Policey in ihren Grenzen bleiben und nur dem zuvorkommen suchen, was leicht ändern in der Gesellschaft schaden kann. Wie ein jedes Individuum für seine eigene Gesundheit sorge, geht ihr gar nichts an. Es ist daher ganz gegen den wahren Geist der Policey, wenn einige neuere Policeylehrer sogar verlangen, die Policey soll die allzuleichte Kleidung der Damen und Herren verbieten. Man könnte eben so gut fordern, sie sollte verordnen, daß jedermann sich des Nachts ordentlich bedeckte, damit er sich nicht etwa erkälten möchte. Die Kleidungsstücke liegen nur sofern mit in dem Umkreise der Policey, als sie verhüten soll, daß dadurch nicht ansteckende Krankheiten fortgepflanzt werden; sie muß alles aus dem öffentlichen Verkehr

schaffen, was dergleichen Gifte in der Gesellschaft ausbreiten kann.

Auch bey der Aufsicht auf die gesunde Beschaffenheit der Lebensmittel und Waaren, muß sich doch die Policey stets in den Schranken des Rechts halten, und die Freyheit und Gewerbe der Bürger nicht mehr belästigen als es schlechterdings nothwendig ist. Wenn das Publikum gewisse Sachen für schädlich hält, wird es nicht leicht ein Kaufmann mehr wagen können, dergleichen zu verkaufen, da er sich dadurch um seinen Credit bringen und die Kunden verschrecken würde. In diesem Eigennutz findet die Gesundheit der Bürger einen sicherern Schutz, als in der Wachsamkeit der Policey. In dieser Hinsicht kann sie sich auch der öftern Visitationen der Läden, Keller u. s. w. sehr wohl enthalten. Das Mißtrauen der Policey muß sich auf sichere Data gründen, wenn es sie berechtigen soll, Privathäuser zu durchsuchen, und diese Data kann sie sich von einem Kaufmanne, der öffentlich verkauft, bald verschaffen. Weisß sie den Glauben an ihre strenge Aufmerksamkeit zu unterhalten; so werden in den gewöhnlichen Gewerben wenig Fälle vorkommen, wo ihre Gesetze übertreten werden, da jeder bekannte Handelsmann das größte Interesse dabey findet, jeden möglichen Verdacht, daß er die Waaren verfälsche, zu vermeiden, be-

sonders wenn die Kennzeichen der Verfälschung immer bekannter werden, und jeder die Prüfung derselben leicht anstellen kann.

Bloß auf vorübergehende wandelnde Händler auf Wochenmärkten, Jahrmärkten u. s. w. wird die Policey ihre Aufmerksamkeit verdoppeln müssen, da bey fremden und unbekannten Personen jenes Interesse fehlt, obgleich auch hier sich die Aufmerksamkeit der Käufer verdoppelt, und dadurch die Nothwendigkeit der Sorge der Policey sehr vermindert wird.

#### §. 117.

3) Die Verhinderung der Zufälle, wodurch das menschliche Leben leicht verletzt oder die Gesundheit in Gefahr kommen kann, (§. 109.) ist recht eigentlich ein Gegenstand der Policey. Denn 1) kann man nicht allen Menschen einen hohen Grad von Vorsicht in Ansehung aller Handlungen zutrauen, wodurch das Leben und die Gesundheit anderer leicht in Gefahr kommen kann, und es ist daher nöthig, daß öffentliche Vorschriften gegeben werden, nach welchen sich ein jeder da zu richten hat, wo dergleichen Unglücksfälle leicht möglich sind, wenn sie nicht beobachtet werden; 2) können selbst viele Dinge, die zum gemeinen Gebrauch dienen, unvermerkt in einen Zustand gerathen, wobey das menschliche Leben in Ge-

fahr kommt, und worauf einzelne zu achten sich nicht verbunden halten, weil es die ganze Gesellschaft angeht. Endlich 3) kann die Natur selbst manche Zufälle herbeyführen, die das Leben der Menschen bedrohen, und deren schädliche Wirkungen nur die gemeinsame Kraft der Gesellschaft beträchtlich vermindern kann.

In ersterer Hinsicht wird die Poliey allen Handlungen, aus welchen durch Zufälle oder Leichtfinn leicht Gefahr für das menschliche Leben entspringen kann, eine solche Ordnung vorschreiben, welche die Unglücksfälle wo nicht unmöglich machen, doch sehr vermindern. Sie wird daher<sup>a</sup> a) in Städten und volkreichen Orten eine gute Bauordnung entwerfen und nicht dulden, daß Schilde, Rinnen, Statuen u. f. w. den Vorübergehenden Gefahr drohen, oder Steine, Bauhölzer u. f. w. auf der Straße liegen bleiben; b) Bey Comödien, Executionen oder andern großen Zusammenläufen wird sie eine gute Ordnung vorschreiben, auch dahin sehen, daß die Gebäude, worin sich viel Volk versammelt an freien Plätzen mit schicklichen Ausgängen u. f. w. angelegt werden; c) Schnelles Fahren und Reiten in engen Straßen wird sie nicht dulden, wo nicht Fußwege von Fahrwegen gänzlich geschieden sind. Das Herumfahren wilder Thiere, das freye Herumlaufen der Hunde, Ochsen in Städten und Dörfern u. f. w.

ist gleichfalls einer guten Policey zuwider; d) Allen durch Leichtfinn entstehenden Gefahren für das menschliche Leben muß sie gleichfalls entgegenarbeiten und daher Vorschriften für den Verkauf und Gebrauch der Gifte, des Schießgewehrs und andrer tödtlichen Instrumente geben; e) Die Policey kann es selbst nicht gleichgültig ansehn, daß Menschen freiwillig ihr Leben leichtsinnig in die Schanze schlagen. Wenigstens kann sie kein Gewerbe dulden, womit dem Leben und der Gesundheit ohne allen wichtigen Zweck ein bloßes Spiel getrieben wird, weil der Staat dem Laster keine Oeffentlichkeit verstatten darf (§. 138.). Sie wird also lebensgefährliche Spiele, und öffentliche Schauspiele, wo der Körper in verzerrten die Gesundheit zerstörenden Formen erscheint, und wo, bey dem leichtesten Versehen, Gesundheit und Leben verlohren gehen können, nicht öffentlich dulden und noch weniger gestatten, daß Kinder dazu abgerichtet werden. Ueberhaupt wird ihr jede Sorge für das menschliche Leben wohl anstehen. So macht es der Policey keine Ehre, daß sie in vielen Ländern noch duldet, daß Knaben zur Reinigung der Schornsteine auf eine lebensgefährliche Weise gebraucht werden, und daß man sie gar bey einer im Schornsteine entstehenden Feuersbrunst in die Schornsteine wirft, um

das Feuer auf diese Weise zu löschen, zumal da die Beyspiele anderer Länder beweisen, daß dieses eine ganz unnöthige Grausamkeit ist.

In der zweyten Hinsicht ist der Staat zur genauesten Aufsicht auf die Gebäude, Stege, Brücken u. s. w. verbunden. Die Wege müssen nicht nur stets in gutem Stande gehalten werden, sondern Anhöhen und Abfälle müssen auch mit Geländern, Warnungszeichen u. s. w. versehen seyn:

Was drittens die Unglücksfälle betrifft, welche durch die Natur selbst veranlaßt werden können, so kann die Regierung durch Anwendung der Kunst sehr viel zu ihrer Verminderung beytragen. Sie kann die Flüsse von gefährlichen Stellen befreyen und ihre Schiffbarkeit minder gefährlich machen; sie kann sichere Häfen, ein gutes Lootsenwesen, Leuchthürme u. s. w. einrichten. Sie kann schnelle Hülfen, Rettungsanstalten für Verunglückte, und Erfrorne, vom Blitz Erschlagene, Ertrickte u. s. w. veranstalten. — Die Furcht als Scheintodter begraben zu werden, ist in den neuern Zeiten, vielleicht zu weit getrieben worden; dennoch aber verdient die Sache alle öffentliche Aufmerksamkeit. Eine allgemeine Belehrung, wie der Tod mit Sicherheit zu erkennen, und Leichen zu behandeln, wird mehr wirken und weniger lästig seyn; als eine allgemeine Todten-



Schau, die Herr von Sonnenfels und andere eingeführt wissen wollen. Denn dergleichen Beschauungen werden doch schlecht betrieben und vermehren die Kosten der Begräbnisse. Wenn also nur im Allgemeinen verordnet ist, daß die Leichen nicht allzu schnell begraben werden dürfen, daß sie vor der Beerdigung unbedeckt stehen bleiben, oder zur öffentlichen Schau ausgestellt werden müssen, und daß eine frühere Beerdigung nur auf das Zeugniß eines Arztes gestattet werden darf; so scheint die Gefahr schon sehr vermindert zu seyn. Die Einführung der Todtenhäuser, worin die Leichen bis zum Tage des Begräbnisses bewacht werden, ist mehr Sache der einzelnen Gemeinden als der allgemeinen Landespolicey.

§. 118.

4) In wie fern die öffentliche Sorge auf Krankheiten gerichtet ist, müssen die Anstalten von Aerzten geleitet werden. Die Hauptforge tritt bey epidemischen Krankheiten ein, da isolirte Privatkräfte gegen dieselben fast gar nichts ausrichten können. Daher muß die Policey beständig die größte Aufmerksamkeit sowohl auf auswärtige als innere Epidemien und sich leicht mittheilende Krankheiten richten, um zur rechten Zeit zweckmäßige Vorbereitungen gegen deren Einbringung und Verbreitung und baldige

Wegschaffung zu sorgen. Die zu treffenden Mafsregeln müssen schon vorher für jede Policeybehörde bestimmt seyn und nicht erst durch Anfragen bey höhern Behörden erforscht werden.

In einem Lande, wo häufig fremde Personen aus Ländern eintreffen, wo grassirende Seuchen herrschen, deren Ansteckungsstoff unvermerkt ins Land gebracht werden kann, sind Quarantaineanstalten nothwendig. Es muß an der Grenze ein steter Cordon gehalten, und die größte Vorsicht bey der Communication mit den Ländern, worin pestartige Krankheiten herrschen, beobachtet werden. — Dergleichen Sperrungen sind aber in unsern Zeiten und Ländern, wo die Communication so groß, so häufig und so vortheilhaft geworden ist, ungemein schwierig. — Sind auch die Personen abzuhalten, so sind es doch schwerlich die Waaren, die sich auf tausend unbeachteten Wegen einschleichen können, wobey noch zu bedenken ist, daß eine allzuausgedehnte und strenge Sperre dem Lande unendliche Verluste zufügt. — Daher ist es fogar noch wichtiger und zweckmäßiger, allenthalben im Lande, besonders aber an der Grenze solche Anstalten zu treffen, wodurch angesteckte Personen augenblicklich entdeckt, für andere unschädlich gemacht und geheilt werden können.

Die Pest und das gelbe Fieber, die Pocken und die venerischen Seuchen sind die Krankheiten, welche die allgemeinsten Verheerungen in einem Staate anrichten können. Sowohl der Zweck der Bevölkerung, als die Erhaltung des Lebens der Bürger fordert den Staat zu kräftigen Mafsregeln gegen die Ausbreitung dieser Krankheiten auf. Jedes dieser Uebel erfordert aber seine eigne Art von Behandlung.

Dafs in dem Lande selbst keine pestartigen Krankheiten entstehen, dazu wirkt insonderheit Reinlichkeit und gesunde Luft. Der hohe Grad von Unreinlichkeit und mephitischer Luft, welcher in den meisten Städten von Polen und dem südlichen Rußland herrscht, mufs das Uebel der Pest entsetzlich vergrößern, wenn es diese Länder trifft. Auch aus diesem Grunde wäre nichts wichtiger, als die Städte dieser Länder vom Schlamme und Sumpfe zu befreyen.

Damit aber die von ausen eindringende Pest nicht um sich greife, dazu sind hauptsächlich an der Grenze wichtige Anstalten nöthig. Hier müssen die besten, geschicktesten und thätigsten Aerzte angestellt werden. — Pesthäuser, Pestwärter — Medicamente und Materialien gegen die Krankheit, alles mufs stets vorbereitet seyn, und alle Menschen müssen mit der Art, sich bey dergleichen Unglücksfällen am klügsten zu benehmen und mit allen vorsichtig-

keitsmafsregeln bekannt gemacht werden. — Es mufs dieses in gefährvollen Grenzörtern ein Gegenstand des öffentlichen Unterrichts seyn. Das Uebel ist schon halb geheilt, wenn man es kennt und weifs, wie ihm am leichtesten beyzukommen ist. Keine Politik ist schlechter, als die, welche das Eindringen der Pest als Geheimnifs behandelt wissen will. Der Schreck und der Allarm, der dadurch verhütet werden soll, wird viel gröfser, wenn nun das Uebel sich wirklich zeigt. Macht aber die Regierung selbst jede Gefahr treulich bekannt, und gibt zugleich Mittel, sich gegen das Uebel zu schützen an die Hand; so kann es nie eine grofse Ausdehnung erhalten, und die Furcht der Einwohner hindert sie nicht, zur rechten Zeit wirkfame Gegenmittel zu gebrauchen.

Die Pocken sind fast noch verheerender für die Menschheit, als die Pest. Sie haben bisher in Europa wenigstens den vierzehnten Theil der Kinder getödtet. Dennoch hat man in Europa diese Krankheit in den mehresten Ländern sich selbst überlassen. Hätte man sie, wie die Pest behandelt, wie in einigen Provinzen America's, so wären sie vielleicht längst ausgerottet. Indessen hat in den neuern Zeiten ein wohlthätiger Genius die Inoculation und in unsern Tagen die Schutzblattern erfunden. Diese letzteren, wenn sie erst ganz pro-

bat gefunden werden, sind gewiß besser als alle andere Policeymittel. Denn Sperrungen und Absonderungen bleiben immer große Uebel.

Demnach würde es ungerecht und hart seyn, wenn sich der Staat bey Einführung der Vaccination oder Inoculation directen Zwang erlauben, und die Kinder gegen den Willen ihrer Eltern impfen lassen wollte. Denn immer liegt doch der Weigerung der Eltern nur die, es sey gegründete oder ungegründete Vorstellung von Unnützlichkeit oder Schädlichkeit einer solchen Operation zum Grunde (§. 95.). Wenn also der Staat eine allgemeinere Ueberzeugung von dem Nutzen der Vaccination hervorbringt, und dabey nur die Gelegenheit, sie anzuwenden, erleichtert; so wird auch ein allgemeinerer und willigerer Gebrauch davon gemacht werden. Um aber der Nachlässigkeit und dem bloßen Eigensinne der Eltern zu begegnen, wird es genug seyn, wenn er eine strenge innere Quarantaineanstalt gegen die natürlichen Blattern verordnet, so daß alle, welche diese bekommen, aufs strengste, es sey durch Pockenhäuser oder durch andere öffentliche und noch lästigere Anstalten aufs strengste abgefordert werden. Eine solche Unterbrechung aller Communication mit solchen Pockenpatienten ist von Seiten des Staats vollkommen gerecht, für die Eltern aber so peinlich, daß eine solche strenge An-

ordnung den Eigensinn oder die Nachlässigkeit sehr bald überwinden, und die Eltern zum Gebrauch der Schutzblättern bestimmen wird, wenn sie die letzteren nicht wirklich für ein schädliches Uebel halten.

Ein anderes den Kern der Nation sehr angreifendes aber im Finstern schleichendes Uebel, ist das venerische Gift. Da diese Krankheit sich nicht so leicht durch äußere Zeichen offenbaret, so wird sie auch nicht so leicht ein Gegenstand der Policey seyn können. Einfache Sitten, allgemeiner Wohlstand des gemeinen Mannes, so daß er bald heirathen und sein Brot verdienen kann, sind die besten Mittel gegen eine ausgedehnte Verbreitung desselben.

In großen verdorbenen Städten ist diese Pest ein nie ganz zu bekämpfendes Uebel. Die Policey kann dabey nichts thun, als: 1) die Gelegenheit zur öffentlichen Unzucht abzuschneiden, also durchaus nicht zu dulden, daß das Huren zum Gewerbe gemacht werde. Kuppeler und Hurenwirthe, so wie Gassen- und Bordellhuren muß sie aufs strengste verfolgen und sie zur Arbeit zwingen. Ist die Policey hierin sehr aufmerksam, so entsteht ein solches Gewerbe gar nicht. Zwar wird sie einzelne und heimliche Ausschweifungen nie verwehren können, aber diese bringen bey weitem nicht ein so großes Uebel hervor als die öffentliche Hure-

*Jakobs Policeygesetzgebung.*

L

rey; 2) Die entdeckten oder sich anmeldenden Venerischen muß sie in Spitalern heilen lassen; und zwar mit Schonung ihrer Schamhaftigkeit. Denn es muß dem Staate daran gelegen seyn; daß das Volk das Gefühl für Scham, dergleichen Ausschweifungen begangen zu haben, behalte. Es kann ein Unterschied gemacht werden zwischen solchen Patienten, welche sich selbst anzeigen, und solchen, deren Krankheit die Policey auf andere Weise entdeckt. Wenn letztere durch ihren Zustand andere inficirt haben; so ist es gerecht, sie selbst einer Strafe zu unterwerfen.

Man hat als Rettungsmittel gegen die Verbreitung venerischer Krankheiten Bordelle zu privilegiren vorgeschlagen, und hat dieses wirklich in mehreren Ländern ausgeführt. Allein 1) darf ein Staat nie ein Laster privilegiren. Ein Privilegium für Bordelle widerspricht daher aller gesunden Staatspolicey (§. 32.). Aber 2) ist das Mittel auch unzweckmäßig. Die Verführung und der Reiz zu unkeuschen Ausschweifungen wird durch dergleichen Häuser sehr vermehrt und dennoch die Ansteckung nicht vermieden. Denn da dergleichen Frauenthierie jeden zulassen, der nicht offenbar die deutlichsten Spuren venerischer Uebel an sich trägt, so sind sie selbst keinen Augenblick vor der Gefahr der Ansteckung sicher, und können

also auch wieder eine Menge anderer anstecken, ehe ihr Uebel ihnen selbst oder den visitirenden Aerzten bekannt wird. Durch die Oeffentlichkeit des Lasters wird die Scham, die stärkste Schutzwehr gegen die Ausschweifungen der Geschlechter, selbst in der bessern Jugend erstickt, und man wird gegen das Laster gleichgültig. Zwar ist gewöhnlich in den Städten, wo Bordelle erlaubt sind, verboten, daß kein einladender Glanz in ihnen geduldet werden solle. Aber nirgends wird, wie man auch leicht vermuthen kann, darauf gehalten. Darf im Bordellhause selbst kein Spiel und Tanz seyn, so weiß man die Vergnügungen und Einladungsreize in einem andern Hause zu veranstalten. Daß man durch die Bordelle die Angriffe auf die eheliche Treue vermindere, ist bloße Einbildung. Denn dergleichen Häuser sind Fechtschulen, worin der Muth und die Geschicklichkeit zu kühneren Angriffen nur vermehrt wird. Wenn man daselbst die weiblichen Geschöpfe visitirt, so sollten billig die Männer, welche dergleichen liederliche Gesellschaften besuchen, auch einer gleichen Aufsicht unterworfen werden.

§. 119.

5) Man sieht sehr bald, daß die öffentliche Vorsorge für die Vermeidung der Ansteckung und die Erhaltung der Gesundheit des

L 2



Volks eine eigne Organisation von Anstalten erfordert. Diese bestehen in besonderen Anstellungen von Medicinalcollegien und Personen, von welchen die Policey fordern kann, daß sie als ihre Organe ihre Zwecke befördern. Daher ist gewöhnlich in jedem gut eingerichteten Staate ein Medicinal- und Sanitätsdepartement, welchem die Sorge der Anordnungen für diese Zwecke obliegt, und deren Gutachten die executive Policeybehörde folgen muß. Diesem Collegio und seinen untergeordneten Behörden muß obliegen: 1) auf alles zu achten, was das Gesundheitswohl des Volks im Allgemeinen betrifft, und das durch die Staatsgewalt zu bewirken, was isolirte Kräfte, sich selbst überlassen, nicht bewirken werden; 2) das ganze Medicinalwesen im Lande einzurichten, zu verwalten, insbesondere die öffentlichen Krankenanstalten zu dirigiren, die Medicinalpersonen, welche vom Staate autorisirt werden sollen, zu prüfen, Aufsicht auf die Apotheken, Arzneymittel, Hebammen u. s. w. zu führen.

Man kann in der That zweifeln, ob es nicht besser sey, das ganze Gewerbe der Aerzte, so wie alle übrigen frey zu lassen und also jedem zu verstatten, Arzneykunst, Chirurgie, Hebammenkunst, Apothekerey u. s. w. zu treiben wie er will, und bloß den, welcher durch seine Ungeschicklichkeit Uebel anrichtet, streng

zu bestrafen. Ein ausgebreiteter besserer Unterricht würde am ersten die Vorurtheile zerstreuen, und den wahren Werth der Personen, die sich damit abgeben, ans Licht bringen. Sagte sich die Policy von aller Vorforge dieser Art los, so würde man wahrscheinlich, durch nachtheilige Erfahrungen belehrt, viel vorsichtiger im Gebrauche unbekannter und fremder Aerzte verfahren, und sich mehr an bekannte und schon bewährte Aerzte halten.

Der Staat thäte vielleicht schon genug, wenn er 1) Gelegenheiten in seinem Lande zum vollständigen Unterricht der Medicinalpersonen eröffnete — diejenigen, welche sich auf denselben, oder auch sonst gebildet und gehörige Proben ihrer Geschicklichkeit abgelegt hätten, ohne Kosten \*) autorisirte, auch 2) Stadt- und Landärzte, Hebammen, Geburtshelfer u. f. w.

---

\*) Sobald die Examina und Autorisationen der Medicinalpersonen bezahlt werden müssen, entsteht allemal nicht nur die Gefahr, daß der Eigennutz vielen ungeschickten Subjecten Patente ertheilen wird, sondern es finden auch diejenigen, welche sich der Prüfung nicht unterwerfen wollen, leicht einen Grund der Entschuldigung darin, daß sie die Kosten entweder nicht anwenden wollen, oder nicht anwenden können. Kann aber jedermann ohne Kosten nach ausgestandener Prüfung die öffentliche Autorisation zur Betreibung der Arzneykunst erhalten; so kann niemand mit einigem Scheine sich derselben entziehen, ohne den Verdacht zu erregen, daß er zu ungeschickt dazu sey.

anstellte, damit es nirgends an geschickten Personen dieser Art fehlte, übrigens aber diese Künste ein ganz freyes Gewerbe seyn liesse. —

Wahrscheinlich würden bey einer solchen öffentlichen Erlaubniß weniger Pfücher ihr Fortkommen finden, als jetzt, besonders wenn jeder den andern nur auf sein Risico curiren dürfte, folglich auch von jedem, den er zu curiren übernommen hätte, in Anspruch genommen werden könnte. Vielleicht wäre es genug, um allen Schaden zu verhüten, daß jeder Arzt und Wundarzt die Behandlung seiner Patienten schriftlich verzeichnen, und sich bey entstehender Klage oder Beschwerde, wegen seiner Cur, durch Vorzeigung seiner Bücher, rechtfertigen müßte, wo er denn, bey erwiesener Unwissenheit, wegen seiner Tollkühnheit ein lebensgefährliches Geschäft zu unternehmen, ohne es gehörig zu verstehen, bestraft werden müßte. Derjenige aber, welcher dergleichen Curbücher, bey entstehender Klage nicht vorzuzeigen hätte, müßte gerade für schuldig gehalten werden.

Institute zur Bildung von Krankenwärtern und Krankenwärterinnen, öffentliche Krankenhäuser zur Pflege fremder und armer Patienten, allgemeine Einrichtungen für Gesundbrunnen und Bäder passen sämmtlich in den Begriff einer guten Policy.

Zweyter Abschnitt

*Von der öffentlichen Sorge für die Freyheit  
der Glieder des Staats.*

§. 120.

Freiheit, oder Unabhängigkeit von der Willkühr anderer ist das edelste Gut der Menschen. Das heisse Streben, sie zu erhalten; und wo sie verloren ist, wieder herzustellen und zu erweitern, ist allgemein, und keine Begierde stimmt mehr mit der Vernunft überein als diese. Sie ist die Grundlage der menschlichen Vervollkommnung. Alles moralische Verdienst, alles Edle und Große geht nur aus ihr hervor. Alle Künste des menschlichen Lebens können nur da zur Vollkommenheit gelangen, wo Freyheit herrscht. Dieses Gut zu sichern war der Hauptzweck der bürgerlichen Vereinigung. Denn da, wo mehrere Menschen neben einander wohnen, die Freyheit des einen mit der Freyheit des andern gar zu leicht in Collision geräth; und hieraus ein steter Kampf entspringt, die Freyheit in einander zu unterdrücken; so gab es kein anderes Mittel die Freyheit aller zu sichern, als die Grenzen der Freyheit eines jeden durch Gesetze zu bestimmen, und auf die Beobachtung dieser Gesetze mit Gewalt zu halten. Dieses zu bewirken ist der Hauptzweck des Staatsvereins. Durch ihn entspringt erst

gesetzliche Freyheit, d. h. Freyheit eines jeden, eingeschränkt durch die Freyheit aller übrigen.

§. 121.

Zwar finden es die Menschen oft ihrem eignen Vortheil gemäß, ihre Freyheit freywillig mehr oder weniger einzuschränken, und bald einen Theil ihrer Handlungen, bald sogar ihre ganze Person der Willkühr anderer zu unterwerfen, und in wiefern dergleichen Verbindungen freywillig getroffen werden und auf Verträgen beruhen, können sie nicht als gewaltsame Verletzungen der Freyheit angesehen werden. Indem jemand einem Theile seiner Freyheit entlagt, gewinnt er ein Gut, das auf der andern Seite seine Zwecke befördert. Ein solcher freywilliger Tausch der Güter und Kräfte, befördert die Zwecke der menschlichen Gesellschaft im höchsten Grade und muß also von dem Staate in Schutz genommen werden. Nur wider seinen Willen und mit Gewalt soll Niemand der Willkühr anderer unterworfen werden, wo es nicht durch ein anderes Vernunftgesetz ausdrücklich bestimmt und nothwendig gemacht wird.

§. 122.

Eben so wenig kann es für eine Verletzung der Freyheit angesehen werden, wenn der Staat die Freyheit der Bürger gewissen Schran-

ken unterwirft. Denn hier ist es nicht die Willkühr sondern das allgemeine Gesetz, d. h. die Vernunft selbst, welche die Freyheit der einzelnen aus keinem andern Grunde beschränkt, als um der Freyheit Aller einen desto größern und freyeren Spielraum zu verschaffen.

Im Staate können daher keine andern Schranken der Freyheit gebilligt werden, als

- 1) solche, welche die Sicherung der Freyheit der übrigen zur Absicht haben;
- 2) solche, welche den Gebrauch der Freyheit lehren sollen, wie bey Kindern und Unmündigen;
- 3) solche, welche wichtigere gemeinsame Güter befördern, als das Uebel dieser Einschränkung ist; z. B. eine größere Ausdehnung und größere Stärke der Freyheit, Erhaltung des Staats, anderer Mitbürger u. s. w.; und
- 4) solche, welche sich ein jeder freywillig auflegt.

Die ersten drey Arten der Schranken bestimmen die Gesetze des Staates; und ihre Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit ist nach der Wirkung zu beurtheilen, welche sie auf die Realisirung der allgemeinen Staatszwecke haben. Die vierte Art der Schranken hat die eignen Vortheile derer zum Zweck, welche sie sich freywillig auflegen, und der Staat schützt die

Wirkungen davon, so weit sie auf dem Rechte beruhen.

§. 123.

Indessen lehrt die Weltgeschichte, daß in vielen Reichen einem größern oder kleinern Theile der Nation die persönliche Freyheit gegen ihren Willen entzogen wird, ohne daß einer der im vorigen (§. 122.) genannten Staatszwecke solches nothwendig machte. Vielmehr hat sich eine Classe von Einwohnern, ganzer Stände oder gar Völker bemächtigt, und zwingt sie und ihre ganze Nachkommenschaft in ihrer Dienstbarkeit zu bleiben und ihrer bloßen Willkür zu folgen. Die Regierungen haben bey ihrer Entstehung oder in der Folge der Zeit diesen Zustand der Dinge autorisirt, und diese Verhältnisse durch positive Rechte bestimmt, und auf diese Weise eine große Volksmasse, die vielleicht vorher nur der Uebermacht gesetzlos sich unterwerfen mußte, zur Knechtschaft und dem Verlust ihres edelsten natürlichen Gutes, der persönlichen Freyheit gesetzlich verdammt.

Eine solche Staatsverfassung mag nun in der Unwissenheit finsterner Zeiten, oder in der Nothwendigkeit der Umstände, oder in der Gewalt derer, welche sich in den Besitz der Oberherrschaft über ihre Knechte einmal gesetzt hatten, gegründet seyn, es mag auch sogar eine Vereinigung derselben mit dem Begriffe des Rechts

überhaupt gedacht werden können, welches alles wir hier nicht untersuchen wollen; so sind doch folgende politische Folgen derselben unvermeidlich:

- 1) Der Staat wird in denen, welche er zu einem stärkeren oder schwächeren Grade des Verlustes ihrer persönlichen Freyheit d. h. der Slaverey gesetzlich verdammt, nie aufrichtige Anhänger oder Freunde haben. Da sie bey der Auflösung der Verfassung eher gewinnen, als verlieren zu können hoffen, so werden sie wenigstens ganz gleichgültig gegen das Bestehen der Regierung seyn, und je mehr der Staat die alten Rechte der Herren gegen sie aufrecht erhält, oder sie gar erweitert, ein desto bitterer Groll wird sich in den Gemüthern gegen die Regierung festsetzen. Begünstiget dagegen die Regierung die Unfreyen gegen ihre Herren; so wird er es mit diesen verderben, ohne daß er deshalb jene für sich gewinnt. Der Staat wird also, so lange dergleichen unnatürliche gesetzliche Verhältnisse in ihm bestehen, einen steten Saamen zu Aufruhr und Empörungen in sich enthalten, und nur durch stete Wachsamkeit und große Strenge die Ausbrüche der innern Gährung unterdrücken können.
- 2) Die Herren und ihre Unterdrückten wer-



den in einem continuirlichen Zustande der Feindseligkeit gegen einander leben. In den Slaven wird sich der bitterste Groll hinter hundiseher Demuth verbergen, und ein continuirliches Streben, dem Herren da zu schaden, wo er es nicht merken kann, wird sich in alle ihre Handlungen mischen. Begierig werden sie auf den Augenblick lauern, wo sie sich von ihren Ketten befreyen können. Die anscheinende Ruhe in solchen Ländern, wo Slaverrey herrscht, ist die Ruhe eines Pulverthurms, ein einziger Funken sprengt das ganze Gebäude in die Luft. Den Herren wird dagegen dieser innere Gemüthszustand ihrer Slaven nicht unbekannt bleiben, und da sie geneigt sind, das für Bosheit zu halten, was bey jenen bloß Folge der Reflexion über ihr Unglück ist; so werden sie dem Uebel durch Zurückgezogenheit und Strenge entgegenzukommen suchen, und dadurch in den Unterjochten den Zunder zur Empörung noch immer mehr vermehren, so wie sie durch die grausame Behandlung ihren eignen Character verderben.

- 3) Die ganze Gesellschaft wird um die Producte des Fleißes kommen, welche eine allgemeine persönliche Freyheit hervor-  
ge-

bracht haben würde. Die Genies und die Talente, welche sich in der erniedrigten Classe finden, werden erstickt werden und für das Vaterland verloren gehen. Da es in der Natur der Slavery liegt, daß Solaven weder viel arbeiten, noch ihr Geschlecht sehr vermehren; so wird in einem solchen Lande weder der Nationalreichtum noch die Nationalstärke der Bevölkerung den Grad erreichen können, den beyde bey allgemeiner Freiheit erreicht haben würden.

Die Regierung hat also dreyfache sehr wichtige politische Gründe, einen Zustand der Unterdrückung der persönlichen Freyheit im Lande nie aufkommen zu lassen, und da, wo durch Gewohnheit, Zeit und Sitten sich ein solcher Zustand festgesetzt hat, ihn mit Klugheit und Gerechtigkeit abzuschaffen.

§. 124.

Die Klugheit verlangt, die Reform so einzuleiten, daß aus der Veränderung keine nachtheiligen Erschütterungen des Staats entspringen, daß auf der einen Seite, die Ertheilung der Freyheit nicht Zerreißung der Bände der politischen Abhängigkeit, des Armen von dem Reichen, des Arbeiters von dem Meister, des Dieners von dem Herren nach sich ziehe, und

auf der andern nicht allgemeine Unzufriedenheit und Empörung in denen erzeuge, welche bisher in dem Besitz der Vortheile und der Herrschaft gewesen sind. Die Gerechtigkeit fodert, daß der Staat Rechte, welche er einmal sanctionirt hat, auch dann, wenn er einsieht, daß die Sanction auf Irrthum beruhete, oder schädlich ist, doch nicht vernichte, ohne diejenigen, welche sie genossen haben, für die Vortheile, welche sie davon hatten, zu entschädigen.

Es kann daher zwar unmöglich ein vernünftiges Princip seyn, daß der Staat durchaus alle einmal vorhandenen und von ihm bestätigten positiven Rechte im Lande, solle unverletzt bestehen lassen. Denn Unwissenheit, Schwachheit und Barbarey können die Rechte so vertheilen und solche Privilegien für einzelne Stände oder Personen begründen, von welchen Erfahrungen und spätere bessere Einsichten lehren, daß sie dem allgemeinen Wohl, oder gar den natürlichen Rechten anderer widersprechen und einen so großen Schaden stiften, daß derselbe die Vortheile welche die Berechtigten von einer solchen Einrichtung ziehen, weit übertrifft. Ein solches Princip würde also alle Fehler der Unwissenheit, und alle Maßregeln der Gewaltthätigkeit, verewigen und alle Staatsverbesserung unmöglich machen, sobald es nur

einmahl gelungen wäre, die Mißbräuche durch ein positives Gesetz functionirt zu haben.

Dagegen richten aber doch die Menschen ihre Handlungen nach den vorhandenen Staatsgesetzen ein, und opfern im Vertrauen auf die bestehende gesetzliche Ordnung, Vorthelle und Güter auf, um sich in den Besitz anderer Vorthelle zu setzen, worauf der Staat ein Recht functionirt hat. Alle, welche im Vertrauen auf die Einrichtungen des Staats gewisse Erwerbungen gemacht haben, rechnen auch darauf, daß er ihnen ihr wohl erworbenes Gut erhalten und schützen wird, und hierzu sind sie unstreitig durch den Staat selbst berechtigt.

Allein jeder wird dagegen auch in die Maxime einstimmen können: daß der Staat auf den Fall, wo er durch bessere Einsichten belehrt, erkennt, er habe ein Recht functionirt, welches entweder andern wichtigern Rechten widerspricht, oder der Wohlfahrt eines großen Theils der Einwohner oder der Vervollkommenung der bürgerlichen Gesellschaft, widerstreitet, befugt seyn müsse, dieses Recht aufzuheben, wenn er nur die Personen, welche aus diesem Rechte Vorthelle zu ziehen berechtigt waren, für diese Vorthelle entschädiget.

Daß dieser Fall bloß bey besonderen, bestimmten Rechten eintreten könne, ist an sich klar. Denn wenn ein allgemeines Recht so

schädlich wäre, daß es aufgehoben werden mußte; so läge die Entschädigung in dieser Aufhebung selbst.

Wer also ein Privilegium oder Vorrecht von dem Staate erlangt hat, kann sich nicht beschweren, daß ihm Unrecht geschehe, wenn ihm dieses Privilegium gegen Ersatz der Vortheile, die er regelmässig daraus zog, genommen wird, sobald wichtige Gründe den Staat dazu auffordern. Ueberhaupt läßt sich kein vernünftiger Grund denken, weshalb in einer bürgerlichen Gesellschaft jemandem Vorrechte oder Privilegien ertheilt werden sollten, als allein der, daß dadurch für die Gesellschaft im Ganzen Nutzen erwachse. Hören die Umstände auf, unter welchen ein solcher Nutzen wirklich entsprang, oder sieht der Staat ein, daß er sich in seiner Beurtheilung des allgemeinen Wohls geirrt habe, so hört auch der Grund der Fortdauer des Privilegiums oder des Vorrechts auf, und der Inhaber desselben kann sich nicht über die Aufhebung desselben beklagen, wenn ihn der Staat für die Nachtheile, die er von dieser Aufhebung hat, entschädiget. Nie können dergleichen Vorrechte als absolute natürliche Rechte angesehen werden; sie sind stets nur als Mittel zu betrachten, jemandem gewisse Vortheile zuzuweisen. Erhält er nun diese Vortheile auf andere Weise wieder;

so würde es in der That bloß Eigennutz und strafbare Widerspenstigkeit seyn, wenn er dennoch sein Recht nicht fahren lassen wollte. Denn er würde dadurch die Gefinnung verrathen, das Rechtswidrige und Schädliche bloß deshalb zu wollen, damit etwas Rechtswidriges und etwas Schädliches geschehe; da es keinen andern vernünftigen Grund gibt, auf ein Privilegium zu halten, als weil es Vortheile gewährt, welche ihm aber nach der Voraussetzung ersetzt werden.

§. 125.

Das Princip des Rechts über diesen Gegenstand ist: „Die Regierung ist befugt, alle der Gesellschaft nachtheiligen Privilegien und Vorrechte gegen billige Entschädigung der leidenden Parteien aufzuheben;“ das Princip der Klugheit ist: „sie muß sie so aufheben, daß diejenigen, welche sie verlieren, möglichst freywillig und gern in die Aufhebung einstimmen.“

Die Nachtheile, welche aus den mannigfaltigen Graden der Knechtschaft für die ganze Gesellschaft eines Staats entspringen, sind so mannigfaltig und so groß, und die Vortheile, welche die Herren von der persönlichen Unterwürfigkeit haben, dagegen gerechnet, so klein, daß die Gesellschaft gar nichts dabey einbüßen kann, wenn auch die Herren übermächtig für den Nutzen, den ihnen ihre Knechte brin-

*Jakobs Policeygesetzgebung.*

M

gen, entschädigt werden \*). Wenn daher die Regierung zuerst gewisse Principien des Rechts überhaupt aufstellt, welche den Mißbrauch der Knechtschaft einschränken; so kann sie auf dieselben nach und nach das System einer allmähigen Wiederherstellung der vollen persönlichen Freyheit aller Glieder der Gesellschaft gründen, und es mit Zufriedenheit aller Glieder in größter Ruhe ausführen.

§. 126.

Das erste feste und unveränderliche Princip eines Staats, der das Unglück hat, noch Einwohner zu haben, die in der Knechtschaft schmachten, muß seyn:

„Es soll nach und nach die persönliche Freyheit allgemein werden und jeder Unterthan soll nach rechtlichen Principien dazu gelangen können.“

Dieses Princip muß er stets vor Augen haben, und alle Mittel, die zur Realisirung desselben leiten können, sorgfältig benutzen. Ist

---

\*) Dieses Princip gilt freylich nicht von den Westindischen Colonien. Diese sind nicht als Staaten anzusehen. Wenig Weisse haben sich eines ganzen Volks bemächtigt, und lassen es für sich arbeiten und ziehen alle Vortheile dieser Arbeit. Für diese würde schwerlich ein Ersatz auf den Colonien selbst möglich seyn, wenn die Slavery daselbst aufgehoben würde.

1) **Slaverey** im Staate als ein gesetzlicher Zustand einmal eingeführt, so wird der Werth der Slaven nach diesen hergebrachten Rechten durch ihren Nutzen bestimmt. Eine plötzliche Freylaffung aller Slaven würde das Eigenthum einer grossen Menge Menschen vernichten, welche die Slaven im Vertrauen auf die bestehende Gesetzgebung gekauft haben. Der Staat würde also ungerecht gegen die Slavenbesitzer verfahren, wenn er mit einem Mahle ihnen die Freyheit schenken wollte, so wie er zuerst ungerecht gehandelt hat, als er die Slaverey sanctionirte. Aber auch selbst das Schicksal der Slaven würde durch eine solche unvorbereitete und plötzliche Veränderung der Dinge nicht verbessert und der ganze Staat in eine gefährliche Erschütterung gerathen. Es muß daher dieser Zustand so aufgehoben werden, daß die Herren der Slaven, welche sie im Vertrauen auf die bestehende Gesetzgebung kauften, ihren Vortheil nicht verlieren. Dabey kann er sehr gut: a) solche Einrichtungen treffen, daß der Slave der bloßen willkürlichen Behandlung des Herrn entzogen, und unter die öffentlichen Gesetze gebracht; b) daß der Ankauf der Slaven nach einem gewissen vorherangekündigten



Termine gänzlich aufgehoben; c) dafs die Arbeit der Slaven gesetzlich bestimmt, und ihm eine gewisse angemessene Kost und Behandlung gesichert; d) dafs für jeden Slaven ein gewisser Loskaufungspreis gesetzlich festgesetzt wird, der mit der Zahl seiner Dienstjahre sich immer mehr vermindern mufs. Das nemliche gilt auch

2) Von der Leibeigenschaft, welche in manchen Ländern nicht viel milder als die Slaverrey ist. Dennoch ist der Herr in allen Staaten, wo selbst die drückendste Leibeigenschaft herrscht, durch eine Menge natürlicher und positiver Gesetze beschränkt. Es wird daher auch von den strengsten Vertheidigern der Leibeigenschaft nicht für ein Eingriff in die wohlbegründeten Rechte der Herren angesehen werden können, wenn

a) Der Staat die Arbeitszeit der Leibeignen genau und nach Principien der Billigkeit bestimmt; wenn er

b) festsetzt, dafs der Leibeigne gegen seinen Willen nicht beliebig versetzt und von dem Gute, auf welchem er geboren ist, verkauft oder vermiethtet werden könne;

c) dafs die leibeignen Familien nie gewaltsam aus einandergeriffen werden dürfen;

d) dafs der disciplinarischen Zucht der Her-

ren gewisse gesetzliche Schranken angewiesen werden;

e) daß jeder moralische Mißbrauch der Leibeigenen aufs strengste geahndet werden soll;

f) daß jeder Leibeigne ein vollkommnes Eigenthumsrecht an dem hat, was er sich außer seiner Arbeitszeit verdient, was er sich erspart oder sonst auf legalem Wege erwirbt.

Auf diese Gesetze muß genau gewacht werden. Der Staat muß den Leibeigenen die Klage über ihre Herren erleichtern und ihnen unparteiische Richter geben, die ihre Sache kurz und ohne Kosten entscheiden, und die Verletzung der Gesetze von Seiten der Herren muß die Freyheit des gemißhandelten Leibeignen zur Folge haben.

§. 127.

Hierbey aber muß der Staat nicht stehen bleiben. Indem er von dem Grundsätze ausgeht, daß der Leibeigne dem Herren bloß um der Arbeit willen nützlich ist, die er ihm leistet, muß er für diese Arbeit einen Durchschnittspreis festsetzen, und ein Capital bestimmen, für welches jeder Leibeigne sich ohne alle Weitläufigkeit loskaufen kann. Hat der Herr dem Leibeignen besondere Künste lehren lassen und also größere Kosten, als gewöhnlich, auf

ihn verwandt, so müssen diese Kosten dem drey, vier bis sechsjährigen üblichen Verdienst eines solchen Künstlers gleichgeschätzt und darnach sein Loskaufungspreis bestimmt werden. Auf diese Weise wird jeder Leibeigne Mittel vor sich sehen, sich von seiner Knechtschaft zu befreyen, und indem er sich anstrengt, so viel zu verdienen, daß er seine Loskaufung bewirken kann, wird er zugleich solche Gewohnheiten annehmen, die ihn zum nützlichen Bürger machen.

Daneben aber muß der Staat noch mehr die Herren zu freywilligen Losgeburgen bereit zu machen suchen, indem er ihnen durch aufgestellte Beyspiele in seinen Kronsgütern beweiset, daß freye Leute auf einem ihnen abgetretenen Stücke Land so viel erwerben können, daß sie einen so großen Erbzins oder Pacht davon geben können, der das, was der Herr durch Bearbeitung mit Leibeignen davon zog, weit übertrifft. Unstreitig wäre die wünschenswerthe Art der Befreyung die, daß jeder leibeignen, sich durch Ordnungsliebe und Fleiß auszeichnenden Familie ein Stück Land mit Wirthschaftsgebäuden u. s. w. gegen einen gewissen Erbzins, oder auch, wenn sie es schaffen könnte, gegen ein gewisses Kapital eigenthümlich übergeben würde. Durch die Entstehung mehrerer solcher Bauernfamilien unter erschwinglichen Bedingungen würde sich die Be-

völkerung; und hauptsächlich die Menge der freyen Landarbeiter vermehren, und diese würden die Bearbeitung der bisher wüste liegenden Ländereyen möglich machen. Ihre Bedürfnisse würden den städtischen Gewerben Nahrung verschaffen, und der Preis der Landfrüchte würde dadurch erhöht: folglich der Ertrag aller Güter verbessert werden. Sobald die Grundherren einsehen, daß ein kleiner Umfang von Ländereyen; gut und genau bewirthschaftet, mehr Einkommen gewährt, als große schlecht bewirthschaftete Strecken, so würden sie geneigt werden, ihre Güter zu theilen, wenn sich annehmliche Käufer dazu fänden; und da das Arbeitslohn, bey ausgedehnter Cultur, ansehnlich erhöht werden würde; so würden sich auch die bloßen Handarbeiter unter den Leibeigenen in den Stand gesetzt sehen, durch ihre Arbeit, in ihrer freyen Zeit, sich so viel zu verdienen, daß sie ihre Loskaufung bewirken könnten. Aus den freyen Landknechten werden aber nach und nach geschickte Handwerker und Manufacturisten hervorgehen, und dieses wird die einzige Quelle seyn, ein großes Land mit Industriearbeitern zu bevölkern. So lange aber die Leibeigenschaft allgemein ist, kann die Industriearbeit nie einen großen Umfang gewinnen; weil es an wohlhabenden Käufern fehlt. Im Allgemeinen läßt sich nicht viel Bestimmtes

hierüber festsetzen, da Localumstände, die besondere Beschaffenheit des Landes, der Character der Herren und der Leibeigenen und die ganze bisher bestandene Lage der Dinge die Mittel näher an die Hand geben müssen, wie das System der Befreyung einzuleiten und auszuführen ist. Nur so viel ist gewiss, daß eine Regierung, sobald sie nur den ernstlichen Willen und die gehörige Energie hat, allenthalben Mittel und Wege finden wird, eine allgemeine persönliche Freyheit, ohne reellen Schaden der Herren, die bisher die Vortheile der Slaverey genossen, einzuführen, wenn sie sich dabey des Rathes wohlwollender, kluger und mit allen Localumständen genau bekannter Männer bedient.

## §. 128.

Eine wohlwollende Regierung wird nach denselben Principien dahin wirken müssen, daß auch selbst die mindern Grade von persönlicher Einschränkung aufgehoben werden, als der Dienstzwang, das Frohnen, Robotwesen u. s. w. Alle Vortheile, welche die Gutsherren von dergleichen Zwänge haben, lassen sich vergüten, und es müssen daher nach dem Princip der Entschädigung die Mittel festgesetzt werden, durch welche ein jeder seine persönliche Freyheit ganz erlangen kann. Je mehr sich nach und nach die Ueberzeugung ausbreitet, daß alle derglei-

ohen Zwangsarbeit wenig Vorthail bringt, und dafs mit dem, was für diesen Vorthail bezahlt wird, mehr Nutzen gestiftet werden kann, als mit der Zwangsarbeit selbst, so wird die Geneigtheit der Herren, dergleichen Zwangsverhältnisse fahren zu lassen, immer gröfser werden, und selbst der Hochmuth, der da fürchtet, dafs die Demuth seiner Untergebenen sich vermindern oder gar in Infolenz verwandeln möchte, wird zuletzt dem allgemeinen Beyspiele folgen müssen.

Dabey wird aber auch die positive Gesetzgebung jedem Rückfall in jede Art von Slaverrey auf das sorgfältigste entgegenzuarbeiten haben, und indem er allen Verträgen die Gültigkeit verweigert, wodurch jemand Verhältnisse stiften will, welche den Rechten der Menschheit und dem allgemeinen Wohl entgegen sind, wird er auch keine Verträge gestatten, wodurch jemand sich selbst oder die Seinigen zum Slaven, Leibeignen oder auch nur lebenslänglichen Knecht unbedingt machen wollte. Selbst solche Verträge dürfen nicht geschlossen werden können, wodurch jemand seine persönliche Freyheit auf eine gewisse Zeit gegen ein unbestimmtes Aequivalent veräußert. Denn die Gesetze müssen durchaus keine Verträge heiligen, wodurch der Eine oder der Andere offenbar über die Geburt nachtheilig behandelt wird. Nur zu

gewissen bestimmten Leistungen muß sich ein Mensch rechtskräftig verpflichten können, und alle Dienstverträge müssen nur auf eine gewisse Zeit eingeschränkt seyn.

Diese Bemerkung gehört zwar eigentlich zu der Lehre von den Principien der Justizgesetzgebung. Denn da die Policey alle vorhandenen Rechte in Schutz nehmen soll, so muß sie freylich auch selbst solche positive Rechte in Schutz nehmen, welche mit dem Zwecke des Staats nicht ganz zusammenstimmen, so lange sie existiren. Aber die Abschaffung solcher Rechte und die Annäherung derselben zu dem natürlichen und vernünftigen Zustande, gehört dennoch wieder vor das Forum der Staatspolicy, da diese insonderheit den Staatszweck in allen Gliedern zu befördern suchen soll (§. 25.), welches nur durch reelle Verbesserung der Gesetzgebung geschehen kann.

#### §. 129.

So weit nun die Freyheit durch die Landesgesetze besteht, so weit muß auch die Policey sorgfältig darauf wachen, daß sie nicht verletzt werde, in wiefern Justiz und Privataufmerksamkeit dieses nicht erreichen können. Denn da die persönliche Freyheit ein so wichtiger Zweck, sowohl für die ganze Gesellschaft als für den einzelnen ist, so muß der Staat selbst

für dessen Erhaltung wachen, wo ihn Privatkräfte nicht gehörig aufrecht erhalten können. Daher muß die Policy genau darauf sehen:

- 1) Dafs die Staatsbeamten selbst nicht etwa ihre Gewalt zum Nachtheil der gesetzlichen Freyheit missbrauchen. Wie häufig erlauben sich nicht die Officiere Willkürlichkeiten gegen ihre Untergebenen und wie oft mißhandeln sie den Bürger- und Bauerstand, wo die Regierung sie nicht selbst in Schranken hält. Und die Richter und Justizbeamte kleiner Districte und Dörfer verfahren ebenfalls oft ungemein willkürlich, wenn sie nicht wissen, dafs sie einen Wächter haben, der die kleinsten Uebertretungen ihrer Pflicht beobachtet und ahndet. Es müssen in einem Staate nicht nur die Gesetze genau bestimmt seyn, nach welchen allein der, welcher sich eines Verbrechens verdächtig gemacht hat, arretirt werden kann, sondern es müssen auch solche Einrichtungen getroffen werden, dafs keine willkürliche Gefangennehmung unbeachtet und ungeahndet bleiben, und selbst kein Verbrecher lange im Gefängnisse gehalten werden kann, ohne vor Gericht gestellt zu werden. Eben so sehr muß



2) Auf den Mißbrauch der Privatgewalt geachtet werden, den Gerichtsherren, Herrschaften und Eltern machen können. Besonders verdienen Patrimonialgerichte große Aufmerksamkeit, da noch in vielen Ländern sich die Gerichtsherren wie Gerichtsverwalter betragen, und die größten Willkürlichkeiten und Tyranneien ausüben. Noch weniger dürfen Privatpersonen gar Privatgefängnisse haben, und ihre Verwandte oder andere Personen unter irgend einem Vorwande willkürlich einsperren. Auch findet man in großen Städten wohl, daß junge ausschweifende Wollüstlinge sich entlegene kleine Zimmer halten, welche sie dazu gebrauchen, um entführte Mädchen dahin zu schaffen und sie zu ihren schändlichen Absichten zu zwingen. Dergleichen Schlupfwinkel des Lasters aufzufuchen und ihre Errichtung unmöglich zu machen, muß das stete Augenmerk der Policey seyn. Endlich verdient auch noch die Haus-, Schul- und herrschaftliche Zuucht eine genaue Aufmerksamkeit. Eltern, Lehrer und Herrschaften müssen nothwendig eine Gewalt über ihre Untergebenen haben, um sie zum Gehorsam gegen ihre Befehle zu zwingen und es ist unmöglich hierbey alle Ausschwei-

fung zu verhindern. Allein diese Gewalt ist doch immer durch die Gesetze nach ihrem Zwecke beschränkt, und die Policey muß darauf wachen, daß der Gebrauch davon nicht auffallend von diesem Zwecke abweiche. Die Liebe der Eltern schränkt zwar in der Regel den Mißbrauch der elterlichen Gewalt am besten ein und daher wird die Policey, in Ansehung dieser, das wenigste zu thun finden, aber dennoch gibt es viele unvernünftige Eltern, welche schreckliche Haustyrannen sind. Noch mehr aber treibt der Eigennutz und andere Triebfedern Vormünder und andere Personen, denen die Erziehung der Kinder anvertraut ist, zu Ausschweifungen in dem Gebrauche ihrer Gewalt. Eine noch größere Aufmerksamkeit verdienen die Dienst- und Gutsherren, welche Zwangsgefinde, Leibeigene u. s. w. haben, und wo die Dienenden selbst aus allerley Ursachen abgehalten werden, sich öffentlich über die ihnen wiederfahrne Tyrannei zu beklagen. Daß die Schulzucht nicht ausschweife dafür werden wohl die Eltern wachen. Doch darf die Policey bey lautwerdenden Mißbräuchen nicht unthätig seyn.

## §. 130.

Eine grobe Verletzung der persönlichen Freyheit herrscht noch in einem grossen Theile von Europa, bey der Art wie man die Menschen zum Militärdienste anwirbt. Wenn es darauf ankommt, das Vaterland zu vertheidigen, so muß freylich ein jeder daran Theil nehmen, den das Gesetz dazu bestimmt; aber tumultuarische Aushebungen, das Pressen der Matrosen in dem freyen England, das heimliche und gewaltsame Werben ist ein Scandal für die Menschheit, und um so schrecklicher, wenn sich der Staat dergleichen Unregelmäßigkeiten selbst erlaubt.

Dafs es nicht durch Fremde geschehen müsse, dafs Seelenverkäuferey und gewaltsame Werbungen fremder Völker im Lande nicht geduldet werden dürfen, weifs jeder, und dennoch geschieht es noch hier und da. Fast in allen grossen Seestädten gibt es noch Seelenverkäufer und heimliche Werber, welche junge und unerfahrene Personen auf allerley Art zu fangen und ins Unglück zu führen wissen. Ja selbst den Mißbrauch hat die Policey noch nicht allenthalben verhindern können, dafs Zigeuner, Seiltänzer und anderes Gefindel Kinder stehlen und sie zu ihren unnützen und sitenverderbenden Künsten abrichten.

§. 131.

Allein nicht bloß die persönliche Freyheit, auch die Gewerbsfreyheit muß die Regierung beschützen, und da, wo sie verletzt ist, mit Klugheit und Gerechtigkeit wieder herzustellen suchen. Nur durch das vollkommen freye Spiel aller menschlichen Kräfte, nur wenn ein jeder mit seinem Eigenthum nach eigenem Wohlgefallen schalten und walten kann, und dabey durch nichts eingeschränkt ist, als durch die allgemeinen und nothwendigen Gesetze der Gerechtigkeit, kann sich Wohlfeyn und Glückseligkeit im Staate am weitesten verbreiten \*). Die Regierung hat daher darauf zu sehen, nicht nur, daß die bestehende Gewerbsfreyheit nicht willkürlich von andern gestört werden könne, sondern auch, daß die schädlichen Schranken, welche die Gesetze eingeführt und begünstiget haben, abgeschafft werden, welches ein Hauptgegenstand der Policeygesetzgebung seyn muß. Hier- von wird bey der Lehre von den Gewerben ausführlich gehandelt werden.

---

\*) Den Beweis davon führt die Nationalökonomie. S. meine Grundsätze der Nationalökonomie 1805. I. Hauptst. 5. Abschn.

## Dritter Abschnitt

*Von dem öffentlichen Schutz der Ehre.*

## §. 132.

Die Achtung im Allgemeinen beruhet auf dem Urtheile von den guten Eigenschaften eines Menschen, und diese guten Eigenschaften, in wie fern sie von andern in ihm vorausgesetzt werden; und also die Ursache eines solchen Urtheils sind, werden seine Ehre genannt. So verschiedenartig diese guten Eigenschaften sind, welche die Achtung anderer erwecken, so verschiedenartig ist auch die Ehre. So gibt es eine moralische Ehre, die in der vorausgesetzten Tugend des andern besteht, eine politische, die in dem bey einem Menschen vorausgesetzten Grade der Wichtigkeit der geselligen Dienstleistungen besteht.

Man verlangt gewisse Eigenschaften von dem Menschen, wenn man ihn für würdig halten soll, mit ihm in Gemeinschaft zu treten, oder mit ihm umzugehen. Die Meinung, daß jemand diese Eigenschaften besitze, machen seine bürgerliche Ehre aus. Es gibt gewisse Laster und Fehler, welche den Menschen nicht von der Gesellschaft ausschliessen, und welche Niemanden abschrecken, sich mit ihm in Geschäfte oder in Umgang einzulassen; es gibt an-

dere, welche dem Menschen das Zutrauen rauben und ihn der Verachtung aussetzen, so daß sie dadurch leicht in Unthätigkeit versetzt und um seine Erwerbsmittel gebracht wird.

Die letzteren Eigenschaften sind es vorzüglich, welche die Ehre eines Menschen ausmachen. Sie sind aber nach den verschiedenen Bürgerclassen sehr verschieden, und beruhen bald auf wahren, bald auf falschen Vorstellungen.

So halten sich in allen bürgerlichen Gesellschaften hauptsächlich diejenigen zusammen, welche einerley Art von Geschäfte treiben, die eine gewisse Gleichheit in den Begriffen, in dem Grade der Ausbildung, des Vermögens u. s. w. besitzen. Theils durch die Aehnlichkeit der verschiedenen Arten der Menschen, theils durch künstliche politische Mafsregeln haben sich nach und nach Stände in der bürgerlichen Gesellschaft gebildet. Die verschiedenen Grade der Wichtigkeit dieser Stände für die bürgerliche Gesellschaft, der erforderlichen Eigenschaften u. s. w. machen, daß auch verschiedene Grade von bürgerlicher Werthschätzung oder Achtung mit den verschiedenen Ständen verbunden werden, und so entsteht eine bürgerliche Rangordnung, die um so mehrere Stufen erhält, je zusammengesetzter die Gesellschaft wird. Dieser Rang wird ein Vorzug, den ein jeder, der ihn besitzt, mit zu seiner bürgerli-

*Jakobs Policygesetzgebung.*

N

chen Ehre rechnet. So entsteht also eine Rang- oder Standesehre, die zum Theil auf bloß eingebildeten Vorzügen beruhen mag, die aber dennoch durch die gemeine Meinung Wichtigkeit erhalten kann.

So wie aber gewisse Stände eine Auszeichnung durch das allgemeine Urtheil genießen, so werden andere wegen ihrer Beschäftigung und Lebensart mit öffentlicher Verachtung belegt. Was für slavische Arbeit gehalten wurde, Geschäfte, welche mit Unreinlichkeit verbunden waren, wozu eine gewisse Härte der Seele gehörte, wurden nicht nur von vielen mit Abscheu vermieden, sondern die Personen, welche sich dazu verstanden, wurden auch mit Verachtung belegt, so daß nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Familie an der Verachtung Theil nehmen mußte. Es gibt daher sogar eine Geburtsehre und Geburtsschande. Kinder, welche von vornehmen Eltern geboren worden, gelten schon um deswillen in dem öffentlichen Urtheile mehr; Kinder beschimpfter Personen bringen die Schande, nach der öffentlichen Meinung, mit auf die Welt. Aber daß in vielen Ländern sogar die Gesetze diese Schande bestätigen haben, läßt auf total fehlerhafte Begriffe der Gesetzgeber schließen, und man begreift kaum, wie es noch Philosophen geben kann; die, wie *Möser*, dieses zu rechtfertigen wagen.

§. 133.

Die Ehre ist von jeher für eins der wichtigsten Güter in der bürgerlichen Gesellschaft gehalten worden, und in der That gewährt sie denen, welche sie besitzen, und selbst der bürgerlichen Gesellschaft große Vortheile, da sie eine starke Triebfeder zur geselligen Thätigkeit enthält. Was also einen Bürger der Ehre verlustig macht, raubt ihm wahre Vortheile, beschädigt ihn und verursacht ihm die empfindlichsten Schmerzen. Der Staat muß daher diese Verletzungen, in wie weit sie auf Unrecht beruhen, abwenden oder die Ehre gegen fremde ungerechte Angriffe schützen. Die Justizgesetze bestimmen, was eine Ehrenbeleidigung sey, die Policy sucht dem Ausbruche derselben durch öffentliche Mittel zuvorzukommen. Aber ihre Sorge muß es auch seyn, darüber zu wachen, daß sich kein Gesetz einschleiche oder erhalte, wodurch die Ehre gewissen Personen oder Ständen unschuldiger Weise vorenthalten oder entzogen wird, und daß die Gesetzgebung unwürdigen Volksvorurtheilen nicht Vorschub thue. So muß dem Staate daran liegen, daß kein nützliches Gewerbe mit positiver Schande belegt werde. Nun können zwar die Gesetze die Volksmeinung über die Ehre oder Schande eines gewissen Standes oder Gewerbes nicht geradezu vernichten, aber sie können die legalen



Folgen folcher Volksvorurtheile aufheben, und der Staat kann die öffentliche Meinung durch Beyspiel und Unterricht nach und nach verbessern. In Indien und andern barbarischen Staaten gibt es ganze Kasten, welche die Gesetze der öffentlichen Verachtung Preis geben. Die Fleischer, Gärber und andere waren es ehemals in vielen europäischen Staaten. Von den Scharfrichtern und Gerichtsdienern haben zwar die Gesetze den Schimpf weggenommen; aber ein Ehrenmakel hat sich wenigstens gegen die letzteren in Deutschland immer noch erhalten, und das Geschäft, welches sehr viel Verhaßtes hat, das Amt, welches die letzteren leicht zu Angebern macht, hat etwas in sich, das dieses Volksurtheil gegen sie stets aufrecht erhalten wird. Indessen darf der Staat doch durchaus nicht dulden, daß dergleichen Denkungsart durch Worte oder Handlungen geltend gemacht werde. Die Henkersknechte haben selbst die Gesetze noch nicht von allem Makel befreyet, und dieses macht unserer Gesetzgebung eben keine Ehre. Denn warum soll eine durch das Gesetz nothwendig erklärte Handlung Schimpf auf den Menschen bringen können, der sie verrichtet? — Nichts ist aber thörichter und ungerechter, als daß sich der Schimpf der Eltern auch auf die Kinder erstrecken soll, und daß man diese um ihrer Geburt willen von einer

Menge bürgerlicher Gewerbe ausschließen will. Zwar läßt es sich psychologisch leicht erklären, wie auf solche Gewerbe, die etwas Verhaßtes und Widerliches haben, Verachtung fällt, und wie sich dieses Gefühl selbst auf die Familie erstreckt. Aber so weit dergleichen Geschäfte nützlich und keine Verbrechen sind, können sie kein Urtheil begründen, das öffentlich Rücksicht verdiente. Auch hat unsere neue Gesetzgebung diesem Unheil kräftig entgegen gewirkt, aber billig sollte man auch dem Vorurtheil nicht so viel nachgeben, daß man Kinder der Hensersknechte oder Unehlichgebörne erst legitimiren muß, um sie zu einem Handwerke zuzulassen. Indessen ist bisweilen eine solche Nachgiebigkeit gegen Vorurtheile der beste Weg, sie stufenweise auszurotten. Denn unter allen sind Volksvorurtheile am schwersten mit Gewalt zu bekämpfen, und müssen daher mit Nachsicht und nur stufenweise abgeschafft werden. Es ist genug, daß die Gesetzgebung das Princip nicht aus den Augen verliere, daß ein solches Mittel nur aus Nachgiebigkeit gegen die Volksvorurtheile gewählt ist, zu deren Schwächung es dienen soll. Ist diese Wirkung erreicht, so wird sie dasselbe wegwerfen, damit es nicht zur Erhaltung der Vorurtheile diene, die es schwächen sollte.

Uneheliche Ausschweifungen verdienen allerdings Verachtung. Aber die daraus erzeugten Kinder muß doch die Gesetzgebung davon frey zu erhalten suchen, wenn sie ihnen gleich nicht alle Vortheile der ehelichgeborenen verschaffen kann. Dergleichen Schimpf hat nicht den geringsten Nutzen für die bürgerliche Gesellschaft. Denn kein Wollüstling wird durch den Gedanken, daß die außer der Ehe erzeugten Kinder unehrlich sind, von Ausschweifungen zurück gehalten werden. Es kann aber wohl die Folge haben, daß die Kinder durch die ihre Geburt befleckende Schande ebenfalls zum Laster hingerissen werden. Denn der mächtige Zaum, welcher Menschen von Verbrechen abhält, die Ehre, wird ihnen genommen; sie werden von den ehrbaren Lebensarten ausgeschlossen; was bleibt ihnen übrig, als sich von Verbrechen zu ernähren?

Noch sonderbarer ist das Vorurtheil, welches einen Menschen deshalb mit Schande be-  
lastet, weil er eine gewisse, oft ganz gleichgültige, oder auch eine nothwendige, nützliche und sehr menschenfreundliche Handlung begangen hat, z. B. das Abschneiden eines Erhenkten, Todtschlagen eines tollen Hundes, Angreifen des Galgen u. s. w.

Allen diesen Vorurtheilen entgegenzuwirken, muß der Staat aufs angelegentlichste bemühet seyn. Er thut dieses

- 1) Wenn er solchen Vorurtheilen durchaus keine öffentliche Gültigkeit verstatet, sondern alle ihre Aeufserungen als wahre beschimpfende Beleidigungen bestraft. Die Bestrafung ist Sache der Justiz. Aber die Vigilanz auf dergleichen Urtheile und Beschimpfungen im öffentlichen Leben ist Sache der Policey. Sie darf es nicht dulden, daß irgend ein Exceß dieser Art ungeahndet begangen werde, auch wenn der Beleidigte nicht selbst klagen sollte. Besonders aber muß die Staatsklugheit
- 2) auf Verbesserung der Begriffe zu wirken suchen, indem sie einerseits den Unterricht verbessert, andererseits aber die Quellen zerstört oder verbessert, wodurch dergleichen Vorurtheile am stärksten unterhalten werden. Von der Verbesserung der Begriffe durch Unterricht in der Folge.

§. 134.

Eine Hauptquelle, wodurch die Vorurtheile dieser Art unterhalten werden, ist der alte Zunftgeist und der Esprit de Corps überhaupt. Was daher diesen Zunftgeist zerstört oder schwächt, greift auch Vorurtheile an. Wo es

jedem verstattet ist, ein Gewerbe zu treiben, welches er will, ohne sich den alten Zunftgesetzen und Zunftformen zu unterwerfen, da können dergleichen ungereimte Begriffe nicht viel wirken, weil jeder, isolirt, nach seinen eignen Ideen verfährt, die nie ganz übereinstimmen. Die Verachtung, welche auf irrigen Vorstellungen gegründet ist, ermattet daher sehr bald, wo sie kein Gemeingeist unterhält. Nicht einmal außer der Zunft hat der Zunftgeist viel wirken können. Denn Personen, denen der Handwerksgeist einen Makel anhängt, finden nirgends Schwierigkeiten zu freyen Gewerben überzugehen. Ein Unehlicher kann Arzt, Künstler, Gelehrter, geheimer Rath und Minister werden, nur Schuster oder Schneider zu seyn wird er nicht werth geachtet. Je loser das Band der Zünfte geworden ist, desto mehr haben sich die Vorurtheile dieser Art verloren. Ob nicht vielleicht der Zunftgeist den guten und nützlichen Begriffen eine gleiche Stärke gebe, als den bösen und schädlichen, und ob er also nicht in dieser Hinsicht, eine vorsichtige Behandlung und Verbesserung verdiene, ist eine Frage, die allerdings eine reife Ueberlegung verdient, und in der Folge noch untersucht werden soll.

Ein Vorurtheil, welches den obern Ständen und vorzüglich dem Adel eigen ist, und das

mit denen, von welchen bisher die Rede gewesen ist, so ziemlich zu einer Classe gehört, verdient hier nicht übergangen zu werden: ich meine das Vorurtheil, daß eine Ehrenbeleidigung wirklich entehre, und daß die Schande davon nicht anders als durch einen Zweykampf abgewaschen werden könne. Daß dieses ein grundloses Vorurtheil sey, sehen die mehresten ein, die sich demselben unterwerfen. Bloß der Corporationsgeist, der den, welcher das Duell ausschlägt, oder eine Ehrenbeleidigung nicht mit Waffen ahndet, von dem Umgange mit seines Gleichen ausschließt, zwingt jeden Edelmann und insbesondere jeden Officier, auch gegen seine Ueberzeugung, dem Vorurtheile zu folgen. Was soll der Staat hierbey thun?

Man hat die strengsten Strafen auf die Duelle gesetzt — und sie so wenig angewandt, daß man vielmehr die, welche sich nicht duellirten, aus dem Dienste jagte. Wie lassen sich diese Widersprüche zwischen Theorie und Praxis vereinigen? — Ist die Theorie so schlecht oder die Praxis oder vielleicht beydes? Laßt uns die Sache etwas näher ansehen.

Ehrenbeleidigungen sind allerdings sehr empfindlich, und um so empfindlicher, je zarter das Ehrgefühl bey der Nation oder bey dem Stande ist, den die Beleidigung trifft. Die

Gesetze aber, welche gegen die Ehrenbeleidigungen gerichtet sind, und die Formen sie anzuwenden, sind gewöhnlich in allen Ländern noch die unvollkommensten, und dieser Gegenstand bedarf daher allenthalben einer großen Reform. Insbesondere aber ist das gerichtliche Verfahren bey der bisherigen Gesetzgebung, in Ansehung der Ehrenbeleidigungen sehr schwierig. Denn da dergleichen Beleidigungen gemeiniglich 'blos zwischen den beyden interessirten Personen vorfallen, oder die Gegenwärtigen durch das Ehrenvorurtheil selbst abgehalten werden, aufrichtige Zeugen abzugeben; so ist es fast immer unmöglich einen vollen Beweis von der vorgefallenen Beleidigung zu führen, und es hängt die Aeufserung der Verachtung an so vielen äußerst empfindlichen Kleinigkeiten, auf welche das Gesetz nicht Rücksicht genommen hat, und im allgemeinen nicht Rücksicht nehmen kann, daß der Beleidiger tausend Wege finden kann, den übeln Folgen des Processes, wo nicht ganz zu entchlüpfen, doch wenigstens dieselben mit dem Beleidigten zu theilen, und während dem Laufe des Processes die Kränkungen gegen den Beleidigten so zu vermehren, daß dieser gewöhnlich, wo nicht um alle Genugthuung gebracht wird, doch weit mehr Verdruss als Genugthuung von einem solchen Prozesse hat. Dieses ist unstreitig ein

Hauptgrund, weshalb man allgemein dafür hält, daß Ehrenbeleidigungen nicht sowohl durch den bürgerlichen Richter, als vielmehr durch persönliche Gegenwehr gerächt werden müssen. Der Schmerz, sich durch die Chicane des Gegners um alle Genugthuung gebracht zu sehen, ist viel zu groß, und der kalte, langsame Gang der Gesetze hat so etwas Empörendes für den heißen stürmenden Affect der Rache, daß sich der Beleidigte lieber jeder Strafe der Gesetze aussetzen, als von ihnen Genugthuung erwarten will.

Die Selbsttrache in Ehrensachen wird aber auch von einem andern Begriffe sehr lebhaft unterstützt. Es hängt nemlich der Begriff eines ehrenwerthen Mannes mit dem Begriffe eines muthigen und tapfern Mannes in der Seele des Adels und der Soldaten so sehr, durch eine zwar nicht ganz richtige aber doch sehr natürliche Association der Ideen zusammen, daß, wo die letzteren Eigenschaften sich zeigen, über die Ehre kaum noch ein Zweifel entsteht. Denn die Hauptehre dieses Standes besteht in ihrem Muth und in ihrer Tapferkeit. Indem also ein Edelmann oder ein Soldat durch tapfern Angriff oder Gegenwehr seinen Muth öffentlich an den Tag legt, scheint er seine Ehre vor den Augen der Welt zu begründen. — Endlich ist noch ein anderer Umstand bey Ehrenbeleidigungen



für die Selbsttrache entscheidend, und wird sie in-  
 jungen und hitzigen Gemüthern bey solchen  
 Ständen, von denen Muth als Hauptsache ge-  
 fordert wird, auch dann noch erhalten, wenn  
 den Unvollkommenheiten der Gesetzgebung ab-  
 geholfen ist. Es ist und bleibt nemlich die  
 Selbsttrache das einzige Mittel, sich gegen  
 künftige Ehrenbeleidigungen sicher zu stel-  
 len, und nie kann ein Gesetz einen gleichen  
 Grad von Sicherheit gewähren. Weifs der Be-  
 leidiger, daß er auf der Stelle Widerstand oder  
 unangenehme persönliche Angriffe erfährt; so  
 ist dieses das sicherste Mittel, ihm zur Mässi-  
 gung und Zurückhaltung in seinen Aeußerungen  
 zu zwingen. Persönliche Gefahr scheuet ein  
 jeder, oder doch der grösste Theil der Men-  
 schen. Hat er daher diese Folge unmittelbar  
 von seiner Beleidigung zu fürchten, so vermei-  
 det er sie. Der Beleidigte ist selbst Richter; er  
 urtheilt nach seinen subjectiven Empfindungen,  
 nach dem Grade seines Schmerzes über die em-  
 pfangene Beleidigung, und verstattet dem Be-  
 leidiger keinen Ausweg, seine Beleidigung zu  
 modificiren oder sie abzuleugnen. Thut er dies,  
 so gibt er dadurch entweder aufrichtig zu er-  
 kennen, daß die Absicht zu beleidigen gar nicht  
 vorhanden gewesen, oder er setzt seine eigne  
 Ehre aufs Spiel, wenn er nicht wagt, offen zu  
 Werke zu gehen, und wenn er also seine Belei-

digung leugnen oder deuteln wollte. In diesem Falle erschiene er selbst als ein Feiger und brächte sich um seine eigne Ehre, Statt die Ehre des andern anzutasten.

§. 135.

So natürlich nun aus diesen Betrachtungen die Unwirksamkeit der bisherigen Gesetze gegen den Zweikampf ist; so bleibt der letztere doch immer ein Uebel, das der Staat nicht dulden kann, ob er gleich das dabey zum Grunde liegende Ehrgefühl schonend behandeln muß.

Es scheint, daß der Gesetzgeber bey Beleidigungen in Ehrensachen einem andern Princip folgen müsse, als was bisher die Gesetze gegen die Duelle hervorgebracht hat. Er sollte die Selbststrache in Ehrensachen, da der, welcher davon leidet, es so sehr in seiner Gewalt hat, sie zu vermeiden, als ein leichtes, den Ehrenangriff dagegen als ein schweres Verbrechen behandeln. Die Gesetze sollten den, welcher dem andern eine Ehrenbeleidigung zufügt, selbst dann streng bestrafen, wenn sie schon durch Selbststrache abgemacht ist. Die Policy sollte jedem Duell aufs sorgfältigste nachspüren, und es zur gerichtlichen Untersuchung bringen. Diese aber müßte, nicht so sehr bekümmert um die Folgen des Duelles, vielmehr ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Veranlassung des Zwistes richten, und den am strengsten bestrafen,

welcher die Veranlassung muthwillig gegeben, den aber, welcher sich nach Ehrenbegriffen Genugthuung verschafft hat, leicht durchlassen, wo nicht, wenn er selbst dabey keine Beweise der Bosheit gegeben hat, sondern bloß den gewöhnlichen Ehrengesetzen gefolgt ist, ganz frey sprechen. Hierdurch würde man den Angreifer oder ersten Beleidiger einer doppelten Unannehmlichkeit aussetzen: 1) daß der Beleidigte Rache nimmt, ohne daß er dabey so schwere Folgen von den Gesetzen zu fürchten hat, als er selbst; 2) daß die Gesetze den Beleidiger viel schärfer bestrafen, als den, welcher seine Beleidigung selbst gerochen hat. — Der Beleidigte hätte alle Ursache, die Sache beym Prozesse selbst in ihr wahres Licht zu stellen, um sich selbst gegen die nachtheiligen Folgen der Gesetze zu sichern; er würde sogar selbst Veranlassung finden, den muthwilligen oder boshaften Beleidiger, auch nach genommener Privatgenugthuung, der Obrigkeit anzuzeigen, um dem Händelmacher sein Handwerk legen zu lassen. Der Richter müßte in dergleichen Ehrensachen nicht nach allgemeinen objectiven Begriffen, von wahrer oder falscher Ehre, sondern nach den subjectiven allgemein angenommenen und hergebrachten Vorstellungen eines jeden Standes urtheilen, und was nach solchen

Begriffen eine Ehrenbeleidigung ist, muß auch in den Augen des Richters dafür gelten.

Auf diesem Wege würden die Gesetze un-  
streitig viel kräftiger, gegen die Duelle wirken  
können, als dieses durch noch so strenge Ge-  
setze gegen diese selbst geschieht.

Die Gesetzgebung wider die Ehrenbelei-  
digungen sowohl als gegen die Duelle, ist ei-  
gentlich ein Theil der Criminalgesetzgebung,  
und es scheint also, daß ich hier die Grenzen  
meiner Abhandlung überschritten habe. Allein  
da die Policy zur Absicht hat, Ehrenbeleidigun-  
gen zuvorzukommen, und hier das bisherige  
Princip der Gesetzgebung, welches die Ehrenbe-  
leidigungen vermindern soll, selbst fehlerhaft  
zu seyn scheint; so mußte die Policy die Mit-  
tel anzeigen, wie die Justiz durch Verbesserung  
ihrer Gesetze die Zwecke der Staatspolicy er-  
leichtern könne.

§. 136.

Alles was öffentlich eine Veranlassung zu  
Beleidigungen deutlich anzeigt, muß durch die  
Wachsamkeit der Policy unterdrückt werden.  
Sie wird also:

- 1) keine lauten öffentlichen Zänkereyen dul-  
den, keinen Pasquillen, d. h. schrift-  
lichen oder symbolischen Angriffen auf die  
Ehre anderer Umlauf verstatten. Oeffent-  
liche Anschläge, Kupferstücke, Gefänge,

Reden, Proclamationen, Schauspiele, Maskeraden u. s. w. müssen unter ihrer Aufsicht stehen. Wo dergleichen Excesse zum Vorschein kommen, muß sie die Policy plötzlich unterdrücken, und die Urheber zur Verantwortung ziehen.

- 2) Ob eine allgemeine Censur alles dessen, was durch Schrift oder Druck oder durch Zeichnen, Mahlen und Kupferstechen öffentlich bekannt gemacht werden soll, das beste Mittel sey, Ehrenbeleidigungen, welche dabey zum Vorschein kommen könnten zu verhüten, wollen wir untersuchen, wenn wir zu der Lehre von der Censur überhaupt gelangen. Hier aber wollen wir nur vorläufig bemerken, daß sich die Regierung hüten müsse, durch die Strenge, mit welcher sie auf Beleidigungen wacht, der Freiheit seine Gedanken mitzutheilen und freymüthig sein Urtheil über öffentliche Handlungen und Charactere zu äußern keinen Abbruch zu thun. Die Policy nimmt nicht die Thaten anderer in Schutz; sie läßt nur keine gesetzwidrigen Ehrenbeleidigungen aufkommen. Auch darf die unschuldige Freyheit der Menschen nicht eingeengt werden, bloß weil möglicher Weise daraus einige Ehrenbeleidigungen entspringen könnten. Wenn

die Policey tausend Schriften befehlen muß, um ein Pasquill zu entdecken, so ist es besser, sie entdeckt das Pasquill nicht, als daß sie es dadurch entdeckt, daß sich 999 Unschuldige einem unnützen und verdrießlichen Zwange unterwerfen müssen. Es ist besser, daß die Möglichkeit andere zu beleidigen bleibe, als daß die unschuldige Freyheit, durch die Aufhebung jener Möglichkeit eingeschränkt werde. Wo also der Schutz nicht anders möglich ist, als mit Aufopferung eines wichtigern Gutes der übrigen; da muß der Schutz als eine politische Unmöglichkeit aufgegeben werden, wenn nicht, wie dieses immer der Fall ist, andere Mittel vorhanden sind.

~~~~~  
Vierter Abschnitt.

*Von der öffentlichen Vorsoorge für Sitten und Religion.*

§. 137.

Die moralische Denkungsart oder die Tugend ist das innere Princip, welches die Gesetze des Staats freywillig in Bewegung setzt. Wo gute Sitten herrschen, da kann das bürgerliche Gesetzbuch sehr klein seyn, da hat die öffentliche Aufsicht wenig oder nichts zu thun, da

*Jakobs Policeygesetzgebung.*      O

kann der äußeren Freyheit der größte Spielraum verstattet werden, weil sich jeder von selbst in den gesetzlichen Schranken hält. Hierin liegen Gründe genug, weshalb dem Staat und allen einzelnen Gliedern desselben daran liegen müsse, daß gute Sitten allgemein werden, und daß das Ansehen derer, welche einmal wirksam sind, aufrecht erhalten werde.

Gäbe es einen Mechanismus, alle Menschen zu zwingen, daß sie ihre Handlungen nach Tugendprincipien einrichteten; so wäre die vollkommenste Staatsverfassung mit einmahl gefunden, Bey einem solchen Mechanismus würde jeder gezwungen, den Staatszweck und mit ihm die Zwecke der Menschheit aufs vollkommenste zu befördern, möchte übrigens seine innere Denkungsart beschaffen seyn, wie sie wollte.

Allein jeder weiß, nicht nur, daß die moralische Denkungsart bloß und allein das Werk der freyen Selbstbearbeitung der Menschen ist, und daß es daher in keiner Macht steht, dieselbe von außen einzupfropfen, noch weniger sie durch Staatsgewalt zu erzwingen, sondern auch, daß die äußere Legalität der einzelnen Handlungen nur in wenig Fällen unter allgemeine Gesetze gebracht werden kann, und daß eben deshalb ein Mechanismus, wodurch auch nur allgemeine Legalität der äußeren Handlungen erzwingen würde, unmöglich ist.

Dennoch ist aber auch bekannt, daß Erziehung, Unterricht, Beyspiele und Gewohnheiten einen großen Einfluß auf die innern Selbstentfchließungen haben, und daß sie die moralische Handlungsweise sehr befördern und vervollkommen können. Die Zubereitung jener Mittel aber ist zum Theil allerdings in der Gewalt des Staats, und kann von dieser am besten gesehehen. Die öffentliche Gewalt kann nicht nur diejenige öffentliche Aufführung verhindern, welche böse Sitten oder Verachtung und Gleichgültigkeit gegen die Tugend und Moralität verbreitet, sondern sie kann auch durch Gesetze und Aufmerksamkeit dahin wirken, daß Erziehung, Unterricht und Beyspiele solche Sitten und Gewohnheiten im Volke hervorbringen, welche der moralischen Handlungsweise günstig sind, und sie kann eine solche öffentliche Aufführung verwehren, welche Gleichgültigkeit oder Verachtung der Tugend in andern leicht hervorbringen kann.

Die Tugend ist nicht nur das höchste Gut des Menschen, sie ist auch das Princip, von welchem der Staat am allerersten Ordnung und treue Befolgung seiner Gesetze erwarten kann. Der Staat muß daher berechtigt, ja verpflichtet seyn, nicht zuzugeben, daß dieses Princip durch öffentliche Handlungen geschwächt werde. Er kann niemanden zwingen, es selbst in



seinem Herzen anzunehmen; aber er kann von jedermann verlangen, daß er sich keine Handlungen öffentlich erlaube, welche diesem Princip Hohn bieten und mit der Tugend im abso-  
luten Widerspruche stehen; er kann verlangen, daß das Laster nicht öffentlich werde und sich brüste; er kann die Aeußerungen des Lasters verbieten und muß insonderheit sich da ihnen widersetzen, wo sie entweder geradezu die allgemeine Achtung gegen die Menschheit beleidigen, oder wo sie durch das Beyspiel den guten Sitten gefährlich werden. Gute Sitten bestehen in einem äußern, den tugendhaften Grundsätzen angemessenen Betragen. Herrschen diese allgemein, so wirken sie den Aeußerungen des Lasters entgegen, weil der Lasterhafte die Verachtung der übrigen fürchtet, wenn er auch innerlich sich nicht vor solchen schlechten Handlungen scheuen würde.

## §. 138.

Was der Mensch im Herzen über Sitten, Religion, Staat u. s. w. denkt, darein kann und darf sich der Staat nicht mischen; aber daß sich jedermann solcher Handlungen enthalte, welche auf Untergrabung des geselligen Bandes hinarbeiten, welche die Menschheit entehren, wenn auch keines Einzelnen Privatrechte dadurch verletzt werden, kann sie allerdings verwehren.

Denn auch die ganze Gesellschaft hat Rechte an die Einzelnen. Sie kann daher fordern, daß der öffentliche Anstand d. h. ein solches Betragen öffentlich von jedermann beobachtet werde, welches mit der Tugend nicht in offenbarem Widerspruche ist. In dieser Hinsicht kommt dem Staate allerdings das Recht und die Pflicht zu, bey allen öffentlichen Erscheinungen der Bürger dahin zu sehen, daß ihr Betragen nicht zum öffentlichen Scandal gereiche, oder das Gefühl für Tugend empöre. Aus diesem Grunde darf nicht geduldet werden

1) Öffentliche Völlerey und öffentliche Trunkenheit. Die Trunkenheit ist an sich ein Zustand, welcher den Menschen um sein Vermögen freyer Handlungen bringt, ein Zustand, in welchem ein Mensch leicht beleidigende und andere für die Gesellschaft nachtheilige Handlungen begehen kann. So lange nun ein Mensch dergleichen Ausschweifungen in seinem Privathause begeht, wo auf der einen Seite Niemandem Gefahr der Beleidigung drohet, auf der andern Seite kein öffentlicher Scandal gegeben wird, enthält sich die Policey mit Recht aller Einmischung. Sobald aber der Trinker öffentlich erscheint; so gibt er ein die Würde der Menschheit entehrendes Schauspiel, und beleidiget den öffentlichen Anstand; und dieses ist ein hinreichender

Grund, weshalb ihn die Policey ergreifen, und bey öfterer Ertappung bestrafen muß.

Was aber die übrigen Ausschweifungen im Essen und Trinken betrifft; so hat sich die Policey darum nicht zu bekümmern. Ob sich dergleichen Aufwand mit dem Vermögen eines Menschen verträgt, muß dem Gewissen eines jeden überlassen bleiben, und ist ganz Privatsache. Der Staat soll nur das nicht dulden, was offenbar und absolut der Tugend öffentlich widerspricht.

Für den Aufwand kann es überhaupt gar keine allgemeine Regel geben. Dem einen kann es moralisch vollkommen erlaubt seyn, viele Tausende auf allerley Vergnügungen zu werden, der andere kann daran sehr unrecht thun. Alle Aufwands- und Luxusgesetze, welche zur Absicht haben, den Aufwand gewisser Stände einzuschränken, um dem Laster der Verschwendung entgegenzuarbeiten, sind daher ungerecht und unnütz zugleich; ungerecht, weil sie die Freyheit vieler beugen, um einige Wenige in Ordnung zu halten; unnütz, weil sie auch diesen Zweck nicht einmal bewirken können, da es nicht möglich ist, den Aufwand eines Menschen zu controlliren und die Aufwandslust tausend andere Wege findet, sich zu befriedigen, wenn ihr der eine verschloß-

sen wird. Hier kann also bloß die Sittenlehre wirken. Der Staat muß nicht mehr wollen, als er wirklich ausrichten kann, ohne den höheren Zwecken Abbruch zu thun. Handlungen, von welchen es im Allgemeinen zweydeutig ist, ob sie gut oder böse, erlaubt oder unerlaubt sind, wo also erst eine Untersuchung der Privatumstände nöthig seyn würde, und die doch Niemanden beleidigen, gehören nicht vor das Forum des Staats.

Die willkürliche Trunkenheit ist ein solcher Zustand, der die Menschheit allemal entehrt, und wenn der Staat gleich nicht befehlen kann, daß sich Niemand in denselben versetze, so kann er doch verordnen, daß sich Niemand öffentlich in solchem Zustande sehen lasse. In dieser Hinsicht kann er auch den Schenkwirthen verbieten, Niemandem dazu behülflich zu seyn, daß er sich betrinken könne, und daß sie keine Gelage halten dürfen, wo es auf Berauschung entweder angelegt ist, oder die sich doch gewöhnlich damit endigen.

In einigen Policeyverordnungen ist ein gewisses Mafß vorgeschrieben, wie viel den Leuten an hitzigen Getränken gegeben werden soll. Allein dieses ist ein schlechtes Gesetz. Der eine kann viel der andre kann wenig vertragen, und kann nicht einer das kleine Mafß in vielen

Schenken wiederholen? — Besser ist es die Wirthe bloß im allgemeinen dahin zu verbinden, daß sie Keinen bis zur Trunkenheit mit hitzigen Getränken versehen, und sie für die Excesse der in ihrem Hause betrunken gewordenen verantwortlich zu machen.

§. 138.

2) Eine andere Art von Laster, welchen die Policy keine öffentliche Erscheinung verstaten darf, wenn gleich dadurch keines einzelnen Rechte verletzt werden, ist der unsittliche Gebrauch des Geschlechtstriebes.

Zwar wird es nie möglich seyn, den Mißbrauch dieses Triebes überhaupt durch gewaltsame Mittel zu verhindern. Derjenige Zustand des Volks, der es zum Fleiße, zum Gewerbe, zur Häuslichkeit antreibt, der die allgemeine Wohlhabenheit befördert, ist das beste Mittel zu verhüten, daß dergleichen Ausschweifungen nicht Sitte werden, sondern nur unter den Ausnahmen bleiben. Dieser Punct hängt daher mit der ganzen Staatswirthschaft und mit dem Geiste der Nation zusammen. Der Staat kann an vielen Enden entgegen wirken, aber viele Ursachen stehen auch nicht in seiner Gewalt. Von diesen entfernten Anstalten um den Geist der Sittlichkeit zu dirigiren, hier noch

abgesehen, wollen wir vors erste nur erwägen, was der Staat gegen das öffentliche Erscheinen der wollüstigen Unfittlichkeiten zu thun habe.

Das Princip der Staatspolicey muß seyn: Dem Laster soll durchaus keine Publicität verstattet werden. Was daher heimlich und privatim geschieht, und keine Beleidigung eines andern enthält, geht dem Staate zunächst nichts an; so bald es aber öffentlich erscheint, muß die Policey sich den Ausbrüchen desselben widersetzen. Sie darf daher nicht dulden:

- 1) Dafs die Hurerey und Unzucht als ein förmliches Gewerbe getrieben werde. Denn dadurch kündigt sich ein unzweideutiges und offenbares Laster öffentlich an, das die Menschheit entehrt, und das Volk verdirbt, Uebel, denen die Policey durchaus keine Freyheit verstatten darf. Hurtenwirthe, Kuppler und Kupplerinnen sind Personen, welche das Laster zur Quelle ihres Verdienstes machen, und noch dazu eine Menge anderer oft unschuldiger Menschen in einen Abgrund des sittlichen Verderbens stürzen. Die Policey muß daher ein solches Gewerbe durch die strengste Vigilanz und durch harte Strafen vernichten, so dafs die mit demselben verknüpfte Gefahr ihm alle Bewerber entzieht. Oeffent-

liche oder heimliche Hurenhäuser darf sie durchaus nicht dulden. Die Gründe, womit man sie vertheidigen will, sind ohne Gewicht. Sie laufen sämmtlich darauf hinaus: a) dafs es unmöglich sey in grossen, besonders in Hauptstädten, bey dem Zusammenflusse von Ehelosen, Fremden und Müssiggängern den Ausschweifungen Einhalt zu thun. Daher müfste die öffentliche Vorforge ein Uebel, das sie in der Entstehung nicht hindern könne, doch in den Folgen weniger schädlich zu machen suchen. Dieses geschehe, wenn sie durch solche Häuser die zerstreute Unordnung gleichsam unter ihren Augen concentrirte, sich die Aufsicht darüber erleichtere, und sich in den Stand setze, besonders über die Gesundheit der feilen Dirnen zu wachen, deren Krankheiten sonst gleich verheerenden Seuchen um sich greifen, und dafs sie b) Verführung und Schande von den innern Familien abwenden.

Wie schwach diese Gründe sind, ist zum Theil schon bey einer andern Gelegenheit (§. 118.) gezeigt worden. Hier bemerken wir noch: a) Es sind die gerühmten Vorthelle nicht in der Wahrheit gegründet. In den Hauptstädten, wo dergleichen Schandhäuser geduldet

werden, ist die Zahl der Strassendirnen, der heimlich und öffentlich unterhaltenen Privatmädchen immer noch äusserst gross; b) die Verführung ist immer noch nicht seltener geworden; die Treue der Gattinnen und die Sittsamkeit der Töchter ist nicht unangefastet geblieben; es sind dadurch c) bloss die Gelegenheiten zu Unordnungen vermehrt worden, und haben eine Art von gesetzlicher Kraft und Autorität erhalten. Diese Häuser rauben der Jugend die Schamhaftigkeit, und machen sie mit Kunstgriffen bekannt, die sie sonst nie erfahren haben würde. Sie sind eine wahre Schule des Lasters, worin die Vorbereitung zu kühneren Angriffen gelehrt wird. Und was alle jene Gründe mit einem Male über den Haufen wirft, ist: dass der Staat selbst das Nützliche nicht wollen soll, wenn es nicht anders als durch unmoralische Mittel zu erreichen ist. Was er nicht durch Anordnungen bewirken kann, die sich mit der Gerechtigkeit und Moralität vertragen, liegt ausser seinem Wirkungskreise.

Aber die Policey soll sich nicht allein darauf beschränken, dass sie keine öffentlichen Hurenhäuser duldet; sie darf auch durchaus nicht gestatten, dass man ein Betragen öffentlich zur Schau stelle, welches als eine offenbare Beleidigung des öffentlichen Anstandes in die Augen fällt, und welches sich geradezu als



eine unehliche Auschweifung des Gefolllechts-  
 triebes ankündigt. Die Ehe muß dem Staate  
 ein heiliges Institut seyn, da sie das beste allge-  
 meine Mittel der Versorgung und Ausbildung  
 der Kinder ist. Dieser Einrichtung darf also  
 Niemand durch sein Betragen öffentlich Hohn  
 sprechen, und der Staat muß daher nicht zuge-  
 ben, daß eine Person die sich unehlich miß-  
 brauchen läßt, die Vortheile einer Ehefrau ge-  
 niessen könne. Wenn also verhehelichte Männer,  
 bekannte Lustdirnen ausputzen und sich mit ih-  
 nen dem Publicum zur Schau ausstellen; so kann  
 die Ursache einer solchen Gemeinschaft unmög-  
 lich bezweifelt werden, und die Policy darf  
 daher nicht dulden, daß Personen mit dem Er-  
 trage ihrer Schande Staat machen, und öffent-  
 lich sich damit brüsten. Wenn Personen von  
 bekannter liederlicher und mäßiger Lebensart,  
 die ohne alles eigne Vermögen sind, sich durch  
 kostbare Kleider, Equipagen u. s. w. auszeich-  
 nen, und aller Augen auf sich ziehen; so geben  
 sie offenbar dem Laster den Reitz der Glückse-  
 lichkeit, und erwecken in andern noch unschul-  
 digen Gemüthern die Lust zu ähnlichen Aus-  
 schweifungen. Wenn aber eine solche Lebens-  
 art mit Verachtung und schimpflicher Verfol-  
 gung der Policy gebrandmarkt wird; so liegt  
 schon hierin ein Abschreckungsmittel für viele

und das Laster verkriecht sich wenigstens in dunkle Winkel.

Indessen wird allerdings eine vorsichtige ihre Pflichten kennende Policey in ihren Schranken bleiben und nicht in moralische Splitterrichterrey verfallen. Sie muß sich begnügen öffentliche Unanständigkeiten zu rügen, ausbrechende Aergernisse nicht zu dulden, und Eltern, Verwandten, Ehegatten und der Nachbarschaft, welche über Störung der häuslichen Ordnung, des häuslichen Wohls, über Aergerniß u. s. w. klagt, Beistand zu leisten. Das übrige muß der Sittenlehre, der Erziehung, und andern politischen Ursachen überlassen werden, auf welche die Policey so weit wirken muß, als es ihre Grenzen verstatten. Was von der Unzucht mit dem weiblichen Geschlechte gesagt ist, gilt noch mehr von der öffentlichen Betreibung anderer unnatürlichen Ausschweifungen mit Männern, Knaben, Thieren u. s. w. Indessen würde die Policey auch hier ihre Grenzen überschreiten, wenn sie ihre Aufsicht bis in das Privatleben treiben, und sich häusliche Untersuchungen u. s. w. ohne durch eine öffentliche Ausschweifung dazu veranlaßt zu seyn, erlauben wollte.

## §. 139.

2) Eine Hauptquelle der gefelligen Laster ist der Müßiggang. Nun geht es zwar der Policey nichts an, wenn jemand Vermögen genug hat, und von seinen eignen Einkünften auch ohne Arbeit leben will, ob gleich eine kluge Regierung auch mancherley Mittel in ihrer Gewalt hat, die Reichen zu nützlichen Beschäftigungen einzuladen. Aber daß der Müßiggang nicht durch Laster und durch der Gesellschaft nachtheilige Beschäftigungen ernährt werden könne, das kann die Policey auf vielerley Weise hindern. Sie muß daher auf die Müßiggänger in soweit ein scharfes Auge haben, daß sie ihnen alle Wege abschneidet, durch öffentliche Laster etwas zu gewinnen, und sie auf diese Art nöthigt sich zu irgend einem nützlichen Gewerbe zu verstehen. Deshalb darf sie

- a) keine Spieler von Profession dulden. Ein Spieler von Profession kann nicht anders leben, als von dem Vermögen anderer, ohne daß er ihnen dafür etwas verrichtet. Ein Gewerbe, das bloß zur Absicht hat, sich die Leidenschaft anderer zu Nutze zu machen, um ihnen einen Theil ihres Vermögens abzunehmen, ist ein lasterhaftes Gewerbe, das der Staat durchaus nicht darf aufkommen lassen.

- b) Eine andere Classe von Menschen, welche das Laster zu ihrem Gewerbe zu machen leicht gezwungen werden, ist das dienstlose Gefinde. Die Policey darf daher das lange Aufliegen müßiger Dienstleute durchaus nicht dulden, sondern muß sie nöthigen, entweder in Dienst zu gehen oder irgend ein bestimmtes Gewerbe zu ergreifen, und dieses muß einen Hauptpunct in jeder guten Gefindeordnung ausmachen.
- c) Die Betteley ist gleichfalls eine Gewerbsart, welche den Müßiggang nährt, und die Quelle von vielen politischen und moralischen Lastern ist. Wenn nun diejenigen Armen, welche wegen Gebrechlichkeit, Krankheit, hinfälliger Altersschwäche und anderer Umstände wegen, ihren Unterhalt nicht gewinnen können, so lange ihr Unglück dauert, gepflegt werden; so ist keine Ursache, warum auch nur ein einziger Bettler im Staate geduldet werden sollte. Denn wo durch gute Armenanstalten für die Dürftigen gesorgt ist, da kündigt das Betteln an, daß der Müßiggang zu einer Lebensart gemacht und auf anderer Kosten unterhalten werden soll. Die Policey muß daher alles Bettelgefindel aufgreifen, und ihm den Aufenthalt, durch Ausrottung aller Bettelherbergen,

und strenge unausgesetzte Verfolgung im Staate unmöglich machen, wodurch sie die Müßiggänger, die bloß Luft haben, auf anderer Unkosten zu leben, zur Arbeit zwingt.

- d) Eben so wie die Gewerbe des Müßigganges, sind auch, und noch mehr, alle betriebserische Gewerbe zu verfolgen und mit Nachdruck auszurotten, als die Gewerbe der Alchymisten, Schatzgräber, Wahrsager u. f. w. oder solche, die wenigstens zu nichts dienen als den Aberglauben zu unterhalten, oder die unnütz sind und keine Sicherheit gegen Betrügerey gewähren, sondern vielmehr ihren Hang dazu in mehreren Fällen verrathen haben, als wandernde Spielleute, Gaukler, Bärenführer, Seiltänzer u. f. w. Wenn auch dergleichen Personen zur Belustigung des Volks zugelassen werden, so verdienen sie doch stets eine große Aufmerksamkeit der Policey.

Alle diese theils lasterhafte und offenbar schädliche, theils ganz nutzlose und zum Laster führende Gewerbsarten können sich der Aufmerksamkeit der Policey gar nicht entziehen. Sie müssen sich immer öffentlich und bald zeigen, wenn sie ihren Zweck erreichen wollen, und deshalb wird sie auch die Policey bald ent-

decken, wenn sie nur die Landstraßen, die Wirthshäuser, die Herbergen und die Winkel nie aus der Acht läßt, wo sich dergleichen Gefindel aufzuhalten pflegt. Bey öffentlichen Vergnügungen und Lustbarkeiten muß ihre Aufmerksamkeit am strengsten seyn. So wenig sie dem Vergnügen des Volks Schranken setzen oder es auf irgend eine Art beengen darf, so lange dasselbe in den Grenzen des öffentlichen Anstandes bleibt, so wenig darf sie doch dulden, daß Laster und moralische Ausschweifungen zur Quelle des Vergnügens öffentlich gemacht werden. Deshalb muß alles, was öffentlich ist, unter der Policey stehen, und weder bey Volksfesten, Jahrmärkten, Kirchmessen, noch in Concerten, auf dem Theater u. s. w. darf etwas geduldet werden, was eine offenbare Verachtung der guten Sitten verräth, oder was sonst ein von der Gesellschaft allgemein geachtetes Gut, auf eine für die Gesellschaft kränkende Art angreift, lächerlich macht, oder höhnend herabsetzt.

§. 140.

4) Der ganzen Gesellschaft muß hauptsächlich an den geselligen Tugenden sehr viel gelegen seyn, und deshalb muß es ihr Wille seyn, daß die Policey nichts öffentlich aufkommen lasse, was insonderheit auf die Zerstörung der geselligen Triebe wirkt. Eine Haupt-

*Jakobs Policeygesetzgebung.*

P

grundlage für diese Triebe in der menschlichen Natur ist insonderheit jene empfindsame Theilnahme an Freude und Leid der lebendigen Geschöpfe. Nichts ist daher den gefälligen Neigungen mehr entgegen, als alle Arten von Schauspielen, welche den Schmerz der Thiere oder Menschen selbst zur Quelle des Vergnügens machen. Wer Thiere martert oder grausam behandelt, kündigt sich dadurch zugleich als Feind des Menschengeschlechts an. Denn wer gegen ein unschuldiges lebendiges Geschöpf grausam ist, kann es auch leicht gegen andere werden. Grausamkeiten gegen Thiere müssen ex officio bestraft werden. Und Spiele, die den Geist der Grausamkeit nähren, weil Blut und Angst die Mittel des Vergnügens darin sind, als: Fechterspiele, Thierhetzen u. f. w. müssen aus einem guten Staate verbannt seyn.

#### §. 141.

Die directe Wirksamkeit des Staats in Beziehung auf die Sitten, muß negativ bleiben; er muß dem Laster nicht verstatten, eine öffentliche Rolle zu spielen. In den älteren Staaten verfuhr die Regierung positiv, und setzte die Sitten und die Lebensordnung der Bürger fest. In Sparta waren Erziehung, Kleider, Speisen u. f. w. alles genau bestimmt. Eben so war es in allen morgenländischen Ländern, und ist es zum

Theil noch. Durch diesen Einfluß der Gesetzgebung wurde unstreitig in der Nation eine gewisse Einförmigkeit der Sitten unterhalten und neuen Formen entgegengearbeitet. Aber es scheint, als ob die Regierung ein zu schweres Werk unternimmt, wenn sie den menschlichen Geist nach speciellen Regeln zwingen will, und ist eine solche Einförmigkeit nicht selbst seiner Bestimmung zuwider? Die menschliche Seele enthält das Princip zu gleich vollkommenen Entwicklungen in unendlich mannigfaltigen Formen. Alle steigen nach und nach aus der Freyheit hervor und schmiegen sich dem Sittengesetze an. Was diese Mannigfaltigkeit unterdrückt, widerspricht der Bestimmung der Menschheit. Weg also mit allen Platonischen Republiken; sie würden nur das Werk der Schöpfung verhunzen. Die Maxime des Staats muß seyn: der Ausbildung des Geistes den freyesten Spielraum zu verstatten; keine gleichgültigen Handlungen dürfen verboten, keine vorgeschrieben seyn. Moralität im engsten Verstande ist das Ziel, das der Staat nicht aus dem Auge verlieren darf; nur was diesem evident zuwider ist, darf der Staat nicht dulden: die unendlich mannigfaltigen Wege aber, wie moralische und erlaubte Zwecke zu befördern sind, muß der Freyheit gänzlich überlassen bleiben.



Da, wo das Laster einen allgemeinen Character annimmt, und für die ganze Gesellschaft gefährlich zu werden drohet; sind es gemeinlich politische Fehler, welche ihm eine solche Ausdehnung und eine solche Stärke geben. Die directen Mittel, wodurch der Staat dergleichen Lastern entgegen arbeiten will, Verbote, Zwangsmittel, haben gemeinlich einen sehr kleinen Erfolg. Die grofse und sichere Mafsregel des Staats mufs seyn, die Quellen wegzuschaffen, woraus diese Laster fliessen, und sie werden sich bald von selbst verlieren. Wo die Einkünfte der Landgüter in wenig Hände zusammengedrängt sind, wo der Müfsiggang und der Reichthum den Adel in die Hauptstädte treibt, da wird Verschwendung, Spielsucht und liederliche Lebensart Regel unter den Grofsen des Reichs seyn, und die mittlern Stände anstecken, und kein Verbot des Luxus, des Spiels u. s. w. wird dieses hemmen. Wo der gemeine Mann zur Knechtschaft verdammt ist, wo er keine Aussicht hat, sich durch seine Arbeit ein gutes Auskommen, ein sicheres Eigenthum zu erwerben, da wird Faulheit und die Leidenschaft, sich in einen Zustand der Betäubung durch hitzige Getränke zu versetzen, herrschendes Laster seyn. Selbst ein totales Verbot des Branntweins würde doch dergleichen Menschen nicht besser machen. Denn wenn sie sich auch

nicht mehr betrinken könnten, so würden sie deshalb doch keine bessern Bürger seyn. Ihre Faulheit würde vielleicht nur noch grösser werden, wenn sie nicht mehr durch die Früchte ihrer Arbeit sich einen Rausch zu verschaffen hoffen könnten.

Legt es aber der Staat auf bessere Vertheilung des Einkommens an, werden die Landgüter in kleinere Theile zerspaltet und guten Oekonomen in die Hände gespielt, wird der Adel in eine Lage veretzt, wo er daran denken muß, nützliche Beschäftigungen zu ergreifen u. s. w.; so hören die Beyspiele der ausschweifenden Verschwendung bald von selbst ohne alle Aufwandsgesetze auf. — Wird der Bauer frey und bemerkt der Arbeiter, daß sein künftiger Wohlstand, ja seine ganze Subsistenz ganz allein von seinem Fleiße und den Ersparnissen desselben abhängig ist, sieht er zugleich die Mittel vor sich, sich durch seine Arbeit ein anständiges Auskommen und eine achtbare Stelle in der Gesellschaft zu verschaffen; so verschwinden das Laster der Rohheit von selbst; und wenn der Staat dann durch directe Mittel helfen will; so werden sie neben jenen allgemeinen Maßregeln, die das Uebel an der Wurzel ergreifen; allerdings die Wirkungen etwas beschleunigen können. So wird der Staat dem schon eingerissenen Hange zum Trunk entgegen arbeiten könn

nen, wenn er 1) den Brantwein durch Auflagen vertheuert oder die Schenkhäuser einschränkt; 2) wenn er ein besseres Getränk, z. B. Bier mit keinen oder geringeren Abgaben belegt, und die Brauereyen ermuntert; 3) wenn er in dem gemeinen Volke, das dem Laster der Trunkenheit ergeben ist, Gelegenheiten zu einem nützlicheren Luxus eröffnet, dessen Befreiung den Ankauf des Brantweins einschränkt; 4) wenn er die Trunkenbolde von den öffentlichen Ehrenstellen ausschließt u. s. w. Diese und ähnliche Mittel können sehr gute temporäre Dienste leisten, wenn sie mit der Hauptmafsregel, welche dem Volke Freyheit und die Möglichkeit, zu sicherm Eigenthume zu gelangen, gibt, gehörig in Verbindung gesetzt werden: aber immer werden sie weder so nothwendig seyn, noch eine so ausgedehnte nützliche Wirkung haben, als die Mafsregel, welche die letzte Quelle der Allgemeinheit dieser Laster selbst zerstört, immer werden sie nur eine Zeit lang gebraucht, und dann wieder aufgehoben werden müssen, wenn sie nicht nach und nach unnzweckmäfsig, lächerlich oder gar schädlich befunden werden sollen.

Es ist also eine Hauptmaxime der Staatsweisheit, sobald sich allgemeine oder sehr ausgebreitete Laster im Volke zeigen, nicht bey den Vorboten derselben stehen zu bleiben, son-

dern vielmehr deren tiefer liegenden Ursachen zu erforschen, und falls sie in der fehlerhaften Staatsorganisation oder in politischen Mängeln sich befinden, auf deren Wegschaffung kräftigt hinarbeiten.

§. 142.

Mit den guten Sitten hängt die Religion aufs innigste zusammen. Zwar hat *Bayle* in seinen Briefen über die Cometen zu beweisen gesucht, daß es viele religiöse Menschen gegeben hat, welche schlecht, so wie viele irreligiöse, die gut gehandelt haben. Beydes beweiset aber nichts mehr, als daß es Menschen gibt, die nicht consequent mit ihren Begriffen handeln, und daß die religiösen Begriffe nicht immer eine hinreichende Kraft ausüben, die ihnen gemäßen Handlungen hervorzubringen. Daß aber religiöse Begriffe auf die Handlungsweise des Menschen einen Einfluß üben, läßt sich nicht läugnen, und dieser Einfluß wird unstreitig durch den Inhalt dieser Begriffe bestimmt. Eine gute Religion ist eine starke Triebfeder zu tugendhaften Handlungen. Selbst wenn die Religion falsche und unrichtige Nebenvorstellungen hat, kann sie noch von großem Nutzen für die Gesellschaft seyn, sobald die darin vorkommenden Irrthümer nur nicht der Tugend entgegen sind, und sobald sie nur die wahren Pflichten als göttliche Gebote vorstellen. Die Religion

muntert durch Verheißungen zum Guten auf, und schreckt durch Drohungen vom Bösen ab; sie verspricht dem Lasterhaften Vergebung, wenn er den Weg des Lasters verläßt und zur Tugend zurückkehrt; lauter Triebfedern zum Guten und Abschreckungsmittel vom Bösen. Je inniger daher die religiöse Ueberzeugung ist, desto kräftiger und stärker wird sie auf Beförderung der allgemein wünschenswerthen Zwecke wirken. Steht daher die Religion dem Gesetzgeber bey, so kann er seine Zwecke durch viel leichtere Mittel erreichen, als wenn er von dieser Hülfe verlassen ist.

Wohin das Auge des Gesetzgebers und die Strafe des bürgerlichen Richters nie reichen kann, da ist der erhabene Grundsatz von der Allgegenwart Gottes, als eines Zeugen und Richters aller, selbst der geheimsten Handlungen das einzige Mittel, bösen Unternehmungen Einhalt zu thun. Selbst wo die Tugend fehlt, kann die Religion noch wirken, und wo sie schwach ist, kann sie ihre Wirksamkeit verstärken. Wenn man daher auch nicht mit *Warburton* und andern behaupten will, daß die Lehre von einem zukünftigen Leben und von dem Daseyn eines Gottes, der das Gute belohnt und das Böse bestraft, jeder bürgerlichen Gesellschaft unentbehrlich ist, so ist sie ihr doch gewiß sehr nützlich.

Die Alten setzten die Nothwendigkeit einer Religion in der bürgerlichen Gesellschaft allenthalben voraus. „Menschen,“ so lautete der Eingang zu *Zaleucus* \*) Gesetzen, „die in einem Staate leben wollen, müssen vor allen glauben, das es einen Gott gebe;“ und *Cicero* \*\*) redet hierüber gerade, wie ein heutiger Theolog reden würde. Selbst *Voltaire*, dessen beißender Witz der Religion so manche Wunde geschlagen hat; beweiset \*\*\*) die Nothwendigkeit an einen Gott zu glauben, mit starken Gründen, und sein Vers:

Si dieu n'existoit pas il faudroit l'inventer.  
ist bekannt genug.

*Neckers* Gründe für die Wichtigkeit und Nützlichkeit religiöser Meinungen, sind viel stärker, als *Mirabeau's* Beredsamkeit, womit er das Gegentheil zu beweisen sucht. Nach diesem ist die Religion deshalb nicht zur Erhaltung der bürgerlichen Ordnung tauglich, weil die Belohnungen und Bestrafungen derselben zu entfernt von den Handelnden liegen, um auf denselben stark zu wirken. Allein dieses beweiset nur, das die Religion nicht die alleinigen hinreichenden Gründe pflichtmäßiger Hand-

\*) Diod. Sic. L. XII.

\*\*) de leg. C. VII.

\*) Encyclop. Art. Dieu

lungen enthält, daß sie nicht in allen Fällen gleich stark wirken, daß vielleicht einige Menschen der religiösen Gründe ganz entbehren können, weil es auch noch andere Triebfedern gibt, gut und recht zu handeln; aber es beweiset nicht, daß die Religionsgründe nicht in vielen sehr stark und in allen vielleicht doch etwas wirken, daß sie nicht da wirken, wo keine andern vorhanden sind u. f. w. Kurz die Religion kann zur Ergänzung der bürgerlichen Gesetzgebung in vielen Fällen gegen alle, und insonderheit gegen diejenigen Verbrechen gebraucht werden, die, wie *Shakespear* sagt: so vorsichtig begangen werden, daß sie der Gesetze spotten. Selbst fern liegende Abhaltungsgründe von Verbrechen sind für die bürgerliche Wohlfahrt immer noch wichtig.

Wenn also die Religion so nützliche Wirkungen in einem Staate hervorbringen kann: so muß die Regierung allerdings wünschen, daß jeder im Staate eine solche Religion habe, welche die Erreichung der Staatszwecke so sehr erleichtern hilft. Da aber die Erfahrung lehrt, daß sich zuweilen so grobe Irrthümer in die Religionen einmischen können, daß daraus sogar Verbrechen entstehen, dem Staate aber nichts gleichgültig seyn kann, was auf Erfüllung oder Uebertretung seiner Gesetze abzielt; so muß untersucht werden, in welchen Verhältnissen

der Staat eigentlich zur Religion stehe, und was er dazu beytragen könne, die wahre Religion zu befördern und die falschen und schädlichen Religionen zu verhindern. Offenbar gehört diese Untersuchung in diejenige Wissenschaft, welche lehren soll, wie der Staat durch seine Gewalt, unter Rechtsgesetzen, die Staatszwecke und die Mittel dazu zu gelangen, befördern solle d. h. in die Staatspoliceywissenschaft. — Es entstehen hierbey natürlicher Weise folgende Fragen:

- 1) Kann oder muß sogar der Staat von jedem Bürger fordern, daß er Religion haben solle, wenn er in der Staatsgesellschaft aufgenommen seyn will?
- 2) Kann der Staat Gesetze für die Religionen geben, und was für welche?
- 3) Kann der Staat die bessere Religion befördern, und wie muß er dieses anfangen?

§. 143.

1) Bey allen Völkern, mit welchen uns die Geschichte bekannt macht, treffen wir eine vollkommnere oder unvollkommnere Religion an, deren Entstehung sich in die dunkelsten Zeiten verliert und welche sogar den mehresten Staaten ihren ersten Ursprung gegeben zu haben scheint. Daher war und ist zum Theil noch, die Religion in die mehresten bürgerli-



chen Verfassungen so verwebt, daß das ganze Staatsgebäude aus feinen Fugen gerissen zu werden bedrohet wird, wenn man die Religion plötzlich davon trennen wollte.

Eine gewisse Meinung über die unsichtbaren Principien der Weltregierung scheint dem Menschen unentbehrlich zu seyn. Unfähig dieses Bedürfniss selbst zu befriedigen, ist dem schwachen Volke ein Mann willkommen, der, vielleicht von den Göttern selbst belehrt, mit den Geheimnissen der unsichtbaren Welt vertraut geworden zu seyn sich rühmt, und ihnen diese mittheilt. So hat sich allenthalben ein System von Religionsmeinungen und mit ihnen zugleich ein Ritus entwickelt, das göttliche Wesen zu verehren, welches mit jenem Systeme zusammen genommen das bestimmt, was man Volksreligion nennt, und die eben so positiv war, als der Staat, da sie auf Bekanntmachungen und Befehlen der Götter oder göttlicher Männer und nicht auf freyem Nachdenken der einzelnen Menschen beruhete. Fast bey allen Völkern ist diese Volksreligion gebraucht worden, den Staat zu begründen und die Staatsgesetze sind im Anfange fast immer mit einer religiösen Sanction eingeführt worden. Daß diese Volksreligion allgemein geachtet werden mußte, und daß der Staat nicht dulden konnte, daß irgend jemand die Wahrheit dieser Religion be-

zweifelte, folgt aus diesem Zustande der Dinge von selbst. So wie nur eine Gesetzgebung geduldet werden konnte, so durfte es auch nur eine Religion geben \*). Denn von ihr allein hing die Kraft der Gesetzgebung ab.

Dieser Zustand der Dinge war so lange erträglich, als Niemand im Volke seine Befugnisse fühlte, durch eignes Nachdenken, das Himmlische zu ergründen, und die angebliche überirdische Weisheit der Kritik der Vernunft zu unterwerfen. Jeder unterwarf sich gern der Auctorität, wo er selbst nichts herausbringen, und doch gern belehrt seyn wollte. So wie aber der menschliche Geist freyer wurde und selbst über die Religionswahrheiten nachzudenken anfang, mußte eine solche Staatsverfassung als der größte Geistesdespotismus erscheinen,

---

\*) Bey den Römern galt dieses Princip von den frühesten Zeiten her, und wahrscheinlich wurde die Einheit der Religion bey ihnen nicht immer ohne Gewalt anfrecht erhalten. Schon im Anfange des vierten Säculi nach Roms Erbauung, als man merkte, daß sich verschiedene Cultus eingeschlichen hatten, gab man strenge Befehle dagegen, und *Livius* redet mit großer Billigung davon. *Nec corpora modo affecta tabo sed animos quoque multiplex religio inuasit. — Datum inde negotium aedilibus ut animadverterent ne qui, nisi Romani Dii, novo quo alio more quam patrio colerentur.* Liv. IV, 30. Von dergleichen Mafsregeln redet *Livius* öfter. Nicht selten fielen bey ihrer Ausführung Widersezlichkeiten vor.

und aufgeklärte Völker haben sich immer mehr und mehr von ihm losgerissen, und den Staat von der Kirche zu trennen gesucht.

Man fand, daß die Verbindlichkeit, sich den bürgerlichen Gesetzen zu unterwerfen, durch alle Arten der Religion functionirt wird, man wurde also toleranter gegen abweichende Religionsmeinungen, man begriff, daß die Staatsgesetze eine Verbindlichkeit bey sich führen, die selbst von aller Religion unabhängig ist, und man konnte also daran denken, den Staat so zu organisiren, daß er von aller Verschiedenheit religiöser Meinungen unabhängig bestehen kann.

Fragen wir also überhaupt: ob ein Staat von jedem seiner Bürger fordern müsse, daß er eine bestimmte positive Religion habe? so ist die Antwort: Nein. Der Staat kann zufrieden seyn, wenn der Bürger eine solche Religion bekennet, welche die Pflichten gegen die Staatsgesetze anerkennt. Fragen wir weiter: ob der Staat von allen Bürgern wenigstens irgend eine Religion fordern müsse, oder ob er auch Bürger dulden könne, die weder an Gott noch an Unsterblichkeit glauben? so scheint diese Frage etwas verwickelter zu seyn, löset sich aber leicht durch folgende Betrachtungen.

Der Religionsglaube ist eine innere Ueberzeugung. Jede Ueberzeugung aber folgt nothwendig, wenn man sich die dazu hinreichenden Vernunftgründe gehörig vorstellt, oder wenn diejenigen Vorstellungen in uns erregt werden, deren Folge sie ist, und die Willkühr kann das Gegentheil von dem, was diese Gründe wirken, unmöglich hervorbringen. Hieraus folgt also, daß der religiöse Glaube unmöglich eine Zwangspflicht seyn könne. Da nun eine der Religion entgegengesetzte Ueberzeugung ebenfalls eine bloße Folge gewisser wahrer oder falscher Vorstellungen ist; so kann dieselbe unmöglich ein politisches Verbrechen seyn. Denn ein solches muß von der Willkühr abhängen. Es ist also gewiß, daß Irreligion und selbst Atheismus noch keine den Staat beleidigende Handlung ist. Wenn also der Atheist die Bedingungen des Staatsvertrages zu erfüllen verspricht, warum soll er nicht aufgenommen werden? Wollte der Staat die Religiosität selbst zur Bedingung der Aufnahme machen, so überschreitet er offenbar seine Grenzen, indem er etwas bloß willkührlich zur Staatsbedingung macht, was von dem Willen des Menschen ganz unabhängig ist, was sich jeden Augenblick wider den Willen des Menschen ändern kann, und was mit der Erreichung des Staatszweckes gar nicht absolut nothwendig zusammenhängt.

Zwar behauptet sogar *Roussseau* \*) der Staat habe das Recht der Verbannung gegen einen Menschen ohne Religion, nicht zwar als gegen einen Gottlosen, aber als gegen einen Ungefelligten, der die Gesetze der Gerechtigkeit zu lieben unfähig ist. Allein dieser Grund *Roussseau's* ist noch sophistischer als die Gründe derer, welche die Atheisterey geradezu für ein Verbrechen erklären. Denn 1) darf der Staat nie Gefinnungen bestrafen, die nicht wirklich in gesetzwidrige Handlungen ausarten. Die Irreligion ist eine Ueberzeugung, also etwas Inneres, womit es der Staat gar nicht zu thun hat; ihn gehen nur Handlungen an. 2) Es ist falsch, das ein Mensch ohne religiöse Ueberzeugung nothwendig ein schlechter Bürger seyn müsse. Es kann ein Mensch der Majestät der Pflicht das ganze Gewicht einräumen und eine Menge Triebfedern zu legalen Handlungen in sich haben, auch alle Gesetze aufs strengste beobachten, und dabey aus theoretischen Gründen von dem Gegentheile der Religionswahrheiten überzeugt zu seyn glauben. Aus der erklärten Freygeisterey fließt nicht einmal Unmoralität, noch weniger ein gesetzwidriges Betragen, Feindseligkeit gegen andere u. s. w.

---

\*) *Contr. Soc.* L. IV. ch. 8.

Was Strafe verdienen soll, muß wenigstens der Anfang zu einer bestimmten Ungerechtigkeit oder Gesetzwidrigkeit seyn. Meinungen sind so lange straflos, als sie nicht offenbar eine Triebfeder zum Verbrechen durch Aeußerungen ver-rathen.

Roussseau's Behauptung enthält einen Widerspruch gegen die Gerechtigkeit. Diese verlangt, daß man nicht einmal den Selbstbeschuldigungen eines Verbrechers glauben und darauf eine Strafe gründen solle, weil erst seine verbrecherische Handlung durch andere bessere Zeugnisse erwiesen werden muß. Wo ist denn aber die verbrecherische Handlung, welche durch die innere Ueberzeugung, daß die Religionsätze unwahr sind, begangen wird.

So wahr dieses an sich ist, und so sehr man wünschen muß, daß sich die Staaten dieser Idee der Vollkommenheit, wornach sie von allem unabhängig bestehen müssen, was nicht Zwangsgesetzen unterworfen werden kann, nähern mögen; so gewiß ist es doch, daß auch in unferen vollkommeneren Staaten sich noch viele Formen und Gesetze erhalten haben, welche auf die Voraussetzung, daß alle Bürger einer bestimmten positiven Religion haben, gebauet sind. Eine Menge allgemeiner Einrichtungen hängen in allen Staaten davon ab. Keine ist vielleicht wichtiger als die Gesetze, wornach man fordert

*Jakobs Policeygesetzgebung.*

Q

dafs jemand müsse einen Eid schwören können, wenn es der Staat von ihm verlangt. Bey Einführung des Eides sind zwar wohl wenig Untersuchungen darüber angestellt worden, ob jeder Bürger Religion haben müsse oder nicht, sondern man führte ihn ein, weil man voraussetzte, jeder habe eine Religion. Sobald aber die Religion in einigen verlischt, oder wenigstens die Lehren geschwächt werden, welche dem Eide eine besondere Furchtbarkeit verschaffen, mufs die Anwendung des Eides oft in große Verlegenheit setzen, da man nicht weifs, wie viel Gewicht der Schwörende darauf legt, oder ob er gar die ihm zum Grunde liegenden religiösen Vorstellungen für wahr halte. Der Eid ist von jeher ein sehr unsicheres und schwankendes Zwangsmittel gewesen, da er auf den einen wie ein Mückenstich, und auf den andern wie Daumenschrauben wirkt. Es ist daher eine wichtige Frage für den Gesetzgeber, ob es nicht besser sey, den Eid aus der Gesetzgebung ganz auszustreichen, und ihn in eine bloße gerichtliche Aussage zu verwandeln, oder doch wenigstens ihm keinen grössern gerichtlichen Werth beyzulegen, als der bloßen gerichtlichen Aussage. In der That dient der Eid dazu, der Aussage des Beschwörers grössern Glauben zu verschaffen, als seine Worte verdienend; der Aussage des Guten aber gibt er keine grö-

lere Stärke, als sie an sich schon hat. Durch die Verbannung des Eides aus den Gerichtshöfen und Staatshandlungen würde die Staatsverwaltung von der Religion unabhängiger gemacht, und diese könnte dann um so eher, so wie die Tugend, ganz der Freyheit überlassen werden.

§. 144

2) Wir haben bisher gezeigt, daß es nicht nothwendig sey, daß der Staat von jedem Bürger eine Religion fordere, und da der Mangel der Religion den Menschen gar nicht unfähig macht, den Staatsgesetzen, die nur Handlungen gebieten sollen, zu gehorchen: so ist eine solche Forderung des Staats an den Bürger, welche zu erfüllen gar nicht in der freyen Macht des Menschen steht, im höchsten Grade ungerecht.

So wie Wahrheit überhaupt sich nie gebieten läßt, sondern nur durch freyes Nachdenken aus Vernunftgründen erkannt werden muß; so muß auch der Staat die Religion ganz der freyen Untersuchung überlassen. Der erste Grundtzt des Staatsrechts muß also seyn: Ueber alle Religionsgegenstände findet eine vollkommen freye Untersuchung Statt. Die Wahrheit darf keine Untersuchung fürchten; ihr müssen also selbst die heiligsten Gegenstände unterworfen seyn, und



können nur durch sie dauerhafte Festigkeit erhalten. Es würde dieser Freyheit durchaus widersprechen, wenn man die Resultate dieser Untersuchung schon zum voraus bestimmen und z. B. sagen wollte: Ihr sollt zwar untersuchen, aber durchaus nicht herausbringen, daß kein Gott, daß die Seele nicht unsterblich sey u. s. w.

Eine vollkommne Freyheit bey Untersuchung der Wahrheit ist nicht nur der Gerechtigkeit sondern auch der Klugheit gemäß. Die ganze Geschichte lehrt, daß da, wo vollkommne Freyheit herrscht, sich die Streitigkeiten und die Untersuchungen weit mehr in den Schranken der Mäßigung halten, als da, wo man sie dem Zwange unterwerfen will. Nirgends gibt es mehr Irreligiöse, nirgends wird dem Atheismus mehr gehuldigt, als in Ländern, wozu die Freyheit der Untersuchung in Religionsfachen unterdrückt und den alten Glauben mit Gewalt erhalten will. Selbst der Volksglaube wird sicherer durch die Autorität der Lehrer als durch Verfolgung derer vertheidiget, die ihn angreifen. Die Streitigkeiten über das Daseyn Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, so wie über alle religiöse Gegenstände überhaupt, sind für den gemeinen Mann ganz unverständlich und liegen ganz außer seiner Sphäre. Mischet sich aber die Obrigkeit hinein, so werden sie erst dadurch dem gemeinen Manne bekannt,

und da die Streiter dieser Art gewöhnlich den Ruf großer Philosophen für sich haben; so erhalten die paradoxen Resultate noch ein größeres Gewicht, als sie gehabt haben würden, wenn sie die Staatsklugheit völlig gleichgültig betrachtet hätte. Denn Gleichgültigkeit läßt Uebermacht vermuthen, der Verfolgungsgeist in Religionsfachen aber verräth innere Schwäche und Furcht.

Indessen ist es für keine Störung der freyen Untersuchung zu achten, wenn die Policey nicht dulden will, daß das, was andern Trost gewährt, öffentlich lächerlich gemacht und verspottet werde. Denn dieses ist selbst eine Beleidigung des Volks, da es mehr auf Kränkung als Erforschung der Wahrheit abzielt. Eine Policey, also über Volkschriften, welche den Ton innerhalb der Grenzen der Bescheidenheit hält, und grobe, unhöfliche oder spöttische Anfälle des gemeinen, unschuldigen, für heilig gehaltenen Volksglaubens zurückweist, ohne deshalb die ernsthaften Untersuchungen zu hemmen, läßt sich sehr wohl mit den Begriffen des Rechts und der Freyheit des Untersuchungsgeistes in Uebereinstimmung bringen. Besonders dürfte dieses in einem Lande nothwendig seyn, wo bisher der herrschende Kirchenglaube durch Zwang verwahrt worden ist, und nun Freyheit eingeführt werden soll. Hier sind gemeinlich die Unterdrückten sehr erbit-

tert, und die erste Explosion der Freyheit wird leicht ein Ausbruch des persönlichen Hasses und anderer Leidenschaften. Wo man aber schon längst an freye Untersuchungen gewöhnt ist, da kann sich der Staat ohne allen Schaden jeder Einmischung enthalten.

Alles was daher diesem Geiste einer freyen Untersuchung über die Religionsgegenstände widerspricht, muß nach und nach aus der Staatsverfassung herausgeschafft werden, wenn sie ihrer Vollkommenheit näher gebracht werden soll. Indessen fodert die Sache selbst doch grofse Behutsamkeit. Denn es gibt Religionssecten, welche die freye Ansicht der Dinge so wenig ernähren, daß sie vielmehr von dem Geiste beherrscht werden, ihren Formen wo möglich alles zu unterwerfen, und einen drückenden Religionszwang in den Staat einzuführen, wenn sie die Gewalt dazu hätten. Die Anhänger solcher Secten, welche dergleichen Grundsätze ankündigen, von der Theilnahme an der Regierung auszuschließen, kann so wenig für Ungerechtigkeit gehalten werden, daß es vielmehr als ein zweckmäßiges Mittel, dem Staate seine Freyheit zu erhalten, gerühmt werden muß.

Wenn nemlich der Staat gleich eine allgemeine Freyheit in Religionsfachen verstattet, so muß es doch allgemeiner Wille seyn, daß nur

solche Personen an der Regierung Theil nehmen sollen, deren Denkungsart nichts ankündigt, was eine Tendenz verräth, die Freyheit im Denken zu zerstören. Wenn also der Staat von jedem, der an der Regierung Theil nehmen will, verlangt, daß er nichts für Pflicht halte, was der Aufrechterhaltung der allgemeinen Freyheit widerspricht, und wenn er die Anhänger solcher Religionssecten von der Theilnahme an der Regierung ausschließt, die das Gegentheil bekennen; so stimmt ein solches Gesetz mit der Gerechtigkeit und Klugheit vollkommen überein, und greift die Religionsfreyheit selbst als Gewissenssache gar nicht an. Denn ein Mensch, der es geradezu als Princip seines Handelns ankündigt, sein specielles Gewissen in Ansehung der Religion ändern als Gesetz vorzuschreiben, kündigt sich geradezu als einen Feind der Freyheit der übrigen an, und kann es nicht ungerecht finden, wenn man ihm die höchste Gewalt anzuvertrauen Bedenken findet, da ihm der Wille fehlt, die Freyheit aller aufrecht zu erhalten.

Und so ist der Staat allerdings befugt und verpflichtet, sich um den Glauben aller Kirchen seines Volks zu kümmern und von jeder Religionsgesellschaft öffentliche Bekenntnisse zu verlangen, damit er daraus ersehen könne, ob sein Zweck dadurch gefährdet werde, oder ob

sie ihre Glieder zu Uebernehmung irgend einer öffentlichen Pflicht unfähig mache.

Ueberhaupt ist Theilnahme an der Regierung und Genuß des Schutzes der Regierung zu unterscheiden. Es können gute Gründe vorhanden seyn, nur gewissen Personen die Regierung zu übertragen, und nur solche zu Staatsämtern zuzulassen, welche sich zu einer Religion bekennen, von welcher die Verfassung die grösste Sicherheit erwarten kann.

§. 144.

In den mehresten bekannten Staaten gibt es eine Staatsreligion. Der Kirche, welcher die Mehrheit zugethan ist, welche sich durch ihr Alter, Gewohnheit und lange Erfahrung als bewährt gezeigt und das Volk für sich eingenommen hat, wird oft der Vorzug zugeeignet, daß die regierenden Glieder und die wichtigsten Staatsbeamten sich zu ihr bekennen müssen, und daß alle andere Secten von der Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung ausgeschlossen werden. Wenn nun gleich dieses weder nothwendig zu einer Staatsverfassung gehört, noch vielleicht sonst unbedingten Beyfall verdient; so enthält eine solche Verfassung doch nicht geradezu ein Unrecht gegen die übrigen Glieder. Denn so wie der Zufall der Geburt oder des Standes oft bestimmt, wer reg

gieren soll, ohne daß die übrigen dadurch beleidigt werden; so kann auch ein gewisses Religionsbekenntniß erforderlich seyn, um zur Regierung zugelassen zu werden; ob es gleich mit der Vernunft am verträglichsten zu seyn scheint, daß die Forderungen, welche man an Staatsbeamte macht, nicht kalte und oft allgemein lächerlich gewordene Glaubensformeln, sondern solche Eigenschaften betreffen, die ihn zum Staatsante vorzüglich geschickt machen. In der That herrscht in vielen Religionssecten noch so viel Fanatismus, daß es wenigstens noch lange nicht Zeit zu seyn scheint, alle Sectirer ohne Unterschied zur Theilnahme an der Regierung zu lassen, und ein Staat ist sehr glücklich, wenn die Staatsreligion eine solche ist, die den Geist der Freyheit am meisten begünstigt.

Dennoch kann auch bey einer vorhandenen Staatsreligion die Religion der Bürger als bloße Gewissenssache behandelt, jedem Individuo seine Freyheit gelassen, so wie den von der Staatsreligion abweichenden Religionsgesellschaften die freye Übung ihrer Gottesverehrung verstattet werden, und glücklich ist ein Volk, wenn in der Staatsreligion die Principien, eine solche Freyheit zu gestatten, enthalten sind.

Ob aber gleich der Staat es seinen Bürgern vollkommen überlassen muß, ob und welche

Religion sie sich erwählen wollen; so kann er doch nicht verstatten, daß sich Religionsgesellschaften bilden, ohne daß sie ihre Glaubensregeln öffentlich bekannt machen, und er kann sich das Recht nicht nehmen lassen, zu beurtheilen, ob sie etwas enthalten, was dem allgemeinen Staatszwecke widerspricht. Die Maximen, wornach er bey dieser Beurtheilung zu Werke gehen muß, sind folgende:

1) Die Mitglieder einer Kirche, deren Lehrgebäude durchaus mit der Uebernehmung aller Bürgerpflichten übereinstimmt, können auch zur Theilnahme aller gemeinsamen bürgerlichen Rechte zugelassen werden. Der gesellschaftliche Vertrag kann hier ganz geschlossen werden: Genuß aller Rechte gegen Erfüllung aller Pflichten.

2) Hindern die Meinungen einer Religionslehre zwar die Erfüllung irgend einer allgemeinen Bürgerpflicht, jedoch bloß einer solchen, für welche die öffentliche Verwaltung einen Ersatz annehmen kann, z. E. das Waffentragen, so schließt der Staat in der That einen besondern Vertrag mit solchen Bürgern, wenn er diesen Ersatz annimmt. Eine solche Religionspartey kann sich nicht beschweren, wenn ihr die Aufnahme verweigert, oder eine weitere Ausdehnung nicht verstattet wird. Denn ein Staat, der aus lauter Gliedern be-

stände, die keine Gewalt gegen feindliche Angriffe gebrauchen wollten, würde ohne alle executive Gewalt seyn und daher gar nicht bestehen können. Ist indessen eine solche Meinung nur wenig Gliedern eigen; so kann der Staat immerhin dergleichen Gemeinden unter sich dulden, und, da er doch auch zu Kriegzeiten zu dem Fortgange der friedlichen Gewerbe Menschen nöthig hat, mit ihrem Ersatz andere zu Uebernehmung ihrer Pflichten bewegen. Aber da sie nicht, gleich allen andern Bürgern, alle bürgerliche Pflichten übernehmen wollen, die ihre Kräfte ihnen möglich machen, sondern einige ausdrücklich davon ausnehmen, so können sie auch nicht auf alle Rechte der übrigen Anspruch machen, und sie müssen sich solche Ausnahmen gefallen lassen, die man zur Aufmunterung der Uebernehmung jener Pflichten hauptsächlich nöthig findet. Eine größere Ausbreitung dieser Secten aber, welche seine Macht schwächen könnte, darf der Staat nicht verstatten, ob es gleich immer besser seyn wird, der Ausdehnung solcher Grundsätze durch bessere Belehrung, als mit gewaltsamen Mafsregeln entgegenzuarbeiten.

Wären aber die Meinungen einer Religion von der Art, daß sie die Bürger von nothwendigen und unerlässlichen Pflichten abwendeten, so würde eine Kirche, die dergleichen Grund-



sätze öffentlich bekennen wollte, gar nicht geduldet werden dürfen. Eine solche Lehre war z. B. die Lehre der Ebioniten, welche, nach dem Epiphanius, das Arbeiten für schändlich hielten, und sich bloß der Betteley ergaben. Die Anhänger einer solchen Lehre können gar nicht auf Duldung Anspruch machen, nicht sowohl um ihrer Meinungen, sondern um ihrer Thaten willen. Denn auch hier darf der Staat nicht so sehr auf den Buchstaben der Lehre und die Theorie, als vielmehr auf die Wirkungen derselben oder auf die Praxis sehen. Denn zuweilen bleibt eine Meinung speculativ, und man weiß ihre Folgen auf allerley Art durch eine neue Lehre so zu drehen, daß sie mit der gefunden Vernunft wieder in Uebereinstimmung kommen. So haben z. B. die Juden das Gesetz, am Sabbath nicht zu arbeiten; allein die Rabiner schränken es durch eine Erlaubniß ein, und sagen, daß, wenn der Staat ein Geschäft befiehlt, der Jude es verrichten könne. So können also alle Juden am Sabbath fechten, ohne ihr Gewissen zu verletzen. Den Staat kann die Religion nur soweit interessiren, als sie auf Handlungen wirkt. Er sagt zu jedem: Die Erfüllung der Bürgerpflichten ist die Bedingung der Aufnahme in den gesellschaftlichen Staatsverein; wer unvermögend ist diese zu erfüllen, wer sich selbst

als unfähig dazu ankündigt, der kann auf die Vereinigung mit uns keinen Anspruch machen. Hiernach sieht man, daß der Staat die Religion bloß aus dem politischen Gesichtspunkte betrachten muß. Es ist nicht von einer religiösen, sondern nur von einer politischen Duldung die Rede. Das System der Meinungen kommt bloß in soweit in Betrachtung, als es sich als Princip der Handlungen ankündigt. Auf diese Weise kann die Politik einen Orden nicht dulden, dessen Princip wäre, sobald es die Absicht der Obern forderte, Fanatiker zu Meuchelmördern zu electrifiziren. Eine solche Gesellschaft ist keine Religionsgesellschaft, sondern eine Bande von Verbrechern, welche den heiligen Namen der Religion zu ihren sträflichen Absichten mißbraucht.

Von dieser Seite betrachtet, muß man sich über die harten Urtheile wundern, welche einige Schriftsteller, auch in den neuesten Zeiten, sich über die Juden erlaubt haben. Das Judenthum enthält durchaus keine Grundsätze in sich, welche den unerlässlichen bürgerlichen Pflichten widersprechen. Wenn daher diese Nation dennoch ausgeartet und ein Theil davon in grobe Unsitte gesunken ist; so scheint weit mehr die politische Lage und der mannichfaltige Druck daran Schuld zu seyn, welchen sie durch die Regierungen erfahren haben, als

ihr Religionsſystem. Da man ſie von allen Gewerben ausſchloß, bis auf die wenigen, auf welche man ſie beſchränkte, und da ihnen die Geſetze ſelbſt öffentliche Verachtung und Geringschätzung bewieſen; ſo mußte dieſes dahin wirken, ihnen einen Haß gegen die Religion einzufößen, welche ſie inſonderheit für die Quelle hielten, woraus die Triebfedern ihrer Miſshandlungen floßen, und ihr Charapter mußte nach und nach durch das Gewerbe herabgewürdigt werden, wozu man ſie excluſivlich verdamnte, und in welchem ſo oft Eigennutz und Betrug die dazu nöthigen Fonds erſetzen mußten. Nie würde es mit ihnen dahin gekommen ſeyn, wenn die Geſetzgebung ihnen mehr äußere Achtung und Vertrauen bewieſen hätte, und dieſes wird auch in Zukunft das einzige Mittel ſeyn, dieſe unglückliche Nation zu erheben und ihr vollen bürgerlichen Werth zu verſchaffen. Die Geſchichte des Schickſals dieſer Nation, ſeit der Auflöſung ihres Reichs, iſt nur eine Geſchichte politiſcher Verfolgung, bis erſt in unſern Tagen in Rußland und Frankreich daran gedacht worden iſt, ihre bürgerlichen Rechte zu erweitern, und ſie zur Würde wahrer Staatsglieder zu erheben.

§. 145.

3) Die Freyheit, und Unbeschränktheit des Gewissens, welche der Staat allen seinen Bürgern verstatten muß; schließt eine thätige Beförderung der Religiosität nicht aus. Dem Staate kann es allerdings gar nicht gleichgültig seyn, welche Religionen unter dem Volke herrschen; er muß wünschen, daß jeder Bürger eine aufgeklärte, mit der Moral nicht unvertägliche, sondern auch die Moral und Pflichten verstärkende Religion besitze, und eine solche muß auch jedermann im Staate wünschen. Nun kann er zwar diese nicht durch Zwang hervorbringen, aber er kann durch eine Menge Anstalten, die sich auf die Religion beziehen, es bewirken, daß der Verstand aufgeklärt, die Vernunft vervollkommenet, und dadurch die Religion in allen Secten ihrer Wahrheit und Vollkommenheit immer näher gebracht werde. Diese Mittel vertragen sich nicht nur mit dem Rechte vollkommen, sondern müssen allgemein für zweckmäßig erkannt werden.

Der Staat wird dieses befördern:

- 1) Wenn er allen Religionsgesellschaften vollkommene Freyheit verstattet, in wiefern sie nur 1) kein Princip in ihre Lehre aufnehmen, das einem Staatszwecke, folglich einer offenbaren Pflicht widerspricht; und
- 2) wenn ihre Einrichtung keine Hemmung

oder Stockung in den bürgerlichen Gewerben verursacht. Es ist billig und Recht, daß jeder Mensch Gott nach derjenigen Weise verehren dürfe, welche er für die beste hält. Es würde ein unnützer und widerrechtlicher Zwang seyn, sie alle einer Form des Cultus zu unterwerfen. Mögen sich also im Staate so viele und mannigfaltige Religionsgesellschaften bilden, als da wollen, der Staat wird ihnen sämmtlich gleiche Rechte verstatten, und dafür sorgen, daß keine die andere in der freyen Ausübung ihres Gottesdienstes störe.

- 2) Wenn er zugleich darauf wacht, daß die Vorsteher der Religionsgesellschaften die ihnen anvertraute Gewalt nicht zum Nachtheile der Glieder der Kirche oder des Staats selbst mißbrauchen, und daß die Fonds der Gesellschaft gesichert und bey ihrer Bestimmung erhalten werden. Denn ewig fortdauernde Gesellschaften können sich nie der allgemeinen Aufsicht des Staats entziehen. Der Staat ist der natürliche Obervormund für die Stiftungen und Institute, welche zu guten Zwecken errichtet werden. Er wird also das von der Gesellschaft zu kirchlichen oder religiösen Zwecken zusammengebrachte Vermögen, nicht nur in Schutz nehmen, sondern auch

dasselbe gegen Betrug und zweckwidrige Verwendung sichern, so wie die Anwendung desselben nach den verschiedenen Zeitumständen der ursprünglichen Absicht der Stifter gemäß verändern und zweckmäßiger einrichten. Denn es ist nicht Eingriff in die Rechte einer Gesellschaft, wenn z. B. der Staat verlangt, daß ein Kloster, welches vor tausend Jahren gestiftet ist, und, den Begriffen jener Zeit gemäß, seine Glieder zu nutzlosen, vermeintlich frommen Uebungen verband, dergleichen jetzt als nutzlos und zweckwidrig erkannte Uebungen aufgebe und sich eine anständigere und zweckmäßigere Beschäftigung erwähle.

- 3) Insonderheit aber wird der Staat, so bald eine Kirche erwächst, auch für die gehörige Ausbildung der Lehrer, und überhaupt für eine solche Einrichtung des Religionsunterrichts zu sorgen haben, daß daraus für die bürgerliche Gesellschaft der größtmöglichste Vortheil entspringt. In dieser Hinsicht kann dem Staate der Religionsunterricht keinesweges gleichgültig seyn. Denn er ist zugleich ein Unterricht in den Sitten, und betrifft nicht indifferente, für das Handeln gleichgültige Sätze.

.. *Jakobs Policeygesetzgebung.*

R

Ob nun gleich in Ansehung des Unterrichts überhaupt, sich niemals Zwangsvorschriften geben lassen, und Liberalität dabey immer das Princip bleiben muß, so hat der Staat dennoch um so mehr dafür zu sorgen, daß der Religionsunterricht von solchen Personen ertheilt werde, von welchen kein Mißbrauch dieser Liberalität, womit man sie behandelt, zu befürchten ist, und deshalb wird die Regierung sowohl den Zweck der Unterthanen als ihren eignen erfüllen, wenn sie für eine hinreichende Anzahl geschickter und gut gefitteter Religionslehrer sorgt, durch welche die Bedürfnisse des Religionsunterrichtes gestillt werden können.

Die Anstalten, wo die Religionslehrer Ausbildung und Unterricht empfangen, werden von der größten Wichtigkeit für die Aufklärung des Volks seyn. Es wird insonderheit gut seyn, wenn die Bildung der Geistlichen nicht isolirt getrieben wird, sondern wenn sie an dem allgemeinen Unterricht Theil nehmen, und nur in ihrer eigenthümlichen Theologie besondern Unterricht empfangen. Aber selbst diese theologischen Lehrer müssen neben den übrigen Lehrern und in Gemeinschaft mit ihnen lehren, wie es auf den

protestantischen Universitäten in Deutschland  
geschieht:

Wo die Priester eine isolirte Bildung in Klöstern und geistlichen Seminarien empfangen, da pflanzt sich der Aberglaube fort, und wurzelt sich in den ganzen Priesterstand so ein, daß er unausrottbar ist; die ganze Bildung wird einseitig, und wenn dergleichen Priesterinstitute auch wirklich Gelehrte hervorbringen; so behalten diese doch eine bornirte Denkungsart, und ihre ganze Gelehrsamkeit dient ihnen nur, ihr altes einmal vorgeschriebenes Glaubensformular zu vertheidigen oder mit gehaltlosen Beweisen und subtilen Unterscheidungen zu bereichern. Rücken unterdeß die andern Stände weiter fort in der Aufklärung, so entsteht ein Zwiespalt unter den Aufgeklärten und den Geistlichen, in welchem die letztern entweder Feinde und Verfolger der aufgeklärteren Stände werden, wenn der Staat ihnen keinen Einhalt thut, oder in welchem sie bey den übrigen Ständen lächerlich und verächtlich werden, und oft die ganze Religion um ihr Ansehen bringen. Werden sie aber in den allgemeinen Anstalten gebildet, so erhalten sie eine erweiterte und liberalere Denkungsart und bleiben stets in dem gehörigen Verhältnisse zur Aufklärung der übrigen Stände, und der öffentliche Religionsunterricht bildet sich allmählich nach den erweiter-



ten und verbesserten Begriffen, und kann nie um die Achtung kommen, die er wirklich verdient.

Sollen aber die Religionslehrer ihr Amt ganz erfüllen, so müssen sie auch in eine solche äußere Lage versetzt werden, in welcher ein gebildeter Mann zufrieden leben kann. Unterhalt, Aussicht und Achtung sind die Hauptbewegungsgründe, welche gebildete Männer antreiben, sich um ein Amt zu bewerben und darin mit Lust zu bleiben. Ein zu sparsam zugetheilte Unterhalt wird fähige Männer von Aemtern entfernen, welche wegen ihres vielfachen Einflusses nur mit fähigen Männern besetzt werden sollten.

Unstreitig wird es am besten seyn, wenn Religionslehrer ihre Befoldung vom Staate oder von der ganzen Gesellschaft erhalten, welchen sie dienen. Es liegt in dem Dienst, welchen ein Lehrer der Religion den Gliedern seiner Gemeinde leistet, etwas, das seine wohlthätigen Wirkungen verliert, wenn er, wie ein anderer Dienst, baar bezahlt werden muß. In dieser Hinsicht kann ich *Raynals* Vorschläge \*) nicht beypflichten, welcher anrath, den Geistlichen von demjenigen bezahlen zu lassen, der seinen Beystand verlangt. Ich

---

\*) Hist. pol. et phil. T. III.

fürchte aber auch nicht, wie *Sonnenfels*, daß dadurch das ehrwürdige Amt, der Seelforger zum Gaukelwerk herabsinken werde, und mit den heiligsten Handlungen ein ärgerliches Gewerbe werde getrieben werden. Denn Handlungen, welche durch die Bezahlung ihre Wirkung verlieren, hat doch nur der Aberglaube geheiligt. Daß aber Handlungen, die keinen Werth haben können, als bloß in wie weit sie als freye Liebespflichten umsonst ausgeübt werden, gleichsam stück- und lieferungsweise bezahlt werden sollten, konnte auch wohl Raynals Meinung nicht seyn.

Das Einzige, was aber zu fürchten seyn möchte, wenn die Bezahlung der Religionslehrer der Willkür der Einzelnen überlassen bliebe, besteht wohl darin, daß sehr viele sich und ihre Kinder des Religionsunterrichtes gänzlich berauben würden, wenn sie ihn nicht anders als gegen baare Bezahlung haben könnten, und daß schwerlich verständige Männer sich mit einem Unterrichte abgeben würden, bey welchem sie in die precäre Abhängigkeit vom Pöbel gesetzt würden. Alle geistigen Bedürfnisse sind für den Menschen nicht sehr dringend, und werden daher am allerersten aufgeschoben. Da sie aber dennoch in den Augen der Vernunft wichtig sind; so ist es nothwendig, daß die ganze Gesellschaft die Sorge für deren zweckmäßige Be-

friedigung übernehme, und das, was Privatkraft nicht bewirkt haben, oder bewirken werden, ergänze.

Der Staat wird hauptsächlich dahin zu sehen haben, daß die Befoldungen und Pfründen nicht an abergläubige Sätze und Institute gebunden werden. Nichts ist fähiger, Vorurtheile, Aberglauben und Irrthümer zu verewigen, als Pfründen, deren Genuß von der Bedingung abhängt, sich zu einem gewissen Formelwesen zu bekennen. Der Aberglaube vernichtet die guten Wirkungen einer reinen moralischen Religion, und ist daher als der größte Feind der Religion zu betrachten. Da er seine Irrthümer und seine Uebungen unter dem ehrwürdigen Namen der Religion selbst aufdringt; so ist es natürlich, daß bey dem wahrgenommenen und versteckten Betrüge leicht Verachtung gegen ein solches System entsteht, und daß die Verachtung nicht immer das Falsche und Wahre unterscheidet, sondern auch leicht das wirkliche Gute, das in einem solchen System enthalten ist, mit trifft. Die Geschichte ist voll von Beweisen dieser Behauptung. Nirgends ist der Unglaube häufiger, als da, wo der Aberglaube herrscht und wohl gar von der bürgerlichen Gewalt in Schutz genommen wird.

Der Grundfatz ächter Politik muß Wahrheit und Gerechtigkeit seyn, und mit demselben

fällt daher die Maxime von selbst, sich frommer Schleich- und Trugkünste zu bedienen, um dadurch politische Zwecke durchzusetzen. Denn dergleichen Künste müssen nothwendig sowohl die Regierung als die Religion verächtlich machen, und die Neigung hervorbringen, alle öffentlichen Veranstaltungen in Ansehung der Religion mehr für eine politische Volksmaschine zu den Zwecken des Regenten, als für eine Wohlthat zu halten, die man dem Volke um sein selbst willen zu erzeugen gedächte.

Die Alten gebrauchten diese Maschinerien sehr häufig. Fast alle ihre Gesetzgeber gaben Vertraulichkeit mit Göttern vor, um ihren Gesetzen und Einrichtungen größeres Ansehen zu verschaffen. Numa weihte die Grenzsteine zu Göttern, um sie unverrückt zu erhalten, die Orakel und Sybillen der Griechen, die Flugbeobachtungen und die heiligen Hühner der Römer waren nichts als politische Maschinen, um die Kriegsheere und Volksversammlungen nach den Umständen und nach der Absicht ihrer Anführer in Bewegung zu setzen. Der Nutzen, den dergleichen religiöse Trugkünste gestiftet haben mögen, rechtfertiget ihren Gebrauch nicht, und die ächten Wahrheiten der Religion werden entheiligt, wenn den Kunstgriffen der Lüge neben ihrer Erhabenheit ein Platz eingeräumt wird.

Die ganze Religionspolicey muß also der Moral untergeordnet seyn, und sie kann keinen andern Zweck haben, als auf der einen Seite einen jeden bey seiner Gewissensfreyheit, sich selbst eine Religion beliebig zu wählen oder auch ohne besonderes Bekenntniß in stiller Ruhe fortzuleben, zu schützen; auf der andern Seite aber alle Religionsgesellschaften und Kirchen in Schutz gegen Angriffe oder Insulten zu nehmen, in wie weit sie sich nur irgend mit dem Staatszwecke überhaupt vertragen, und diese öffentlichen Religionsanstalten und Kirchen durch directe und indirecte zweckmäßige Mittel so zu leiten, daß sie immer vollkommnere Mittel werden, die Moralität in den Bürgern zu verstärken, und endlich in der Voraussetzung, daß jede Religionsgesellschaft die Moral nach eigner Weise zu befördern strebt, die verschiedenen Kirchen in einem solchen Verhältnisse gegen einander zu erhalten, daß keine der Freyheit der andern Abbruch thut. Die Vereinigungen solcher Gesellschaften, die unter dem Vorwande einer Religion Grundsätze ankündigen, welche offenbar für den Staat und für andere beleidigend sind, wird sie mit Gewalt verhindern; einzelnen paradoxen Köpfen aber, die alle übliche Religionen verwerfen, Schwärmerey oder Atheismus predigen, so lange ihre Freyheit lassen, als sie weder durch Handlung

gen noch durch Ruhe störende Reden etwas beginnen, was den Gesetzen widerspricht.



#### Fünfter Abschnitt

#### *Von der innern Vervollkommenung und Ausbildung des Volks.*

##### §. 146.

Innere Geistescultur und Vervollkommenung des Menschen überhaupt ist unfreitig eine der wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts. Die Mittel dazu, in so fern sie in dem Vermögen anderer Menschen liegen, sind Erziehung und Unterricht. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß das Privatinteresse an einer zweckmäßigen Ausbildung der Fähigkeiten und Kräfte, welche in dem Menschen liegen, so groß ist, daß die Thätigkeit der einzelnen sich alle Mühe geben wird, die Anlagen zu den Geschicklichkeiten und Fertigkeiten zu entwickeln. Die Eltern werden, durch Ehre, Liebe und den eignen Nutzen getrieben, dafür sorgen, daß ihre Kinder etwas lernen, daß sie gute und geschickte Bürger werden, und es scheint also, als ob der Staat sich dabey aller Einmischung enthalten könnte.

Allein wenn man mit der Natur dieser Sache näher bekannt wird, so zeigt sich bald, daß die Erziehung und Ausbildung zugleich eine solche Angelegenheit ist, für welche sich mit öffentlichen und gemeinschaftlichen Kräften viel mehr leisten läßt, als Privatkräfte für sich allein auszurichten im Stande sind; ja es kann vieles Nützliche für die Erziehung und den Unterricht geschehen, was von einzelnen gar nicht zu erwarten ist, und was nur durch die Staatskraft unter gewissen Umständen bewirkt werden kann. Nun ist aber jeder Privat Zweck, der allen gemein seyn muß, auch ein öffentlicher Zweck, und wenn derselbe besser durch öffentliche, als durch Privatkräfte auszuführen ist; so ist es Pflicht für den Staat sich dieser Zwecke thätigst anzunehmen. — Es kann aber dieses in Ansehung der Geistescultur gar nicht bezweifelt werden. Denn diese können öffentliche Anstalten viel sicherer und viel allgemeiner befördern, als wenn sie dem Zufalle der Privatwillkür überlassen bleiben. Allein nicht bloß auf den Unterricht sondern auch selbst auf die Erziehung kann der Staat auf manche nützliche Art wirken. In wie weit das eine oder das andere nach den Grundsätzen der wahren Politik geschehen könne, soll hier im Allgemeinen gezeigt werden.

§. 147.

Die Erziehung besteht in der allmählichen physischen und moralischen Ausbildung des Menschen; die intellectuelle Ausbildung oder die absichtliche Entwicklung der Erkenntnißkräfte durch Mittheilung der Begriffe macht den Unterricht aus, den wir hier von der eigentlichen Erziehung unterscheiden müssen.

Die Erziehung ist ein so mühseliges Geschäft, daß sehr starke innere Triebfedern dazu gehören, wenn es überwunden und zweckmäßig betrieben werden soll. Niemand schickt sich besser dazu, als die Eltern selbst, welche durch die natürliche Liebe an ihre Kinder gezogen werden, und das Ungemach, welches das Geschäft der Erziehung verursacht, nicht fühlen. Die geschicktesten Pädagogen thun selten so viel für die Kinder, welche man ihnen anvertraut, als die mittelmäßigsten Eltern, deren guter Wille, stündliche Aufmerksamkeit und gutes Beyspiel, den Mangel einer wissenschaftlichen Theorie oft reichlich ersetzt. Jemehr sich Moralität, Geschicklichkeit, Ordnungsliebe und Fleiß unter die Bürger überhaupt verbreitet, desto allgemeiner wird eine gute Erziehung werden. Hierbey muß man, besonders bey der ersten Erziehung der Kinder, alles oder das meiste von dem Privatcharaoter der El-



tern, von dem Einflusse des Staats wenig oder nichts erwarten. Nur da wo der Unterricht angeht, geht auch der öffentliche Einfluß auf die Erziehung an.

Indeffen sieht man wohl ein, daß dem Staate die Erziehung keinesweges eine gleichgültige Sache seyn kann; er muß wünschen, daß seine Bürger gleich anfangs so gebildet werden, daß die erste Richtung, welche der Mensch erhält, ihn zu den Pflichten, die er dereinst als Mensch und Bürger zu erfüllen hat, vorbereitet.

Man ist daher seit frühen Zeiten schon darauf bedacht gewesen, die erste Erziehung so einzurichten, daß sie mit den nachfolgenden Gesetzen und Einrichtungen des Staats zusammenfällt. In einigen alten Staaten hielt man es für Recht, die Erziehung den Privatleuten gänzlich aus den Händen zu winden. Man sahe die Kinder als ein Eigenthum des Staats an, welches dieser nach seinem Zwecke formen mußte. Man hielt eine öffentliche Erziehung für nothwendig, und wollte, daß der Staat allein sich damit befassen sollte. Wenn die Nachrichten, welche uns die Schriftsteller davon hinterlassen haben, nicht vielmehr historische Dichtungen als Wahrheiten sind; so fand bey den Persern, Cratenfern, Spartanern u. f. w. eine solche öffentliche Erziehung statt. Von Sparta

wissen wir dieses ziemlich gewiß, und das Beispiel dieses Staats und der Name *Lykurg*, wird noch häufig für eine öffentliche Erziehung angeführt. Allein das Product, welches die spartanische Erziehung hervorgebracht hat, verdient eben keine sonderliche Empfehlung. Eine kleine Republik, wo die Gemeinschaft der Güter eingeführt war, wo alle Bürger nur einen Stand hatten, bey dem auch alle erhalten werden sollten, nemlich den Soldatenstand, wo der Feldbau den Slaven überlassen und jede Kunst, jedes Gewerbe verachtet war, ein solcher Staat kann einem größern ausgebildeten Reiche gar nicht zum Muster dienen. Da bey ihnen alles bloß auf kriegerische Tugenden angelegt war und an Ausbildung der Erkenntnisse nicht viel gedacht wurde; so mußten frühe gymnastische Uebungen, wobey der Ehrgeitz gereizt und ihr Körper abgehärtet wurde, in öffentlichen Anstalten allerdings jene Zwecke am besten erreichen, und da die Spartaner überhaupt kaum die Süßigkeiten eines Privatlebens kannten; so mochte es den Eltern auch wenig Schmerz verursachen, wenn sie der Früchte ihrer Liebe schon im siebenten Jahre beraubt wurden. Ueberhaupt betrachteten alle Griechen die Menschen nur als Maschinen für den Staat, gleichsam als ob der letzte Zweck die Bildung der Gesellschaft und diese nicht um der einzel-

nen Glieder Willen vorhanden sey; sie hatten kaum einen Begriff von dem, was Würde der Menschheit heist. *Plato's* und *Aristoteles* Schriften enthalten die deutlichsten Beweise dieser Behauptung. In der Republik des erstern ist der einzelne Bürger ein bloßes willkürliches Spiel des Ganzen, der einzelne Bürger ist nichts, das Ganze ist alles.

Ohnerachtet man nun in der Praxis die Ausführung einer öffentlichen Erziehung längst aufgegeben hat; so hat man doch in den neuern Zeiten wieder viel von Nationalerziehung, von Erziehung für den Staat geredet, und Projecte dazu entworfen. *Rousseau* brachte in seinen Betrachtungen, über die Regierung von Polen diese Sache zur Sprache, und bey der neuen ephemeren letzten Constitution jenes Königreichs hatte man wirklich einen Plan zu einer Nationalerziehung gemacht, zu welchem wahrscheinlich die Rousseaufsche Idee Veranlassung gegeben hatte. In der französischen Nationalversammlung brachte *Mirabeau* \*) diesen Gegenstand in Bewegung, und auch in den preussischen Staaten hatte man kurz vor dem für dieselben so unglücklichen Kriege diesen Begriff aufgefaßt, und arbeitete an der Ausfüh-

---

\*) Die Abhandlung darüber findet sich in seinen nachgelassenen Schriften.

rung. Indessen sind alle diese Plane mit jenen ältern Systemen der Nationalerziehung nicht zu vergleichen. Sie hatten bloß gewisse Einrichtungen der öffentlichen Schulanstalten zum Zweck, welche der individuellen Verfassung des Staats günstig seyn sollten. Es scheint indessen, daß bey diesen Begriffen einer Nationalerziehung viele falsche und einseitige Vorstellungen zum Grunde liegen, und es ist eine wichtige, obgleich, wie es scheint, nicht schwer zu entscheidende Frage: ob man nicht lieber die schroffen Formen des Staats nach den Fortschritten einer allgemein guten Erziehung umändern, als die Erziehung jenen Formen anschmiegen, und die Unvollkommenheiten der Nation dadurch verewigen soll?

Freylich, wenn man zur Absicht hat, eine Nation immer in einem und demselben Kreise von Leidenschaften und Vorurtheilen zu erhalten, ihre allgemeinen Grundsätze und Neigungen, die in der menschlichen Natur an sich nicht gegründet sind, die von den allgemeinen sittlichen Principien abweichen, fortzupflanzen und zu verstärken; so wird eine allgemeine Staats-erziehung diesen Zweck allerdings erreichen können, und die Privaterziehung würde ihn sehr bald vernichten. Es läßt sich dadurch eine dem Volk eigenthümliche bürgerliche Gefinnung, ein Nationalcharakter bilden. Häß ge-

gen andere Nationen, Nationalstolz, gepfropft auf die Unwissenheit fremder Vorzüge, Tapferkeit und Kriegesluft, Kaftenwesen und Verachtung nützlicher Stände, wüthende Anhänglichkeit an alles Alte, an religiöse Vorurtheile und Aberglauben u. f. w.; alles dieses wird durch eine besondere Nationalerziehung leicht tiefe Wurzel fassen, und es wird eine gewisse Gleichförmigkeit unter den Bürgern entstehen, welche da, wo Privaterziehung herrschend ist, nie zu Stande kommt.

Allein alles dieses widerstreitet geradezu dem Begriffe der höheren Ausbildung des menschlichen Geschlechts und der sittlichen Bestimmung des Menschen. Nach ihr sollen sich alle in den Menschen liegenden Fähigkeiten und Kräfte frey und in den mannigfaltigsten Formen, in welchen sie die Natur selbst erzeugt hat, entwickeln. Jeder mag seine individuellen Züge, seinen eigenthümlichen Character, seine besondere Denkweise erhalten; der Zweck des Staats ist, diese Freyheit der Ausbildung zu begünstigen, nicht sie zu unterdrücken. Die Einheit, welche in diese Mannigfaltigkeit individueller Charaktere kommen soll, liegt in der menschlichen Natur, in der moralischen Anlage, die in allen gleich ist. Auf so verschiedene Weise sie entwickelt werden mögen, immer ist es ein Gesetz, das alle Mannigfaltigkeit der Talente,

der Kräfte, der Neigungen zur Einheit vereinigt und eine Weltrepublik hervorzubringen strebt, worin alle Völker nur Einen großen Staat ausmachen. Die Realisirung eines solchen moralischen Vereins der Völker, wozu uns die sittliche Natur ruft, aufzuhalten oder zu zerstören, dazu können dergleichen erkünstelte Nationalbildungen dienen. Da dieses aber die Menschheit von ihrer wahren Bestimmung abführt; so vertragen sie sich auch nicht mit der wahren Politik.

Alle Einrichtungen, welche darauf abzielen, die häusliche Erziehung auszurotten oder unwirksam zu machen, sind der Moralität nachtheilig. Dagegen reimt sich die häusliche Erziehung am besten mit den Absichten der Natur und stimmt mit dem Bande des süßen Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern am meisten überein. Zwar wird allerdings die Privaterziehung mehr isolirte Denkungsarten, mehr Einzelheiten und Sonderbarkeiten in den Sitten, Characteren und Grundsätzen hervorbringen; dagegen werden sich die einzelnen Fähigkeiten mehr ausbilden, es wird eine größere Verschiedenheit der Menschen, der Talente und Geschicklichkeiten zum Vorschein kommen.

In diese Mannigfaltigkeit Einheit zu bringen, dazu hat die Natur selbst das schönste Mittel bereitet. Sie legte in jeden Menschen das mora-

*Jakobs Policygesetzgebung.*

S

lische Gesetz und die Vernunft, oder das Gefühl, welches uns nöthiget, dasselbe zu achten, und uns antreibt, es zu befolgen. Die Moral weist aller Erziehung den Punct an, worin sie sich vereinigen soll. Die moralischen Grundsätze gelten für jedermann und entwickeln sich in jedem sehr leicht. Wenn aber nur alle in der Idee der Pflicht und in der Meinung von der Nothwendigkeit, ihr zu folgen, übereinstimmen; so nimmt die Privaterziehung, so frey sie auch ist, von selbst eine allgemeine Tendenz, nemlich die: alle Kinder zu guten, moralischen Menschen zu erziehen. Bindet die Bürger eine gemeinschaftliche moralische Religion zusammen; so enthält auch diese einen Grund, Einförmigkeit in die erste Erziehung zu bringen, und diese Einheit, welche aus der bloßen freyen Uebereinstimmung der Vernunft eines jeden, mit der Vernunft aller übrigen entspringt, ist weit besser als die, welche ein Gesetzgebungsystem erkünstelte. Jene erhält sich von selbst und ergreift immer mehr Individuen und mehr Nationen: diese kann nur durch Kunst eine kurze Zeit bey einem kleinen Volke erhalten werden, und trägt das Princip einer baldigen Auflösung und Zerstörung in sich.

Der Staat soll also die erste Bildung und Erziehung der Kinder den Eltern überlassen; nur auf den Fall, daß keine Eltern da sind, oder

dafs diese verhindert werden, die Erziehung zu übernehmen, müssen öffentliche Anstalten vorhanden seyn, welche die Stelle der Eltern vertreten, und diese Anstalten werden um so vollkommener eingerichtet seyn, je mehr sie sich der Idee einer häuslichen Erziehung nähern. Damit aber die Eltern selbst die gehörigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten erlangen, welche zu einer guten Erziehung nöthig sind, dazu ist nichts zweckmäßiger als gute Unterrichtsanstalten, worin alle Classen der Einwohner in ihrer Jugend einen für ihre Lebensart zweckmäßigen Unterricht erhalten können. Schulen und Lehranstalten müssen besonders so organisirt werden, dafs die, welche in der Folge Eltern werden können, gebildet, und die in den Schulen erlernten Grundsätze fortpflanzen und ausbreiten können. Die Schulen sind daher das Mittel, wodurch auf die häusliche Erziehung entfernter Weise gewirkt werden kann, wodurch nach und nach ihre Fehler verbessert und die Mängel ergänzt werden können. Die Schulen sind zugleich Erziehungsanstalten, indem sie den Eltern einen Theil der Erziehung abnehmen, und auf ihre Einrichtung mufs der Staat die grösste Aufmerksamkeit wenden.



## §. 148.

Moralisirung ist der letzte und absolute Zweck der Menschheit. Die Idee, daß jeder nach Pflicht und Gewissen in allen Verhältnissen des Lebens verfare, und daß er so viel gute Zwecke realisire, als es ihm in der Lage, in welcher er sich befindet, nur immer möglich ist, ist das höchste Ziel, was wir uns auf dieser irdischen Laufbahn denken können. Der Weg aber zur höchsten Staffel der Moralität zu gelangen, ist Cultivirung, d. h. zweckmäßige Ausbildung aller in den Menschen verborgen liegenden Fähigkeiten und Kräfte. Moralisch gut muß der Mensch durch seine eignen freyen Entschlüsse werden, und hierzu kann von außen und mit Gewalt unmittelbar nichts geschehen. Daß er aber diese Entschlüsse desto früher fassen und desto gewisser durchsetzen könne, dazu hilft eine geschickte und zweckmäßige Cultur. So sehr aber diese Cultur auch durch Privatkräfte befördert werden kann und muß; so wahr ist es doch auch, daß sie durch Hülfe allgemeiner Anstalten weit besser gedeihet und einen viel regelmässigeren und schnelleren Gang erhält, als wenn sie ganz dem Zufalle und der Privatwillkür überlassen bleibt. Und da an diesem Zwecke jedermann gelegen seyn muß; so gehört es auch zur Staatsfunction, sich dessel-

ben da anzunehmen, wo Privatkkräfte nicht hinreichend sind.

Nun haben zwar mehrere Staatsphilosophen der neuern Zeit behauptet, daß das Geschäft der Geistesbildung besser gelingen würde, wenn man es ganz der Freyheit der Privatpersonen überliesse, und wenn der Staat gar keine positiven Anstalten dafür träte. Allein dieses wird wenigstens in Ansehung der ersten Bildung der niedrigen und armen Volksklassen mit keinem vernünftigen Grunde unterstützt werden können. Denn wenn es auch wahr ist, daß wohlhabende und schon gebildete Leute die Nothwendigkeit empfinden, ihren Kindern eine gehörige Ausbildung geben zu lassen, und auch ohne alle öffentliche Unterstützung diesen Zweck zu erreichen suchen würden; so würde doch bey den gemeinen Volksklassen dieses gänzlich vernachlässiget werden. Der arme Mann sieht zwar wohl im allgemeinen ein, daß Geschicklichkeit und Wissenschaft etwas Gutes ist, aber er hat so sehr mit den Nothwendigkeiten des Lebens zu kämpfen, daß er darüber die Pflicht an den Unterricht seiner Kinder etwas zu wenden, sehr leicht vergißt, zumal da die wohlthätigen Folgen für ihn so spät erst nachkommen. Denn es gehört nicht allein ein hoher Grad von Reflexionskraft, sondern auch eine starke Tugend dazu, persönliche Auf-

opferungen zu machen, um dadurch spät eintretende Vortheile hervorzubringen, die ihrem größten Theile nach nur ändern zu Gute kommen. Dennoch muß es allgemeiner Willé feyn, daß jedermann im Volke einen gewissen Grad der Ausbildung erhalte, und daß diefer fo weit getrieben werde, als es unter den Umständen, unter welchen er lebt, möglich ift. Es muß der Gefellſchaft insbefondre daran gelegen feyn, daß der erſte Funke in jedem Menſchen geweckt werde, damit er, wenn er irgend ein erhabenes Talent antrifft, daſſelbe zur weitem Wirkſamkeit entflamme, und mit eigner Kraft die beſſere Gelegenheit, ſich weiter zu entwickeln, benutze.

In dieſer Hinficht ſowohl, als auch um jedem Menſchen wenigſtens die für das gemeine bürgerliche Leben nothwendige Ausbildung zu verſchaffen, haben ſelbſt diejenigen für die Errichtung öffentlicher Volkſchulen geſtimmt, welche ſich gegen die höheren Bildungsanſtalten des Staats erklärten. Ob es zweckmäſſig ſey, daß ſich der Staat dieſer letztern annehme, und welche Grundſätze dabey zu beobachten, wollen wir in der Folge unterſuchen. Aber man hat auch gefragt, ob der Staat überhaupt der Erweiterung der Verſtandeskraft freyen Spielraum verſtatten ſolle, ob es nicht der Klugheit gemäß ſey, die geiſtige

Ausbildung in gewissen Schranken positiver Begriffe zu halten? Denn das soll doch wohl die Frage bedeuten, die eine berühmte Academie sogar zur Preisfrage zu machen würdig gefunden hat: Ob es nützlich sey das Volk aufzuklären? Diese Frage gehört unstreitig vor das Forum der Staatspolizey. Die Maxime, das Volk in den Schranken seiner herkömmlichen alten Religionsbegriffe zu erhalten und schlechterdings nicht zuzugeben, daß sich dasselbe von dem alten Glauben an positive Sätze freymache, um sich zu allgemeinen Wahrheiten zu erheben, ist offenbar eine Maxime des Despotismus und widerspricht aller gefunden und vernünftigen Politik. Denn diese kann den Staat nur als ein Mittel, die freye Verstandesentwicklung zu befördern, betrachten.

In den gelehrten Streitigkeiten welche über diese Frage geführt worden sind, hat sich viel Wortstreit gemischt, und die Leidenschaften haben viel Bitterkeiten hineingebracht. Diejenigen, welche die Aufklärung vertheidigten, verstanden darunter die Entwicklung der vernünftigen Erkenntnisse, das Fortschreiten im Nachdenken über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit \*), das Losreißen von der

---

\*) Mendelssohn.

Unmündigkeit oder der bloßen Auctorität fremder Urtheile \*) — diejenigen, welche sie verwarfen, hatten ein gewaltfames Losreißen von nützlichen mit Irrthümern vermischten Wahrheiten im Sinne, um sich der Irreligiosität und Pflichtlosigkeit zu überlassen. Eine gänzliche Unterdrückung des Verstandes hat selbst kein Stattler, keine Eunomia, kein Sabbatier angerathen. Naturbeschreibung, Physik, Geschichte, Mathematik u. s. w. wollten die größten Obscuranten in ihren Fortschritten nicht beschränkt wissen. Die Fehde über Aufklärung beschränkt sich einzig auf diejenigen Wissenschaften und Kenntnisse, welche sich auf Religion und den Grund der Rechte und Pflichten beziehen. Im allgemeinen ist Aufklärung derjenige Zustand der Seele, in welchem sie sich von der Auctorität anderer losreißt, um über die moralischen und religiösen Verhältnisse selbst zu denken, und ein eigenes von aller Auctorität unabhängiges Urtheil darüber zu fällen. Ein solcher Zustand kann eine Zeit lang allerdings mit Gefahr verknüpft seyn. Denn wenn die Religion und Moral eines Volks mit abergläubischen Sätzen vermischt ist, so kann die Entdeckung der bisherigen Täuschungen in den Gemüthern großen Scha-

---

\*) Kant.

den anrichten, da der Verstand zwar vielleicht stark genug ist, um das Falsche zu begreifen, aber nicht fähig ist, sogleich diejenigen Wahrheiten an dessen Stelle zu setzen, welche die Tugend erhalten, die bisher durch den mit Wahrheit vermischten Aberglauben in Bewegung gesetzt wurde. Hieraus folgt allerdings, daß das Geschäft der Aufklärung, das Niederreißen des Aberglaubens, in wiefern er mit wahren moralischen Sätzen verwebt ist, mit Vorsicht und Klugheit betrieben werden müsse, nicht aber, daß der Staat das alte Religionsgebäude mit Gewalt aufrecht erhalten solle. Ueberdem ist auch selbst der Schade, den ein plötzliches Einreißen eines auf Aberglauben ruhenden Systems hervorbringt, bey weitem nicht so groß, als ihn einige zu schildern bemühet sind. Denn die sittlichen Ausschweifungen werden auch bey dem bestehenden Aberglauben begangen; es fehlen ihnen nur einige scheinbare Rechtfertigungsgründe.

Erkenntniß der Wahrheit muß stets der Zweck alles Unterrichts bleiben. Hierzu aber gehört Freyheit der Denkkraft. Aus einerley Gründen fällt der menschliche Geist auch einerley Urtheile, und da die Wahrheit nur eine ist; so müssen auch alle Menschen von selbst in ihren Urtheilen zusammenstimmen, wenn sie gleich alle unabhängig von einander urtheilen, sobald

zur ihr Geist so frey gemacht ist, daß er durch nichts als die Wahrheit geleitet wird. Aller Unterricht muß daher darauf hinausgehen, die Menschen zur Wahrheit zu führen, oder sie von dem loszumachen, was sie von dem Wege zur Wahrheit ableiten könnte, und wenn der Unterricht diese Tendenz hat; so ist sein Ziel: Aufklärung. Dieses wird aber um so eher erreicht, je frühzeitiger und je allgemeiner das Volk zum eignen Selbstdenken angehalten und gewöhnt wird. Der allgemeine Gegenstand, worüber alles Volk zuerst Unterricht erhalten muß, sind die Pflichten und Rechte der Menschen. Mit der wechselseitigen Beobachtung derselben hängt das allgemeine Wohl der Menschen zusammen. Dieses wird daher durch eine richtige und wahre Belehrung, die es bis zur eignen deutlichen und lebendigen Einsicht jener Pflichten und Rechte bringt, begründet, und muß das Hauptziel alles Volksunterrichtes seyn.

Diese Aufklärung hindern zu wollen, würde so boshaft als zweckwidrig seyn. Es ist unmöglich, den Menschen in eine bloße Maschine zu verwandeln, und es ist Verbrechen, es nur zu wollen. Es ist unmöglich, ihm seine Pflichten heilig machen und doch seine Rechte verbergen zu wollen. Denn der wahre Grund der ersteren ist auch der Grund der letztern;

der Mensch sieht seine Pflichten ein, sobald er seine Rechte erkennt, und wenn man die Pflichten an ein falsches Band geknüpft hat; so verlieren sie leicht ihre Wirksamkeit, sobald dieses zerrissen wird, welches früh oder spät immer geschieht.

Selbst eine deutliche Belehrung über die Rechte und Pflichten des Staats darf eine gerechte Regierung nicht scheuen. Das Volk wird um so weniger übertriebene Forderungen an seine Regenten machen, und seine Schritte um so billiger beurtheilen, je deutlichere Begriffe es von seinen schweren Verhältnissen hat. Nie kann die Aufklärung des Verstandes zu weit getrieben werden. Denn je weiter sich die Einsichten eines jeden Individuums erstrecken, desto mehr kann das ganze Volk ausrichten. Je weiter das Reich der Wahrheit ausgebreitet ist, desto leichter werden die sich einfindenden Irrthümer widerlegt und unschädlich gemacht, desto weniger können sie einen schädlichen Gemeingeist bilden. Kurz, eine gerechte und weise Regierung hat nie Ursache, den scharfen Blick eines durch sie glücklichen Volks zu scheuen. Ihr Princip muß seyn: „Den Fortschritten der Erkenntnisse nicht nur durchaus kein Hinderniß in den Weg zu legen, sondern dem Verstande alle Gelegenheit zu verschaffen, sich weiter auszubilden, und Niemanden zu



verwehren, diese Gelegenheiten zu benutzen."

Neben dem aber, was die Regierung für die Zwecke des Unterrichts und der Erziehung thut, muß allerdings der Privatwirksamkeit für diese Zwecke die größte und ausgedehnteste Freyheit verstattet werden. Ein Monopol für die öffentlichen Schulen, ein Zwang, sich ihrer ausschließlich zu bedienen, ist der rechtmässigen Freyheit der Einzelnen zuwider, und unnütz, wenn die Anstalten gut und besser als die Privat-institute sind, schädlich und ungerecht, wenn sie schlecht sind, und die Privatindustrie bessere erfindet. Nur da, wo der Staat verpflichtet ist, sich der Kinder gegen ungerechte und schlechte Eltern anzunehmen, kann er ein Recht haben, die letztern zu zwingen, die Kinder an dem Unterrichte Theil nehmen zu lassen.

#### §. 149.

Wie viel der Staat zur Errichtung und Erhaltung der Unterrichtsanstalten beytragen solle, kann in der That aus Begriffen gar nicht bestimmt werden, sondern muß nach der jedesmaligen Lage des Volks und der besondern Umstände beurtheilt werden. Wer aber auch diese Bildungsanstalten errichte; so ist doch klar, daß ein Volk sowohl für die verschiedenen Grade der Ausbildung, als auch für die

verschiedenen Arten der zu erlernenden Kenntnisse und Geschicklichkeiten verschiedene Anstalten haben müsse.

Die verschiedenen Grade der Schulen sind:

- 1) Gemeine Volksschulen auf Dörfern und in Städten;
- 2) Höhere Bürgerfschulen;
- 3) Gelehrte Schulen und höhere Bildungsanstalten.

In allen diesen Anstalten können theils allgemeine, theils verschiedene Arten von Erkenntnissen gelehrt werden.

§. 150.

1) Die Gegenstände des Unterrichts, welche für die gemeinen Volksschulen gehören, sind bald gefunden. Richtige moralische Begriffe von der Würde des Menschen und den Pflichten und Rechten, durch deutliche und auffallende Beyspiele geschärft, und eine Fertigkeit mit den allgemeinen Instrumenten der Ausbildung, d. h. Lesen und Schreiben umzugehen, so wie die Zahlenverhältnisse des gemeinen Lebens richtig zu beurtheilen und leicht zu finden, sind die Hauptgegenstände des Volksunterrichtes. An die Moral knüpft sich von selbst die Religion leicht an. Der Religionsunterricht ist fast in allen christlichen Volksschulen zu weitläufig und unzweckmäßig. Da fast alle Schulen in Europa zuerst von Geist-

lichen errichtet sind, so war die Religion fast der einzige Zweck, wozu die Schulen errichtet wurden; auf den Religionsunterricht wurde daher auch die meiste Zeit verwandt. Aber er bestand größtentheils in der Erlernung gewisser Glaubensformeln und gewisser metaphysischer Unterscheidungen, wovon das Volk nichts versteht, wofür es aber doch leicht mit Feuereifer erfüllt werden kann. Wenn man aber das ganze Formelwerk von dem religiösen Unterricht trennte, und sich bloß auf die moralisch religiösen Begriffe beschränkte, so würde man viel Zeit ersparen, und weit mehr auf das Herz und den Verstand wirken können.

Uebrigens müssen freylich die Volksschulen so eingerichtet werden, daß sie den Eltern nicht zur Last fallen. Armer Leuten Kinder müssen schon vom zwölften Jahre ihr Brot verdienen helfen. Die Schulzeit muß daher so eingerichtet werden, daß die Kräfte der Kinder nicht ganz für die Eltern verloren gehen. Immer bleibt es schwer für die ganz Armen einen zweckmäßigen Unterricht auszufinnen. Denn Brot ist nöthiger als Ausbildung des Verstandes. In dieser Hinsicht müssen alle Methoden willkommen seyn, die den allgemeinen Volksunterricht verbessern und zugleich abkürzen. — Bey den Volksschulen kömmt alles

darauf an, den Verstand der Kinder in solchen Kenntnissen zu üben, welche sie in ihrem künftigen Leben auch wirklich anwenden, und welche ihnen dereinst nützen können. Denn die künftige Lebensart der gemeinen Leute erlaubt es ihnen selten, ihre theoretische Ausbildung weiter zu treiben, als sie solche im ersten Jugendunterrichte empfangen. In dieser Hinsicht ist insbesondere ein Unterricht in den Lande s e t z e n , welche sich auf ihre dereinst wahrscheinlicher Weise zu ergreifende Lebensart beziehen, so wie auch ein allgemeiner diätetischer Unterricht sehr heilsam und nützlich.

Dafs der gemeine Unterricht sich auch nach den verschiedenen Ständen richten müsse, für welche er bestimmt ist, erhellet schon an sich. Dafs also Dorfkinder einen etwas andern Unterricht erhalten als Stadtkinder, ist allerdings zweckmäfsig. Für gemeine Bauerkinder ist es hinreichend, wenn sie aufser den allgemeinen Begriffen über ihre Pflichten, diejenigen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten erlangen, welche sie in den Stand setzen, ihren ländlichen Geschäften vorzustehen und welche sie durch die blofse Praxis nicht erlernen können, Rechnen, Lesen und Schreiben. Zwar wollen die neueren Pädagogen den Unterricht auf dem Lande noch viel weiter ausgedehnt wissen, und reden von Naturgeschichte,

vaterländischer Geschichte, Mathematik und wer weiß wovon sonst noch. Allein diese kennen die Lage der Dinge zu wenig. Die Kinder der gemeinen Dorfbewohner haben viel zu wenig Zeit, um viel davon auf den Schulunterricht zu verwenden. Das Landvolk ist überhaupt mehr zum Thun als zum Lernen und Grübeln bestimmt. Die mehresten vergeffen auch das Schreiben und Lesen wieder. Denn welche Gelegenheit findet eine Dorfmagd, ein Drescher, ein Tagelöhner u. s. w. das Lesen und Schreiben zu üben. Die Hauptabsicht bey dem Dorfunterrichte muß seyn, den Kopf der Landleute gegen Aberglauben und Vorurtheile zu verwahren, ihr eignes Nachdenken zu wecken und ihre sittlichen Begriffe auszubilden. Die Natur, so weit sie ihnen nützlich ist, lernen sie aus der Erfahrung kennen, und bedürfen dazu keiner methodischen Naturgeschichte. Ein geographischer Unterricht wird ihnen eben so wenig nothwendig seyn, obgleich ein roher Umriss von der Erde, von der Art, sie und ihre Theile abzubilden und zu zeichnen allerdings dazu gebraucht werden kann, ihre Aufmerksamkeit zu wecken; und wenn für das Landvolk irgend eine Erkenntniß als allgemein zu wünschen wäre, so wäre es wohl die Feldmessenkunst, die, wenn sie bloß empirisch gelehrt wird, auf sehr einfachen Regeln beruhet. Der-

gleichen dient zur Vollkommenheit, und es muß aus den individuellen Umständen bestimmt werden, wie viel davon realisiert werden kann.

In den gemeinen Stadtschulen ist Lesen und Schreiben noch ein größeres Bedürfnis, da fast alle Stadtkinder in ihrem künftigen Leben Gebrauch davon machen. Wenn die Lesebücher gut eingerichtet sind; so werden dadurch der Jugend eine Menge nützlicher Kenntnisse zur Ausbildung ihres Verstandes und Herzens beigebracht werden können. Aber auch in der Stadt darf der Unterricht für die gemeinsten Classen nicht allzuweit ausgedehnt und allzuviel Zeit darauf verwandt werden, da die Kinder der gemeinen Leute, sobald sich ihre Kräfte nur entwickeln, zur Arbeit angehalten werden müssen, um einen Theil ihres Unterhaltes zu verdienen.

Man ist in dieser Hinsicht schon längst darauf bedacht gewesen, mit den Unterrichtsschulen zugleich Arbeitsschulen zu verbinden, so daß die Kinder nicht nur frühzeitig zur Arbeit und zum Fleiße gewöhnt, sondern auch die Gesetzmäßigkeit, sich ihr Brot zu verdienen, desto früher erwerben möchten, und wenn die Kinder nicht durch übertriebene Anstrengung zu sehr angegriffen werden; so ist die Ausführung dieser Idee gewiß sehr nützlich.

*Jakobs Policygesetzgebung.*

T

Dergleichen Volksschulen würden, wenn der Staat sie nicht errichtete und organisirte, oder wenigstens ihre Errichtung unterstützte, schwerlich zu Stande kommen. Die armen Eltern würden für ihre Kinder so viel, als zu Bezahlung ihres Unterrichts nöthig ist, wenn gar kein öffentlicher Fond dazu vorhanden wäre, nicht ohne die grösste Mühe aufbringen können, und die es könnten, würden sich nicht alle freywillig entschliessen, etwas dazu herzugeben, oder sich doch für immer zu Beyträgen zu verbinden. Der Staat aber kann allgemeine Einrichtungen machen, von jedem proportionirliche Beyträge fordern und den Schulen einen festen Grund geben, wenn das, was Privatleute freywillig dazu hergegeben haben, nicht hinreicht. Er allein kann dergleichen Institute verewigen, und regelmäsig geschickte Lehrer für sie bilden, welches alles, nähme sich der Staat dessen nicht an, dem blossen Zufalle überlassen bleiben und nur höchstens unvollkommen ausgeführt werden würde, da die Urfachen, welche in den menschlichen Gemüthern liegen, Volksschulen und Volkslehrer freywillig zu bilden, bey weitem nicht stark genug sind, um das Bedürfnis derselben stets zu erfüllen.

§. 151.

2) In größern Städten muß eine gewisse Stufenfolge des Unterrichts vorhanden seyn. Die verschiedenen Grade der Ausbildung und des Reichthums der verschiedenen städtischen Stände, so wie die mannigfaltigen Lebensarten und Beschäftigungen, erfordern auch verschiedene Grade und Arten des Unterrichts.

Sonst wurde in Europa, was den Unterricht betraf, wenig Unterschied gemacht. Das ganze Volk zertheilte sich in dieser Hinsicht in Laien und Geistliche. Für die gemeinen Laien waren die gemeinen Volksschulen, und wer sich von ihnen über die gemeinen Classen erheben wollte, mußte an dem Unterrichte der Geistlichen, der einzigen Gelehrten jener Zeit, Theil nehmen. Wenn nun auch gleich dieser Unterricht eine gewisse Bildung verschaffte, so waren doch die Materialien, welche zur Formirung gebraucht wurden, ganz unbrauchbar für das Leben des jungen höheren Bürgers. Da die Schulen in Europa ihre Einrichtung Geistlichen verdanken, und alle gelehrten Kenntnisse in den alten Zeiten sich auf alte Sprachen und Theologie reducirten, so haben auch alle Schulen, die sich über die ganz gemeinen Volksschulen erheben sollten, diesen gelehrten-geistlichen Zuschnitt erhalten. Diese sogenannten Trivialschulen sind für unsere Zeiten ganz unpassend.



send und es ist ein guter Vorschlag sie in bessere Bürgerschulen umzuschmelzen.

Allgemeine geographische und historische Kenntnisse, Zeichnungskunst, Mathematik und neuere Sprachen können nicht allein zur Ausbildung des Verstandes eben so gut gebraucht werden, als die alten Sprachen, sondern sie bereiten zugleich den Menschen zu den Geschäften des Lebens vor, denen er sich der einst widmen soll. Mit Vergnügen bemerkt man, daß dergleichen Schulen in dem gebildeten Europa immer mehrere entstehen. Der Fehler, welchen man bey ihrer Einrichtung begangen, besteht vorzüglich in der Ueberhäufung der Gegenstände des Unterrichts und der Zerstücklung der Begriffe. Das Princip muß Gründlichkeit des Unterrichts seyn. Wer in wenig Fächern gründlich unterrichtet ist, kann sich die übrigen leicht selbst zu eigen machen. Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, muß also durch jenes Princip eingeschränkt werden.

Mit allen Bürgerschulen sollten zugleich Industrie- und Kunstschulen verbunden werden. Die Vollkommenheit der mehresten Handwerke hängt von einem gewissen Grade der Fertigkeit im Zeichnen, Rechnen und im Lösen einiger geometrischen Aufgaben ab. Der Unterricht darin ist daher allen bürgerlichen Ständen nützlich. Aber warum sollten nicht auch die ver-

schiedenen Gewerbskünste selbst, weit besser und in weit kürzerer Zeit, in dazu eingerichteten öffentlichen Schulen erlernt werden können? Daraus würden sich die Handwerke und Künste gewiss viel grössere Fortschritte zu versprechen haben, als wenn sie durch den blossen unvollkommenen Unterricht der Meister mechanisch fortgepflanzt werden.

Das Bedürfnis von dergleichen Einrichtungen wird zwar die Gesellschaft selbst lebhaft fühlen, wenn sie einen gewissen Grad der Ausbildung erreicht hat, und es wird dabey viel durch Privatkräfte geschehen können; aber wenn das Volk nicht einen sehr hohen Grad von allgemeinem Reichthum besitzt und in den Künsten selbst nicht schon sehr grosse Fortschritte gemacht hat, werden dergleichen Institute durch dasselbe allein schwerlich in bedeutender Anzahl zu Stande kommen. Wo aber der Staat mit Klugheit die Wünsche der Bürger unterstützt und den Privateifer einzelner Glieder und Gemeinden, mit allgemeinen Einrichtungen zu Hülfe kommt, da läßt sich ein weit schneller Fortgang dieser nützlichen Angelegenheit hoffen.

Wie wenig die Privatkräfte, sich selbst überlassen, in Ansehung der Bildungsanstalten hervorbringen; kann man an den Schulen für das weibliche Geschlecht deutlich sehen. Die

Regierungen haben sich der Bildung des weiblichen Geschlechts fast gar nicht angenommen; aber wo hat die Privatindustrie etwas Großes für sie zu Stande gebracht? Oder sollte wirklich das weibliche Geschlecht gar keine bessere Ausbildung verdienen, als es bisher erhalten hat? Zwar führt *Adam Smith* \*) die weibliche Erziehung als ein Muster der Vollkommenheit an, und leitet diese Vollkommenheit eben daher, daß der Staat sie den Eltern und Vervandten allein überlassen habe. Allein es ist nicht zu leugnen, daß die weibliche Bildung im Ganzen noch sehr unvollkommen ist. Da wo eine vollkommnere und mannigfaltigere Ausbildung Statt findet, da werden sich freylich auch mehr Fehler zeigen können, als wo man gar nichts oder wenig lehrt. Wo öffentliche Unterrichtsanstalten für Frauenzimmer sind, in welchen sie in den weiblichen Geschäften und in den schönen, für ihr Geschlecht passenden, Künsten unterrichtet werden, da ist die Cultur des weiblichen Geschlechts viel ausgebreiteter und vollkommner, als wo diese fehlen. Warum sollte es also nicht wünschenswerth seyn, daß der Staat die Ejurichtung solcher Institute befördern möchte?

---

\*) Nat. Reichth. Bd. III. 157. Ueberl. v. Garve.

§. 152.

3) Nichts ist gewisser, als daß die mannigfaltigen Erkenntnisse hauptsächlich durch die Bedürfnisse hervorgelockt werden, und daß die Menschen, sobald sie bemerken, daß sie ohne gewisse Erkenntnisse und Geschicklichkeiten ihr Fortkommen nicht finden, oder ihren Zweck nicht erreichen können, sich dieselben zu verschaffen suchen. Aber in den meisten Fällen sind die Schwierigkeiten, sich die Gelegenheiten zur Erlangung der bedürftigen Kenntnisse zu verschaffen, für einzelne Privatleute so groß, daß ihre eifrigsten Wünsche unbefriedigt bleiben müssen.

Ein Oekonom möchte gern die Kunst des Ackerbaues recht genau kennen lernen, um allerley Verbesserungen auf seinem Gute vorzunehmen. Allein er müßte weit und breit herumreisen, oder sich einen Lehrer verschaffen, den er nicht zu finden weiß, und der vielleicht gar nicht Lust hat, ihm Unterricht zu geben. Jemand sieht ein, wie nützlich es für ihn seyn würde, verschiedene Kunstgewerbe kennen zu lernen, allerley Maschinen zu sehen oder sie zu bauen; ein anderer möchte die Forstwissenschaft, das Bauwesen, die Bergwerkskunst erlernen; aber wie soll er es anfangen, wenn keine öffentlichen Anstalten dafür da sind? Und wie wollen sich die Hunderte oder die Tau-

fende, welche an verschiedenen Orten des Reichs leben, und gleiche Bedürfnisse haben, finden, wie können sie sich zu Gründung solcher Institute vereinigen, die ihre Wünsche befriedigen, und wie wollen sie ihnen Dauer verschaffen? — Kurz man freht, daß nur der Staat im Stande ist, dergleichen allgemeine Einrichtungen schnell, zweckmäßig und wohlfeil zu Stande zu bringen. Ihm muß daran gelegen seyn, daß alle Arten von Kenntnissen und Geschicklichkeiten, welche für das bürgerliche Leben nützlich werden können, im höchsten Grade ausgebildet werden. Und wenn er gleich mit Recht voraussetzen kann, daß das eigne Interesse der Lernenden diejenigen, welche schon einen höheren Grad der Cultur erreicht haben und dabey ein größeres Vermögen besitzen, zu größeren Aufopferungen bestimmen wird, als die niedrigen Volksklassen, wenn er also gleich dergleichen höhere Unterrichtsanstalten so errichtet, daß ihr Unterhalt größtentheils von denen abhängt, die sich ihrer bedienen; so ist es doch seine Sache, für ihr Daseyn und für ihre zweckmäßige Organisation zu sorgen.

Der Staat muß also öffentliche Gelegenheiten zur Erlangung aller Art von nützlichen Erkenntnissen in einem höheren Grade der Vollkommenheit eröffnen, als sie in den gemei-

nen Schulen erlernt werden können. Er hat nicht nur das Interesse mit allen Unterthanen gemein; daß er wünschen muß, es möchte sich die größte Mannigfaltigkeit nützlicher Wissenschaften im Reiche bilden; sondern er hat auch noch ein besonderes Interesse, indem er Beamte bedarf, von welchen er vollkommene, methodische und gelehrte Kenntnisse fodert. Ihre Bildung kann er daher nicht dem Zufalle überlassen. In beyden Hinsichten wird also nicht nur die öffentliche Einrichtung von Specialschulen, als Schulen für die gründliche Erlernung der Oekonomie, des Forstwesens, der Bergbaukunst, der Baukunst u. s. w. sehr wünschenswerth seyn; sondern der Staat muß auch für Errichtung gelehrter Bildungsanstalten sorgen, wo Lehrer, Geistliche, Rechtsgelehrte, Staatsmänner, Aerzte u. s. w. ihre vollkommene Ausbildung erhalten können.

Diese gelehrten Bildungsanstalten hat man bisher in zwey Classen getheilt. Die eine enthält die gelehrten Vorbereitungsschulen, unter dem Namen von Lyceen, Gymnasien, Pädagogien u. s. w.; die andere enthält diejenigen Institute, wo die gelehrte Ausbildung, so weit sie von dem mündlichen Unterricht abhängt, vollendet werden soll. Die zweckmäßige Einrichtung dieser Schulen, die Bestimmung ihrer Grenzen und der Unterrichtsmethode, ist ein

sehr wichtiger Gegenstand für die innere Staatsverwaltung.

Bey allem Schulunterricht muß es hauptsächlich auf eine formelle Ausbildung der Kräfte angelegt werden, d. h. es müssen die Verstandeskräfte geweckt und zur eignen Thätigkeit gestärkt werden, damit sie von selbst sich jeden Gegenstand zu eigen machen, und in allen Lagen selbstständig agiren können. Die Objecte des Schulunterrichts müssen daher zu diesem Zwecke erwählt und die Methode darnach eingerichtet werden. Bey den neuern Schulreformen hat man dieses oft vergessen; man hat zu schnell Weise aus den Schülern machen wollen, und daher verordnet, daß eine große Mannigfaltigkeit nützlicher Kenntnisse ihnen eingefropft werde. Diese große Mannigfaltigkeit der Gegenstände erstickt aber die eigne Denkkraft, statt sie zu wecken; das Gedächtnis wird mit einer großen Menge von Sätzen erfüllt, aber der Verstand lernt sie nicht begreifen. Es entsteht eine bloß oberflächliche Vielwisserey, die, indem sie die leichten Köpfe aufblähet, das gründliche Wissen vernichtet. Werden aber auf Schulen wenig Gegenstände gelehrt, aber solche, wodurch der Denkkraft, durch angestrenzte und mühsame Uebung, Selbstständigkeit und Energie gegeben wird, so erhält der Geist eine formelle Fähigkeit, eine

Gefchicklichkeit, auch alle andere Gegenstände mit eigener Kraft zu durchdringen. Die Sehn-  
sucht zum Denken wird dadurch in ihm ge-  
weckt, und mit Heißhunger ergreift er alles  
was seinem Verstande Nahrung geben kann, um  
es mit Gründlichkeit zu behandeln. In einem  
aufgeklärten Volke braucht einer nicht vieler-  
ley zu wissen. Wenn jeder einige wenige Ge-  
genstände nur gründlich kennt; so wird das  
Interesse der ganzen Gesellschaft viel besser be-  
fördert.

§. 153.

Universitäten sind Orte, wo Gelegen-  
heiten für jede Art der vollkommenen wissen-  
schaftlichen Ausbildung organisirt seyn sollen.  
In den neuern Zeiten haben sich einige Stim-  
men sehr gegen sie erhoben. *Adam Smith* schil-  
dert sie als zu kostbare und größtentheils un-  
zweckmäßige Lehranstalten, und in Deutsch-  
land haben ihm mehrere nachgesprochen. Man  
hat hier insonderheit seine Aufmerksamkeit auf  
die Ausschweifungen der Studierenden gerich-  
tet. Sie sind, hat man gesagt, den jetzigen  
Zeitumständen nicht mehr angemessen, sie sind  
bloß Afyle jugendlicher Thorheiten und Sitten-  
losigkeit, ja wirklicher Laster, und verfehlen  
als Unterrichtsanstalten fast ganz ihren Zweck,  
indem sie die mehrsten ihrer Zöglinge, ohne



die gehörige Bildung und Kenntnisse wieder von sich lassen.

Die meisten dieser Vorwürfe sind gegründet. Allein Mängel und Unvollkommenheiten sind keine Gründe die Anstalten selbst zu vernichten, sondern fodern nur zur Verbesserung auf. Ueber die schlechten Einrichtungen der englischen Universitäten ist nur eine Stimme, und da *Smith* allein diese vor Augen hatte, so wurde auch sein Urtheil hauptsächlich durch sie geleitet, und sein allgemeiner Grundsatz, daß der Staat sich beym Schutz der Rechte begnügen müsse, fand darin Unterstützung. Die Ansicht einiger deutschen Universitäten hätte ihn gewiß überzeugen müssen, daß Universitäten vollkommne Unterrichtsanstalten seyn können.

Wären gar keine Unterrichtsanstalten, wie *Smith* und einige andere es wollen, so müßte jeder selbst zusehen, wie er sich seine wissenschaftliche Ausbildung verschaffte. Wie lange würde es dauern, wenn man alles dem Zufalle überlassen wollte, ehe sich alle Classen von Gelehrten an einem Orte zusammenfänden, die zu einem vollkommnern und zusammenhängenden Unterricht nöthig sind, und wenn sie sich wirklich zusammengefunden hätten, würden sie auch alle Lust haben Unterricht zu ertheilen? würden sie auch stets zusammenbleiben? — Nur in den größten, reichsten, und bevölkertsten

Städten würden vielleicht mehrere Gelehrte zusammenzutreffen, die den academischen Unterricht ersetzen könnten; aber daß sie sich auch vereinigen sollten, die verschiedenen Wissenschaften in einer bestimmten, ineinandergreifenden Ordnung vorzutragen, daß die fehlenden Lehrfächer sich von selbst wieder besetzen sollten, daß auf diese Weise auch die Hilfsmittel des gelehrten Unterrichts, Bibliotheken, Naturaliencabinete, Instrumenten-, Modellsammlungen u. s. w. so vollkommen herbeygeschafft werden sollten, dieses anzunehmen, ist nicht der geringste Grund vorhanden.

Auch darf man nur die Geschichte darüber befragen, um den Ungrund der Behauptung zu finden, daß sich, ohne Staatsanstalten für den Unterricht, die Wissenschaften besser befänden. Man betrachte Griechenland, wo die Wissenschaften und die Cultur in der alten Welt am weitesten gediehen waren, und wo in der That der Staat sich wenig um den öffentlichen Unterricht bekümmerte. In wie enge Gränzen war aber dort die Cultur eingeschränkt, und wenn man die schönen Künste und die Beredsamkeit ausnimmt, zu deren Erlernung der Staat im höchsten Grade aufmunterte, in welchem armseligen Zustande befanden sich alle übrigen Wissenschaften! In der ganzen Naturlehre waren sie Kinder, und ihre so gerühmte

Philosophie, was war sie anders, als ein Gewebe armfelliger Spitzfindigkeiten, die der menschlichen Gesellschaft nicht den geringsten Nutzen stifteten, bis ihr *Socrates* eine etwas bessere Richtung gab? — Und bewirkte denn jene Freyheit etwa das, was *Smith*, *Mirabeau* und andere von ihr erwarten? daß nur gute und vortreffliche Lehrer am meisten gesucht und am besten bezahlt wurden? Keinesweges. Das fade Geschwätz der schreienden Sophisten zog damals so gut den größten Haufen der Zuhörer an, als jetzt noch die Marktschreier ihren Buden den größten Zulauf zu verschaffen wissen. Wer den meisten blauen Dunst machen konnte, erhielt die größte Bezahlung. Und welch einen geringen Umfang hatte jener Unterricht? Nur wenige Reiche konnten ihn benutzen, noch weniger benutzten ihn wirklich; der ganze Stamm des Volks blieb in dem Schlamm des Aberglaubens und in dem dicksten Nebel der Unwissenheit.

Dagegen betrachte man die Menge der Gelehrten und die Ausdehnung der Cultur in England, Deutschland, Frankreich, Italien, Holland u. s. w. seit der Zeit, wo Universitäten und gute Schulen in jenen Ländern errichtet sind. Viele tausend Jünglinge strömten jährlich zu diesen Musensitzen und holten sich Weisheit, die sie bey ihrer Heimkehr unter das übrige Volk vertheil-

ten. Mögen immerhin viele auf der Laufbahn der Univerſitäten verдорben ſeyn; die Reihe von groſſen Gelehrten und trefflichen Geſchäftsmännern hat die Welt hinlänglich für jenen Verluſt entſchädiget.

Wollte man, nach dem Vorſchlage einiger, die Ausbildung der Beamten an die Geſchäftsinſtitute ſelbſt binden und z. B. bey den Juſtizhöfen die Rechtsgelahrtheit, bey den Kammern die Staatswiſſenſchaften, bei den Predigern die Theologie lehren laſſen u. ſ. w., ſo würde dieſes ein höchſt unvollkommner Unterricht werden. Denn 1) ſelten taugt der practiſche Geſchäftsmann zum Lehrer. Der Unterricht erfordert Deutlichkeit in den Begriffen und die Gabe ſie ändern deutlich mitzutheilen; der Geſchäftsgang nur Fertigkeiten in der Anwendung; aber 2) wo ſollte der junge Gelehrte den Unterricht in den Nebenkenntniſſen finden? — Sollte dieſes Project nützlich realiſirt werden; ſo würde es viel koſtbarer werden und dennoch nicht ſo zweckmäſig ſeyn. Eine gleiche Schwierigkeit ſieht den ſogenannten Specialſchulen entgegen.

Auf der Univerſität kann ein Lehrer Hunderten und Taufenden zugleich nützen; und es können alle Hülfs- und Nebenkenntniſſe zugleich erlernt werden, und in dieſer Hinſicht ſind es unſtreitig die wohlfeilſten Anſtalten.

Man sollte wenig Universitäten im Lande errichten, aber diese ganz vollkommen mit allem ausstatten, was zur Erlernung aller Wissenschaften nöthig ist. Durch viele solcher Anstalten werden die Fonds zersplittert und es wird selten aus einer etwas großes.

Damit aber die Universitäten von ihren Fehlern frey würden und ihre Wirkungen besser hervorbrächten, müßte man sie mehr von ihrer zunftmäfsigen Einrichtung befreyen, den Lehrern alle Geschäfte abnehmen, die nicht auf die Gelehrsamkeit und den Unterricht Bezug haben, und auch das Handwerksmäßige bey dem Studiren abschaffen.

Diese zunftmäßige Einrichtung hat zwar zur Absicht, desto geschicktere Leute zu bilden, und desto sicherer zu seyn, daß die Aemter mit geschickten Männern besetzt werden; sie wirkt aber, wie fast überall, das Gegentheil. Jeder verklüst sich darauf, nach vollendeter gesetzlicher Universitätszeit, es sey durch seine Privatverbindungen oder nach dem gewöhnlichen Schlendrian ein Amt zu bekommen, wenn er gleich seine Zeit auf der Universität noch so schlecht zugebracht hat.

Wenn dagegen der Staat die Kenntnisse und Geschicklichkeiten genau bestimmte, die er von denen verlangt, welche in einem gewissen Amte angestellt seyn wollen, und wenn eine

scharfe Prüfung in diesen Kenntnissen und ein unparteiisches Urtheil über den Ausfall dieser Prüfung \*), die alleinige Bedingung der Zulassung wäre; so hätte der Staat gar nicht nöthig:

- 1) eine Studierzeit festzusetzen oder überall zu verordnen, daß jemand, der ein Amt sucht, sich die Geschicklichkeit dazu auf einer Universität erworben haben müsse. Diese werden freywillig besucht werden, wenn sie die wohlfeilsten und zweckmäßigsten Anstalten zur Erlernung jener Kenntnisse sind;
- 2) Würden die Studierenden besser auf ihren Zweck losarbeiten, wenn sie wüßten, daß alle Form nichts hülfte, sondern nur allein bewiesene Geschicklichkeit und Wissenschaft entschiede;
- 3) Die Universitäten würden dadurch von einer Menge unnützer Subjecte befreyet werden, und es würden sich nur solche auf denselben einfinden; welche wirklich lernbegierig wären. Denn die Väter und die Subjecte selbst wären überzeugt, daß es ihnen gar nichts hülfte, ob sie auf der Universität gewesen wären oder nicht.

---

\*) Man könnte die Prüfung und das Urtheil über den Ausfall der Prüfung verschiedenen Personen anvertrauen, so würden vielleicht die Prüfungen mit mehr Sorgfalt und die Urtheile unparteiischer gefällt werden.

In einem Staate, wo man noch gar keine gelehrten Kenntnisse zur Verwaltung der Staatsämter verlangt, werden Univerfitäten so lange wenig frequentirt werden, bis der Staat als Bedingung der Erlangung der Staatsbedienungen, solche Kenntnisse fodert, die am leichtesten und wohlfeilsten auf den Univerfitäten erlernt werden können.

Schulen und Univerfitäten errichtet der Staat hauptsächlich deshalb, um 1) den gemeinschaftlichen Zweck der in den Individuen liegt zu befördern, nemlich, die Kräfte der Nation auszubilden und jedem Gelegenheit zu verschaffen, seine Erkenntnisse zu erweitern, und zu vervollkommen, und 2) sich seine eignen geschickten Diener zu bilden. Auf diesen letzten Zweck muß daher auch die Einrichtung seiner Anstalten mit berechnet seyn. Denn neben der allgemeinen Ausbildung können immer noch Mittel vorhanden seyn, die Erwerbung nützlicher Kenntnisse von allerley Art zu erleichtern. Der Staat bedarf der Univerfitäten hauptsächlich zu diesem Zwecke und deshalb müssen sie demselben auch angepaßt werden.

Uebrigens sind die Lehranstalten für den Staat so wichtig und es gehören so eigenthümliche Einsichten dazu, daß dieser Zweig der Staatspolicey billig einem besondern Landescollegio anvertrauet werden muß, das die öf-

fentlichen Lehranstalten leitet und die Mittel anordnet, welche zur Vervollkommenung der Erkenntnisse nöthig sind. Ein solches Collegium muß aber durch die obersten Principien der Staatspolicey stets in Schranken gehalten werden, damit es nicht die Grenzen seiner Function überschreite. Denn so wie die Aerzte sehr geneigt sind, die öffentlichen Gesundheitsanstalten oft auf Kosten des Wohlstandes, der Freyheit, und anderer wichtiger Zwecke zu erweitern; so sind auch Schulmänner und Gelehrte oft geneigt, von dem Staate viel mehr für die Ausbreitung der Kenntnisse zu verlangen, als er zu thun berechtigt ist. Daher müssen sowohl Medicinal- als Oberschulcollegien von Staatsmännern dirigirt werden, welche zugleich die allgemeine Ansicht des Ganzen haben und die Grenzen eines jeden Zweiges der Staatsgewalt genau kennen.

§. 154.

Aber auch der allgemeine Zweck einer höheren Ausbildung der Menschheit überhaupt und die Erfindung aller möglichen Arten von nützlichen Kenntnissen, kann dem Staate nicht gleichgültig seyn, und es muß nicht nur nichts was darauf abzielt, erschwert werden, sondern der Staat muß auch diejenigen Beförderungs-

U 2



mittel einrichten, welche von Privatkraften nicht zu erwarten sind.

Anstalten, welche nichts als die Cultur der Wissenschaften überhaupt zum Zweck haben, sind daher allerdings eines grossen Staats würdige Institute. Die Erweiterung der Kenntnisse steht nicht bloß mit der Menschheit überhaupt, sondern auch selbst mit dem Nutzen des Staats in genauer Verbindung, und so hat der Staat ausser dem allgemeinen Interesse, noch ein besonderes, für ihre Cultur Sorge zu tragen. Auch ist es klar, daß der Staat viele dieser Anstalten besser errichten kann, als es je durch Privatkraften geschehen könnte. Freylich haben die Academien der Wissenschaften und Künste, welche die Idee ausführen sollten, nicht immer diesen Zweck erreicht. An vielen Orten hat man Befoldungen und Preise nur als Pfründen vertheilt, ohne sich darum zu bekümmern, ob viel für die Wissenschaften geschah. Indessen hat doch Mathematik, Physik und Astronomie sehr viel durch die Academien in London, Paris, Petersburg u. s. w. gewonnen. In solche Gesellschaften sollte billig Niemand aufgenommen werden, der sich nicht durch classische Werke einen berühmten Namen erworben hätte, und bevor ein Werk für classisch erklärt würde, sollte eine Zeit von mehreren Jahren vorbeylegen. Denn die Mode

schreit oft ein Werk um seiner Neuheit oder Paraderey willen für vortrefflich aus, das bey kalter Vernunft zur Verachtung herabfinkt. Das Honorar der Academiker sollte zugleich nach den Proportionen ihrer Arbeit bestimmt seyn.

Insbefondere sollten diejenigen Wissenschaften auf Academiën gepflegt werden, welche nur durch die Bearbeitung mehrerer, zu einer Einheit verbundenen Gelehrten, Fortschritte machen können. Eben so verdienen solche Wissenschaften einiger Pflege, wovon der Nutzen noch ungewiss, oder doch sehr spät eintreten dürfte. Denn dergleichen Kenntnisse finden bey dem Publico selten Belohnung und dennoch ist es gut, sie zu cultiviren. Denn man kann doch nicht wissen, ob nicht zuletzt ein Nutzen für die Gesellschaft daraus entspringt, wie die Speculationen der Astronomie und andere.

Die schönen und die mechanischen Künste, verdienen gleichfalls in einer besondern Academie cultivirt zu werden. Auch würde es grossen Nutzen schaffen, wenn diejenigen Kenntnisse, welche ohne mancherley, oft kostspielige Versuche nicht gedeihen können, vom Staate dadurch unterstützt würden, daß er eine gewisse Summe zu jährlichen Versuchen aussetzte. Auf diese Weise könnten Experimentalschulen

für die Oekonomie — Anatomie, Zoologie, Chemie, Physik u. f. w. angelegt werden. Eine einzige allgemein nützliche Entdeckung, welche dadurch veranlaßt wird, ersetzt den Aufwand für dergleichen Anstalten auf Jahrhunderte.

Bibliotheken, Naturaliencabinete für alle drey Reiche der Natur, Sammlungen von mathematischen und physikalischen Instrumenten, Maschienen- und Modellkammern, Gemäldegalerien, Sammlungen von Münzen, Gemmen, Antiquitäten und alles dessen, was zu wissen für Menschen interessant seyn kann — Alle diese Sammlungen müssen so angelegt werden, daß sie die Resultate des menschlichen Geistes der Kunst und Geschicklichkeit aus vielen Jahrhunderten darstellen — und diese werden am sichersten und besten von der ganzen Gesellschaft oder dem Staate angelegt und vermehrt.

#### §. 155.

Das fruchtbarste Mittel, den Gedanken einen weiten Umlauf zu verschaffen, unter das ganze Volk nützliche Ideen zu verbreiten, und den Verstand über allerley Gegenstände aufzuklären, ist unstreitig die Druckerpresse. Zwar können durch Schriften auch eben so Irrthümer und schädliche Vorstellungen verbreitet werden; allein dieses Böse kommt gegen das

viele Gute, was durch Bücher gestiftet wird, und gestiftet werden kann, in keinen Vergleich. Ueberdem hat der Verstand des Menschen ein natürliches Streben nach Wahrheit. Wo daher kein Hinderniß in den Weg tritt, werden die Irrthümer bald widerlegt und die bösen Grundsätze in ihrer Schlechtheit dargestellt werden. Untersuchung und Widerlegung sind die einzigen Mittel, den Irrthümern entgegenzuwirken, und der Weg zur Wahrheit geht häufig nur durch Irrthümer.

So wie aber die Staatspolicey überhaupt dahin sehen muß: daß weder die öffentliche Ruhe gestört, noch den allgemeinen moralischen Gütern, Sitten und Religion öffentlich Hohn gesprochen, oder einzelne und ganze Gesellschaften beleidiget werden; so kann natürlicher Weise diese Freyheit am wenigsten Schriften verstattet werden, da die nachtheiligen Wirkungen davon viel ausgedehnter und vielfacher sind, als was durch bloße Reden geschehen kann.

Es gehört vor das Forum der Criminalgesetzgebung, zu bestimmen, welche Güter unantastbar sind; und welche Strafen diejenigen treffen sollen, welche andere durch Schriften beleidigen. Es würde aber ein Fehler der Criminalgesetzgebung seyn, wenn sie irgend eine Wahrheit mit unter die gemeinfamen Güter aufnehmen wollte, die nicht ohne Bestrafung ver-

letzt werden soll. Denn da jede Wahrheit bloß aus Gründen erkannt und nie befohlen werden kann; so muß die Erforschung derselben bloß und allein den freyen Untersuchungen überlassen werden. Das Gegentheil von dem zu behaupten, was ein anderer für wahr hält, kann nie eine Beleidigung seyn. Wenn aber jemand bey dem gelehrten Streit es darauf anlegt, die Person des andern lächerlich oder verächtlich zu machen, wenn er dabey Personen beschimpft oder verspottet, wenn er zu pflichtwidrigen Handlungen öffentlich aufmuntert, oder von der Pflicht andere öffentlich abwendig machen will; so sind dieses Vergehungen, welche Ahndung verdienen.

Die Policey soll einerseits verhüten, daß durch die Presse die Güter der Gesellschaft und der Einzelnen nicht auf eine unerlaubte Art angegriffen werden, andererseits aber soll sie auch bewirken, daß der Communication der Gedanken nicht nur kein Hinderniß in den Weg trete, sondern, daß sie auch möglichst befördert werde.

In letzterer Hinsicht muß der Umlauf der Bücher, Brochüren und Blätter möglichst erleichtert werden. Wenn Drucker alles drucken dürfen, was ihnen angeboten wird, und was sie vor den Gesetzen zu verantworten glauben, wenn der Buchhandel vollkommne Freyheit ge-

niefst, wenn die Posten als Mittel gebraucht werden, den Transport und den Debit der Zeitungen und Tagesblätter zu befördern, wenn man den Lesegefellschaften und Bächerverleihern keine Hindernisse in den Weg legt; so wird unstreitig der erste Zweck am besten erreicht werden. Die Vortheile einer solchen Freyheit sind unendlich, und die Uebel nicht groß. Irrthümer werden auf diese Weise schnell widerlegt: selbst Beleidigungen, die durch den Druck bekannt gemacht werden, können dem Beleidigten keinen großen Schaden thun, da, wenn sie einen schlechten Charakter verrathen, der Beleidiger sich selbst der öffentlichen Verachtung preis stellt, und wo dieses auch nicht ist, der Beleidigte sich doch auf eben so öffentliche Art vertheidigen kann. Das Publikum ist in der Regel ein sehr gerechter Richter.

Um die Uebel der Presse zu verhindern, wird am häufigsten die Censur gebraucht, d. h. die Einrichtung, daß alles, was durch die Presse bekannt gemacht werden soll, oder aus der Fremde an Büchern und Kupferstichen ins Land gebracht wird, erst von einem dazu bestimmten Staatsbeamten durchgesehen werden soll, ob es etwas gegen die Censurgesetze enthalte. Das Recht im Allgemeinen zu einer solchen Mafsregel hat man umsonst bestritten; aber die Frage: ob die Censur mit den Wirkun-

gen, die sie hervorbringt, in Proportion stehe, ob nicht die mit ihr verbundenen Uebel viel größer sind, als die Vortheile, welche daraus entspringen, und ob nicht die Vortheile größtentheils auf eine viel leichtere, weniger Zeit, Kosten und Hindernisse der unschädlichen und nützlichen Publicität verursachende Art, erreicht werden könnten? — Dieses verdient allerdings eine genauere Untersuchung.

1) Niemand hält es für nothwendig, die Reden eines Menschen einer Censur zu unterwerfen, weil es möglich ist, daß dadurch jemand beleidigt werden könnte. Man gesteht allgemein ein, daß man jedem überlassen müsse, zu sagen was er will, und daß Beleidigungen durch Reden durch andere Mittel, als durch allgemeine Strafgesetze zuvorzukommen, unmöglich ist. Schrift ist nichts anders, als gedruckte Rede. Ist es nun nicht seltsam, hundert Millionen unschuldige Wörter einer Censur zu unterwerfen, damit sich nicht ein beleidigendes oder gesetzwidriges Wort darunter einschleiche?

2) Alle Mittel, die eine zu große Zurüstung erfordern, zu viel überflüssige Mühe und Arbeit nöthig machen, um ein geringes Uebel zu verhindern, taugen nichts. Man erwäge aber einmal das Censurgeschäft: Hunderttausend Bogen, die ohngefähr jährlich in Deutschland

im Druck erscheinen, sollen durchgelesen werden, damit nicht hundert Bogen verbotene Waare mit unterlaufen. Alle die Verfasser, welche unschuldige, nützliche Gedanken verbreiten, sollen sich gefallen lassen, damit sich nicht einige Taugenichtse unter sie mischen, unschuldige Werke visitiren zu lassen! Bücher, welche die Unschuld an der Stirn tragen, Logarithmentafeln, Naturgeschichte, Physik, Chemie müssen die Visitatoren auf den Grenzen visitiren; alles muß genau durchgelesen, in Catalogen gebracht, einem Gericht überliefert werden; alles was im Lande gedruckt wird, muß der Cenfor durchlesen! — Welcher Zeitverlust, welcher unnütze Aufenthalt des Drucks, des Umlaufs, welche vergebliche Kosten! — Und das alles wozu? Um einigen Scharteken den Umlauf zu verwehren. Verdienen diese wohl eine solche Zurüstung? —

3) Ich habe bisher vorausgesetzt, daß die Censur wirklich den schriftstellerischen Unfug hindern könne, und daß sie selbst nicht zugleich nützliche Werke unterdrücke oder ihnen den Umlauf erschwere. Aber kann man dieses wirklich voraussetzen? Ist ein Land nicht isolirt, sondern steht es in leichter Communication mit andern Ländern; so wird es die Einführung verbotener Schriften so wenig verhindern können, als andere verbotene Waaren. Das Ver-



botene wird die Neugier reitzen, und verrathen die Censurgesetze Furchtsamkeit, verbannen sie Schriften, deren Inhalt ein grosser Theil der Einwohner für unschädlich oder gar für nützlich und wahr hält; so wird die Censur verhasst und auf tausend Wegen hintergangen werden, und das Publicum wird die Schriftsteller, welche verbotene Werke schreiben, so wie die, welche sie debittiren, in Schutz nehmen. Die Wirkungen davon kann keine Policey verhindern, wo es ein grosses leselustiges Publicum gibt. Aber die Censur wird auch leicht das Erscheinen vieler nützlicher Werke verhindern. Ist sie genau, so ist sie zugleich langsam, und Werke, die einen schleunigen Umlauf fodern, werden dadurch fast unmöglich. Viele gute Köpfe fürchten die Willkührlichkeit der Censoren, die nirgends fehlt, wo strenge Censur ist, und schreiben aus Verdruss gar nichts. Wer mag sich gern mit den Censoren herumzanken, Proceffe mit ihnen führen und sich das Leben verbittern?

Zwar wird man einwenden, dass in Sachsen, Preussen u. s. w. eine grosse Menge von Büchern geschrieben, und dass ihr Umlauf nicht im mindesten gehindert werde, ohnerachtet in diesen Ländern Censur Statt findet, dass also wohl die Censur so eingerichtet werden könne,

daß sie unschädlich werde, wie das Beyspiel dieser Länder beweise.

Allein ich behaupte, daß in jenen Ländern die Censur nur in soweit nicht geschadet hat, als sie eine schlechte oder gar keine Censur war. Denn erstlich achtet man auf den Inhalt der, aus der Fremde eingeführten Bücher gar nicht, sondern verstattet ihnen, so wie allen Zeitungen, Journalen und Tagesblättern, ganz freyen und ungehinderten Umlauf, und die Censur hat damit nichts zu thun; zweitens wird selbst die Censur im Lande mehr als eine Revenue für einige Professoren oder Räthe, als eine wichtige Sache für den Staat betrachtet. Die Drucker liefern ihre Manuscripte ein, und erhalten sie größtentheils ungelesen, mit dem Imprimatur zurück, wenn die Censurgebühren bezahlt werden. Von einzelnen willkürlichen Censurbedrückungen sind übrigens auch in diesen Ländern Beyspiele genug bekannt. Daß sie aber den Druck vieler Schriften gehindert hätten, da es so viele Wege gibt, ein Buch ins Publicum zu bringen, wenn der eine nicht gelingen will, läßt sich nicht wohl denken.

Es scheint mir daher weit zweckmäßiger zu seyn, die Censur als eine unnütze Beschränkung der unschuldigen Freyheit vieler, gänzlich abzuschaffen und als Staatsgrundsatz festzusetzen.

zen: daß allen Büchern und publicirten Blättern ein freyer und vollkommener Umlauf gestattet werden solle, unter der Bedingung, daß irgend eine Person den Inhalt der Schrift vor dem Richter zu vertreten, übernimmt. Es muß daher verordnet seyn: 1) daß jeder Buchdrucker, Kupferstecher u. s. w. für den Inhalt dessen, was er druckt, sticht u. s. w. verantwortlich ist; wenn er den Verfasser nicht als einen inländischen, den Landesgesetzen unterworfenen Mann namhaft machen kann, oder wenn nicht ein anderer im Lande anständiger Mann die Bürgschaft für ihn übernommen hat; 2) Jeder, der mit Büchern handelt, oder sie durch Verleihen u. s. w. in Umlauf bringt, ist dafür verantwortlich, daß die Bücher, welche er in Circulation setzt, keine gesetzwidrige Schriften sind; und daher muß jeder, der mit Büchern Commerz treiben will, sich zu diesem Gewerbe öffentlich bekennen oder dazu einschreiben lassen; 3) Jeder Verfasser bleibt für das, was er schreibt, auf alle Fälle verantwortlich, und im Fall der Verfasser nicht bekannt ist, der Drucker, Verleger, Händler und Verleiher.

Wollte man die Aengstlichkeit der letztern Personen vermindern; so dürfte man nur eine freye Censur, ich meine ein solches Forum.

verordnen, dem ein jeder eine Schrift zur Beurtheilung vorlegen, and von ihm Entscheidung erhalten könnte, ob sie gesetzwidrig sey oder nicht.

Uebrigens würde es allerdings nothwendig seyn, die Policy so zu organisiren, das jedes öffentliche Blatt, das zum Aufruhr ermuntert oder auf eine offenbare Zerstörung der guten Sitten hinarbeitet oder die moralische Seite der Religion dem Spotte preis gibt, oder überhaupt etwas das öffentlich ist, unanständig und beleidigend behandelt, bald entdeckt, und der Urheber davon gesetzlich bestraft werde. Eben so muß sie auch Gesellschaften und Privatpersonen prompten Beystand gegen beleidigende Angriffe in öffentlichen Blättern, Kupferstichen u. s. w. leisten, so wie es die besondern Gesetze, welche die Ehre der Unterthanen in Schutz nehmen, verordnen (§. 132.).

Eine solche Einrichtung würde allen Nutzen hervorbringen, den eine Censur haben kann, und alle Uebel vermeiden, die mit der Censur verbunden sind.

Allein es gibt einige, welche nicht damit zufrieden sind, das der Staat die Beleidigungen verhindere, welche aus Druckschriften entspringen können: sie wollen auch, das er die Litteratur regieren und ihrem Zwecke zuführen solle. Es soll durch die Policy der Vielschrei-

bercy entgegengearbeitet werden, und man will zu diesem Behuf die Buchhandlungen und Lesebibliotheken einschränken; durch sie soll der Buchhandel verbessert werden, und wer weiß was noch alles mehr. Aber offenbar wird dadurch die Grenze der Policeygewalt überschritten. Nie kann sie sich anmaßen, den Einwohnern ihre Genüsse zu verwehren, sobald deren Befriedigung Niemanden beleidiget. Wenn also eine ausgebreitete Lectüre Bedürfnis wird, warum will man die Mittel erschweren, dieses Bedürfnis zu befriedigen? Wie viel also Lese-gesellschaften entstehen, und ob diese zweckmäßige Bücher enthalten oder nicht, geht der Staatsgewalt nichts an; genug wenn sie keine gesetzwidrigen Bücher verbreiten; die Gesetze können aber nur verbrecherische Schriften, nicht die schlechten verbieten. Es ist daher thöricht, wenn man dem Staate zumuthen will, er solle auch auf den Inhalt der Volkschriften wachen, und zusehen, daß nichts Unnützes oder Schädliches verbreitet werde. Solchem Uebeln müssen die Lehrer durch Unterricht entgegenarbeiten. Nie kann jemand in die Maxime stimmen, daß der Staat solle beurtheilen können, was nützlich oder schädlich für jemanden sey. Eine solche Vormundschaft würde in die größte Tyranney übergehen.

Ueberhaupt, aber muß der Staat weit mehr darauf sehen, daß keine Privatperson durch öffentliche Schriften beleidiget, als daß das, was öffentlich ist, nicht angetastet werde. Die Privatperson ist dem Publico nicht bekannt, die Stimme des Beleidigers, die so weit erschallt, findet keine Widerleger und Berichtiger; die Wirkungen einer öffentlichen Beleidigung einer Privatperson ist daher um so größer und empfindlicher, je weniger sie einen öffentlichen Charakter hat. Alles aber was öffentlich ist, ist vielen bekannt und hat ein allgemeineres Interesse. Wird daher etwas Falsches, etwas mit dem bekannten Charakter nicht übereinstimmendes öffentlich bekannt gemacht, so sind sogleich tausend Zungen und Federn bereit, es zu widerlegen, und dergleichen Verleumdungen und falsche Beschuldigungen haben daher selten nachtheilige Folgen. Daher ist nichts kleinlicher, als wenn sich der Staat oder öffentliche Personen vor Zeitungsblättern fürchten. Eine Regierung sollte allemal diejenigen ihrer Diener für verdächtig halten, welche die Publicität und Freymüthigkeit in den öffentlichen Blättern unterdrücken, und diese einer rigourensen Censur unterwerfen wollen. Die kleinen Inconvenienzen, welche mit der Freyheit über alles was öffentlich geschieht, freymüthig zu urtheilen, verbunden sind, werden durch die

*Jakobs Policygesetzgebung.*

X

großen Vortheile so unendlich übertroffen, daß eine Regierung in der That ihr Hauptwerkzeug weggibt, sich eine wahre Erkenntniß ihres Volks zu verschaffen, wenn sie Publicität der Urtheile über das Oeffentliche unterdrückt oder in zu enge Schranken einschließt.

Wo es erlaubt ist, über alles Oeffentliche seine Meinung zu sagen, da werden: 1) die Mängel der Staatsverfassung und der Gesetze ins hellste Licht gesetzt, da geschehen die mehresten Vorschläge diesen Mängeln abzuhelpen, da wird es auch am leichtesten seyn den Staat zu vervollkommen; 2) da wird niemand Unterschleife machen können, kein Richter u. s. w. wird bestochen werden, kein öffentlicher Beamter wird seine Pflicht vernachlässigen dürfen, ohne daß er fürchten muß, seine Handlungen in den Zeitungen zu lesen, und zur Verantwortung gezogen zu werden. — Da jeder für seine Schrift verantwortlich bleibt, und allen Beamten stets der rechtliche Regress gegen öffentliche Anklage offen erhalten, und ihnen schnelle, starke und unbezahlte Hülfe dagegen geleistet werden muß; so ist nicht zu fürchten, daß die Verleumdung gegen sie wird eine starke Rolle spielen können.

§. 156.

Aber auch alle übrigen Arten der Mittheilung der Begriffe wird der Staat begünstigen müssen, da von derselben nicht allein die Aufklärung des Verstandes, sondern auch die Vollkommenheit der Gewerbe, des Handels, des Geldumlaufes u. f. w. abhängt, alles dieses aber mit der Cultur des Volks in der innigsten Verbindung steht. Es müssen daher 1) gesellschaftlichen Versammlungen, Clubs u. f. w. keine Hindernisse in den Weg gelegt werden. Denn sie sind Mittel der geselligen Reibung und Abschleifung. 2) Die Correspondenz muß möglichst erleichtert werden. Es ist nicht genug, daß man die Briefe als Heiligthum ansieht, die Niemand erbrechen oder unterschlagen darf, sondern der Staat darf auch den Briefwechsel nicht durch starkes Porto u. f. w. erschweren. Je stärker das Porto ist, desto weniger werden Briefe geschrieben, desto eher kann die Mittheilung nützlicher Gedanken unterbleiben. Durch einen verhinderten Brief kann der Staat oft mehr verlieren, als ihm der Gewinn eines hohen Postporto's vieler Jahre einbringt. 3) Er muß nicht hindern, daß die Bürger in fremde Länder reisen und Fremde sein Land besuchen. Nichts ist fähiger verjährte Vorurtheile auszurotten, die eingeschränkte Denkungsart zu erweitern und nützliche Kenntnisse einzuführen,



als der Umgang mit fremden Völkern. Wo also nicht etwa ein höherer Zweck eine Sperrung nothwendig macht, da müssen die Grenzen für das Hin- und Herreisen stets offen bleiben, und die etwa nöthigen Erkundigungen über die Ein- oder Auswandernden müssen so eingerichtet werden, daß sie das Hin- und Herströmen unschuldiger Leute auf keine Weise hindern.

~~~~~

Sechster Abschnitt.

*Von der Vorsoorge für öffentliche Bequemlichkeit und Vergnügungen.*

§. 157.

Bequemlichkeit und Vergnügen sucht jeder Mensch, und in wie weit beyde Zwecke sich ein jeder selbst bewirken kann, hat sich der Staat nicht um sie zu bekümmern. Es gibt aber Bequemlichkeiten, woran jeder Theil nimmt, Vergnügungen, welche die ganze Gesellschaft genießt, und die ein einzelner nicht zu Stande bringen kann, wozu auch die Menschen sich schwer freywillig vereinigen, ob sie gleich alle eine solche Vereinigung wünschen. In diesem Falle ist es Sache des Staats, sich dieser Zwecke anzunehmen.

§. 158.

Die öffentliche Bequemlichkeit besteht in solchen Einrichtungen, wodurch ein jeder seine mit andern gemeinsamen Zwecke mit größerer Leichtigkeit erreichen kann, als es ohne jene Einrichtungen möglich gewesen wäre. Es gehören dahin alle Anstalten und Zubereitungen auf der Oberfläche eines Landes, welche den Einwohnern in ihren Gewerben und Nahrungsarten Erleichterung verschaffen, alle Einrichtungen, welche den Commerz, der allen nützlich ist, befördern, und welche durch isolirte Privatkräfte gar nicht, oder doch nicht so vollkommen, oder viel später zu Stande kommen würden.

Hierher gehört unstreitig

- 1) Die Einrichtung guter Landstraßen und Wege. Alle Gewerbe und alle Unterthanen fühlen den Nachtheil, wenn die Wege schlecht sind. Die Reisen werden dadurch langsamer und kostbarer, die Waarentransporte theurer und oft unmöglich. Alles dieses wirkt dahin, die Genüsse zu erschweren und den Wachsthum des Wohlstandes aufzuhalten. Hierbey ist also in der That jeder interessirt. Dennoch werden die Wege schwerlich in Stand gebracht werden, wenn man alles der Privatwillkür überläßt. Denn da jeder denselben

Weg nur wenig benutzt, oder der, welcher ihn öfter benutzt, doch ihn nicht allein gebraucht; so würden immer einige für vieler Nutzen etwas thun müssen, und darauf ist nicht zu rechnen. Daher muß der Staat Anordnungen treffen, wie dieses geschehen könne, und wie ein jeder seinen Theil zur Errichtung und Erhaltung dieser Anstalten beytragen müsse. Oft geschieht in einem Lande bloß deshalb nichts, weil man nicht genug thun zu können glaubt. Weil man nicht Kräfte genug hat, durchgängig Chaussees zu bauen, so bessert man auch die schlechten Stellen nicht aus. Oft sind Chaussees überflüssige Prunkanstalten. Wo das Fuhrwerk nicht allzu häufig ist, da lassen sich gute Wege mit viel geringern Kosten erhalten. Zu den Mitteln des bequemen Fortkommens gehören auch Brücken, Fähren, Canäle, Schiffbarmachung der Flüsse, Wegezeiger, Meilen Säulen, Leuchtthürme u. s. w.

Vorzüglich aber muß die Einrichtung eines guten Postwesens hieher gerechnet werden, eine der schönsten Erfindungen der neuern Zeiten. Die Posten erleichtern das Fortkommen der Personen und Sachen, und befördern durch die schnelle Correspondenz, welche durch sie möglich wird, das Commerzwesen ganz außeror-

dentlich. Um so mehr müssen sie diesem Zwecke immer mehr und mehr angepaßt werden, und wenn man sie zu einer Finanzquelle macht, so sollte wenigstens dabey der Hauptzweck der Posten nicht vernachlässiget werden. Wie trefflich würde es seyn, wenn die Posten sämmtlich nicht bloß für die Personen, sondern auch für die Sachen bedeckt wären, wenn die Zeit des Ankommens und Abganges besser gehalten werden müßten u. f. w.

Ob alle diese Anstalten durch den Staat unmittelbar oder durch Privatleute ausgeführt werden sollen, hängt von andern Urtheilen ab. Genug, wenn der Staat die Anordnungen dafür macht.

- 2) Alle Oerter, wo mehrere Menschen in einem engen Raume beysammen leben, Städte und Dörfer haben ebenfalls eine Menge öffentlicher Bequemlichkeiten nöthig, welche von der Policey angeordnet werden müssen. Gutes Pflaster, besonders Trottoirs für die Fußgänger, gute Beleuchtung zur Nachtzeit, Reinlichkeit in und außer den Häusern, Entfernung aller Gewerbe, die üble Gerüche verbreiten u. f. w. sind in großen Städten für die Sicherheit und Gesundheit eben so wichtige Sachen als für die Bequemlichkeit. In kleineren Städten und Dörfern läßt sich alles

dieſes noch mit leichteren Koſten erreichen. An allen Orten wird aber gefordert; daß die Wege zu jeder Zeit gangbar ſind, daß nichts geduldet werde, wodurch jemand leicht Schaden nehmen kann. Eine eben ſo ſorgfältige Beachtung verdient die Anlage der Brunnen, Ciſternen und Waſſerleitungen, die Einrichtung guter Uhren — öffentlicher Wächter, Sorge für gute Gaſthöfe und Taxe in denſelben. Einrichtung der Märkte, Miethkutfchen, Sänften, Lohnlakeien u. ſ. w. alles dieſes ſind Punkte, welche in einer ſpeciellen Stadtpolicey, nach den allgemeinen Principien der Staatspolicey zu beſtimmen ſind. Das Local muß hier den näheren Inhalt der Vorſchriften an die Hand geben.

#### §. 159.

Warum ſollte aber nicht auch das Vergnügen der Einwohner ein öffentlicher Zweck ſeyn können? Vergnügen iſt das allgemeine Streben der lebendigen Natur. Der mäßige Genuß deſſelben macht die Seele heiter und ſtählt die körperlichen Kräfte; der Menſch wird bey vergnügtem Gemüth gefelliger und zu allen Arten der Arbeiten aufgelegter und geſchickter; Gründe genug, weſſhalb der Staat nicht nur den Privatvergnügungen, in wie weit ſie nicht ſich als

Lafter ankündigen, freyen Spielraum gestatten muß, sondern wesshalb das Vergnügen auch zum öffentlichen Zwecke erhoben werden kann, sobald es ein Vergnügen für die ganze Gesellschaft ist, und ohne vereinte Kraft nicht zu Stande gebracht werden kann.

Dass die Oberfläche der Erde ein heiteres und zugleich regelmässiges Ansehen erhalte, dass Bäume und Gebüsche das Auge des Reisenden ergötzen und den müden Wanderer erquickten, dass die Wege nach der Schnur geführt, mit Alleen, Sitzen und freundlichen Wegzeigern versehen werden; dass dahin gesehen werde, dass alle öffentliche Gegenstände angenehm ins Auge fallen, und der Geschmack in den Anlagen des Staats nicht beleidiget werde, dieses alles stimmt mit dem Staatszwecke aufs beste zusammen. Allein es gibt hierüber keine detaillirten Anweisungen in der Policeygesetzgebung. Nur das allgemeine Princip kann hier angedeutet werden. Wie weit ein Staat hierin gehen könne, hängt von dem ab, was schon für die übrigen nothwendigeren Zwecke geschehen, und von dem Grade des Reichthums, zu welchem die Gesellschaft gelangt ist.

Das erste, was ohne grössere Kosten erreicht werden kann und sich mit der Sparsamkeit sehr wohl vereinigen lässt, ist Regelmässigkeit und Ebenmaass in allen Staats-

anlagen und in allem, was das Werk ganzer Gesellschaften ist. Selbst jeder Privatmann muß sich in dem, was er da bauet, wo ein gesellschaftlicher gemeinsamer Geist herrschen muß, nach den allgemeinen darauf abzielenden Vorschriften richten. Wie viel schöner, regelmäßiger und zweckmäßiger würden unfre Städte und Dörfer aussehen, wenn sie mit gemeinschaftlicher Ueberlegung nach einem vernünftigen Plane hätten erbauet werden müssen! Die Lage zum Handel, der Fall der Straßen, die nothwendigen Vereinigungsorte u. s. w.; alles dieses würde besser seyn. Für jeden größern Ort sind öffentliche Spatziergänge, freye Plätze wichtig und hauptsächlich das Werk der Policey. Eine Gemeinde kann große Dinge ausrichten, wenn sie nach einem bestimmten Plane, das Gute nach und nach aber unablässig zu realisiren sucht. Das Was und Wie? gehört zur Ueberlegung jeder Ortspolicey; das allgemeine Princip aber, was sie ermuntort und führt, muß von oben herabkommen.

Ueberhaupt gehören unstreitig alle Arten von gemeinschaftlichen Vergnügungen unter die Aufsicht der Policey. Ihr Princip dabey muß seyn: größtmöglichste Liberalität in Gestattung der Wahl aller Arten von Privat- und öffentlichen Vergnügen und Enthaltung aller Einmischung in dieselben, so weit nur nicht die öf-

fentliche Ruhe und der öffentliche Anstand durch sie verletzt wird. Wo ein Wirth, ein Entrepreneur sich ankündigt, da bleibt dieser für alle Unordnungen verantwortlich, und die Policey erscheint nur auf dessen Verlangen ihm zur Hülfe; wo kein Entrepreneur verantwortlich seyn kann, als in Schaufpielhäusern, bey Feuerwerken, Jahrmarktsbelustigungen u. s. w. da ist die Policey von selbst wachsam, damit jede durch die Gesetze verbotene Unordnung sogleich entdeckt werde, mit steter Sorgfalt, daß das unschuldige Vergnügen nicht gehindert werde.

~~~~~

Siebenter Abschnitt.

*Von der Vorsoorge für die Erhaltung der  
guten gesellschaftlichen Ordnung durch die  
Policey.*

§. 160.

Die ganze Gesetzgebung hat zum Zweck, eine gefellige Ordnung hervorzubringen, indem sie jedem sein Recht ertheilt und ihn gegen Verletzungen desselben schützt. Die Gesetzgebung bedarf aber des Willens der Menschen, damit ihre Vorschriften auch wirklich beobachtet werden. Diesen Willen kann sie zum Theil durch Strafen erzwingen. Aber diese Macht würde nur höchst schwach seyn, wenn nicht der



Wille der mehresten durch andere Ursachen geneigt gemacht würde, die gefellige Ordnung von selbst zu beobachten.

Wäre der Geist der Nation so tugendhaft, daß ein jeder von selbst alle seine Pflichten erfüllte; so würde nichts nöthig seyn; als die Regeln des äußern Betragens gegen einander zu bestimmen, um die schönste gesellschaftliche Harmonie hervorzubringen. Da aber auf die Allgemeinheit eines solchen Geistes nicht zu rechnen, und seine Kraft allein auch nicht stark genug ist, um alles was er anordnet, mit Gewalt durchzusetzen; so muß ihm sehr daran gelegen seyn, solche Verhältnisse und Einrichtungen in dem Staate zu treffen, durch welche der freye Wille geneigt gemacht wird, gerade so äußerlich zu handeln, als ob er durch die Tugend bewegt würde, oder ein solches Spiel des freyen Willens hervorzubringen, daß selbst der Lasterhafte es nicht wagt, die gefellige Ordnung zu unterbrechen, daß jeder, er mag auf Tugend halten oder nicht, doch seinen größten Vorthail dabey findet, nicht nur die Rechte anderer nicht zu verletzen, sondern selbst zu ihrem und der Gesellschaft Wohlfeyn zu wirken. Die Mittel, wodurch der Staat allmählich dieses Ziel erreichen kann, sind hauptsächlich folgende:

- 1) Durch eine genaue Policeyaufsicht, daß keine illegalen Gewerbe aufkommen können.
- 2) Durch eine leichte falsche Gesetzgebung und einen allgemein verbreiteten Unterricht über die für jeden Stand gehörigen Gesetze.
- 3) Durch eine gute Organisation der Besetzung der Staatsbeamtenstellen.
- 4) Durch eine zweckmäßige Organisation der Verhältnisse der verschiedenen Stände gegen einander.
- 5) Durch den Schutz und die gute Einrichtung derjenigen Auctoritäten, welchen die Ordnung in den kleinern Gesellschaften zu erhalten obliegt. Diese sind a) das Ansehen der Eltern über ihre Kinder, und der Lehrer über ihre Schüler; b) der Herrschaft über das Gefinde; c) der Lehrherren, Meister und Fabrikherren über ihre Lehrlinge, Gesellen und Arbeiter; d) der Gilden, Zünfte und Communen, in wie weit sie die Aufrechthaltung der bürgerlichen Ehre und der Sittlichkeit zum Zweck haben.

§. 161.

- 1) In der Gesellschaft wird jeder um so gewisser auf seine Ruhe und Sicherheit rechnen

können und es wird um so wahrscheinlicher seyn, daß die gesellige Ordnung nicht wird unterbrochen werden, je mehr in der Lage der einzelnen kein Reitz liegt sie zu stören. Es gibt aber keinen größern Reitz den Zaum der Gesetze zu zerreißen, als den Zustand, wo der Mensch nicht weiß wovon er sich und seine Familie unterhalten soll. Die Ueberzeugung, daß andere unsere Güter nicht verletzen werden, kann nie fest werden, wenn wir sie nicht in einem solchen Zustande sehen, worin sie fähig sind, sich und ihre Familie, ohne der Gesellschaft zur Last zu fallen, autändig zu ernähren. Daher gehört es zur geselligen Ordnung, daß jeder entweder so viel eignes Vermögen besitze, daß er davon leben kann; oder daß er ein Gewerbe treibe, was für die Gesellschaft nützlich ist, und was ihm eben deshalb ein sicheres Auskommen gewährt. Menschen aber, welche entweder eine ungerechte und betrügerische Gewerbsart erwählen, oder welche sich dem Müßiggange überlassen, ohne selbst etwas zu besitzen und also bloß auf Kosten anderer leben wollen, sind der geselligen Ordnung entgegen und können daher nicht geduldet werden. Hier ist also noch ein Grund, weshalb die Policey genau darauf achten muß, daß keine Räuberbanden, oder arbeitsloses Gefindel ins Land gelassen werden, daß im Lande selbst

durchaus weder lafterhaftes Gewerbe, als Spiel u. dgl. noch Gewerbe des bloßen Müßigganges, als Betteley u. f. w. Statt finden, und alle arbeitslose Personen, welche kein Vermögen haben und doch etwas verzehren, aufs sorgfältigste beobachtet werden müssen. Wie man die Policey der Städte und Dörfer zu diesen Behuf organisiren müsse, lehrt die specielle Policey.

§. 162.

2) Nichts ist gewisser, als daß viele Gesetze nicht gehalten werden, entweder weil sie unbekannt sind, oder weil man keinen vernünftigen Grund davon einzieht. Es ist nicht lange her, daß in vielen Ländern die Gesetze noch in einer fremden Sprache abgefaßt waren, und nachdem sie übersetzt worden sind, hat man doch so viele Kunstausdrücke, sowohl in den Gesetzen als in der Gerichtssprache beybehalten, daß sie für die Laien eben so unverständlich bleiben, als wenn sie in einer fremden Sprache abgefaßt wären. Aber wenn auch die Sprache der Gesetze deutlich ist: so gibt es oft über einen und denselben Gegenstand so viele, daß Niemand seiner eignen Kenntniß der Gesetze folgen kann, ohne in Gefahr zu gerathen, Illegalitäten zu begehen. Endlich ist es ein großer Fehler der Gesetze, wenn sie den natürlichen Verbindlichkeiten widersprechen, wo

denn selbst in dem Antriebe der natürlichen Pflicht, ein Reitz liegt, sie zu übertreten, welches die größte Verachtung gegen die Gesetzgebung hervorbringen muß. Bey solchen Gesetzen geschieht es oft, daß jemand, der in der guten Meinung gestanden hat, seine Pflicht vollkommen erfüllt zu haben, sich in großen Schaden stürzt oder wohl gar bestraft wird, weil er positive, willkürliche und unnütze Formalitäten verletzt hat.

Es sind insonderheit zweyerley Arten von Gesetzen, die man so einrichten sollte, daß sie nicht nur für jedermann verständlich, sondern daß sie auch den natürlichen Pflichten so angemessen wären, daß sie jedermann selbst leicht errathen und der Natur der Sache angemessen finden müßte, nemlich 1) die Gesetze über die Verträge und 2) die Strafgesetze. Was die Verträge betrifft, so sollten die Gesetze billig alle Verträge für rechtskräftig erkennen, die frey und ohne Betrug abgeschlossen sind, und von welchen, daß dieses geschehen, ein gültiger Beweis geführt werden kann. Das preussische Gesetzbuch und mehrere andere verlangen zur Gältigkeit vieler Verträge schriftliche Abfassung und bey mehreren sogar gerichtliche Confirmation. Die letztere sollte aber offenbar nur die Sicherheit der Vertragsschließenden verstärken und das Vorrecht vor andern Verträgen

sichern, und schriftliche Verträge sollten nur bey zusammengefügten und verwickelten Gegenständen nothwendig seyn. Wenn man aber einfache Verträge, als Käufe und Verkäufe beweglicher Sachen — Leihverträge — Eheversprechungen u. s. w. den Gerichtsformen oder andern willkürlichen Schranken, z. B. schriftlichen Abfassungen, Stempelpapier u. dergl. unterwirft; so schwächt man das moralische Vertrauen, indem man den bestraft, der es gegen den andern bey Abschließung des Vertrages bewiesen hat. Man verschafft dem Unredlichen eine Ueberlegenheit über den Rechtschaffenen. Denn der letztere wird sein Wort allemal halten, die Gesetze mögen ihn von der Verbindlichkeit befreyen oder nicht, der erstere aber wird durch den Schein einer angenommenen Ehrlichkeit, beschützt durch die Gesetze, die größten Schurkereyen ausüben können. Diese Gesetze begünstigen also das ungefelligste Laster und wirken dem Staatszwecke gänzlich entgegen \*).

Strafgesetze müssen nur da Statt finden, wo sie jeder nach seinem natürlichen Verstande für

---

\*) Der Grund, daß durch dergleichen Verordnungen die Proceße vermindert werden sollen, ist nicht stark genug, um der Uebertretung natürlicher Rechtsverbindlichkeiten freyen Spielraum zu eröffnen.

nothwendig und unerläßlich erkennen muß, und die darin festgesetzten Strafen müssen von der Beschaffenheit seyn, daß sie jedermann nach bloßer gesunder Vernunft eher strenger als gelinder abfassen mußte. Was nach der Natur der Sache Unrecht ist, kann jeder leicht beurtheilen; wo aber besondere Verhältniffe eine Handlung erst in Unrecht verwandeln, da muß man wenigstens voraussetzen, daß jemanden diese Verhältniffe bekannt sind, und also für allgemeine Bekanntmachung sorgen.

Je einfacher und natürlicher die Gesetze sind, desto leichter wird es seyn, eine allgemeine Kenntniß davon unter den Bürgern zu verbreiten, und jeden in den Stand zu setzen, daß er begreifen lerne, wo er selbst handeln könne, und wo er sich bey einem Rechtsgelehrten Rathsholen müsse. Es könnte in den gemeinen Schulen ein Rechtscatechismus eingeführt und der Unterricht darin an den Unterricht in der Moral und Religion geknüpft werden. Hierdurch würde unstreitig viel zur Erhaltung der rechtlichen Ordnung geschehen und manche Uebertretungen der Gesetze verhütet werden, die jetzt bloß aus Unwissenheit geschehen.

#### §. 163.

3) Nichts ist für den Staat wichtiger, als eine gute und vollkommne Organisation der

Stellen der Staatsbeamten. Es kommt dabey auf drey Punkte an: 1) dafs die Anzahl derselben den öffentlichen Geschäften proportionirt; 2) dafs sie unbestechlich und ehrlich seyn; 3) dafs sie Geschicklichkeit besitzen.

Ueberflüssige Staatsbeamten sind dem Volke eine Last. Je einfacher die Formen, je weniger überflüssige Schreiberey, je mehr jeder Staatsbeamte einen Wirkungskreis hat, der seine Kräfte ganz fodert, und wofür er auch gut bezahlt wird, desto wohlfeiler und desto zweckmäßiger werden die Staatsdienste verwaltet, desto besser wird die gesellige Ordnung erhalten.

Bestechlichkeit ist das allergrößte Uebel, was die innere Staatsverwaltung treffen kann. Es ist fast besser, wenn es gar keine Richter gibt, als wenn diese bestechlich sind. Dann hat das Recht gar keine Kraft, und blofs der grössere Reichthum siegt. Ein System, das Erbitterung und Unglück durch den ganzen Staat verbreitet, und den Hauptzweck der bürgerlichen Gesellschaft geradezu vernichtet. Die Betrügereyen durch die Finanzstellen sind nicht weniger zerstörend für die bürgerliche Ordnung, indem entweder bey allem, was der Staat ausgibt, Unterschleife gemacht werden, oder bey dem was er einnimmt, die Unterthanen mehr geben müssen, als sie sollen, oder von dem,



was der Staat erhalten soll, ein großer Theil in den Händen seiner Beamten hängen bleibt. Wo dieses Statt findet, wird das Raubsystem gleichsam öffentlich, und steckt nach und nach die ganze Nation an. Die Ehrlichkeit wird für eine veraltete, einfältige und lächerliche Tugend gehalten, bey der sich nicht leben läßt, und raffinirte Betriegererey gilt für die einzige wahre Weltklugheit, wodurch sich Ehre und Ansehen erwerben läßt. Gegen einen solchen betriegerischen und niederträchtigen Geist der Beamten muß daher die Regierung aufs kräftigste arbeiten und ihn durchaus nicht aufkommen lassen. Das Hauptmittel ist, die obersten Stellen mit ehrlichen und unbestechlichen Männern zu besetzen; die Richterstellen so zu organisiren, daß Instruction, Urtheil und Endurtheil der Proceße von verschiedenen Personen und Behörden abhängt, und eine genaue Aufsicht der obern Instanzen über die niedern anzuordnen, auch das Advocatenwesen so zu organisiren, daß das Verfahren der Richter dadurch zur Legalität angehalten wird. Den Betrug aus den Finanzstellen zu verbannen, dienen einfache und bestimmte Abgaben, Vermeidung öffentlicher Administrationen, genaue Controlen und strenge persönliche Verantwortlichkeit, überhaupt die Organisirung eines guten Finanzsystems, das nicht nur die Größe der Staatsein-

nahme, sondern auch die übrigen Staatszwecke berücksichtigt.

Was endlich die Geschicklichkeit der Staatsbeamten anlangt; so muß die Regierung verlangen, daß diejenigen, welchen nicht bloß mechanische Geschäfte aufgetragen sind, den Geist und das Princip ihrer Functionen fassen. Ueberhaupt muß sie nur solche Personen zu wichtigen Staatsämtern lassen, welche eine allgemeine Geistesbildung besitzen, und je höher die Staatsstellen sind, eine desto nothwendigere Bedingung muß die formelle Bildung derselben seyn. Diese formelle Bildung besteht in einer solchen Cultur des Verstandes, daß er fähig ist, alle Geschäfte mit ächtem philosophischen Geiste zu betreiben. Keine Bildung der Staatsbeamten ist elender, als die, welche bloß in den Schreibbureau's geschieht. Durch Routine lernen diese Leute den hergebrachten Geschäftsgang kennen und gewöhnen sich das, was geschieht, für das einzig mögliche und ausführbare zu halten. Durch sie werden die Unvollkommenheiten verewiget, indem sie jede Neuierung erschreckt, weil sie sich in dieselbe nicht zu finden wissen. Möchte man immer die mechanisch angelernten Geschäftsleute da behalten, wo es auf nichts als Ausführung des befohlenen ansehn ist. Zu Aemtern aber, zu welchen Vergleichen, allgemeine Ansichten;

Uebersicht des Zusammenhanges mit andern Zweigen der Staatsverwaltung erfordert wird, dazu gehört methodische und allgemeine Bildung. Jemehr die obern Staatsbeamten die detaillirte Kenntniss ihres eignen Staats, mit der Geschichte anderer Staaten, mit den allgemeinen Grundfätzen der Philosophie, der Gesetzgebung und der Staatsverwaltung verbinden, desto mehr werden sie das Gute ausfindig machen, was für ihren besondern Staat paßt. Die Regierung muß daher schlechterdings öffentliche Anstalten für die zweckmäßige gelehrte Bildung ihrer Staatsbeamten treffen, und diejenigen welche nicht die klärsten Beweise einer solchen Bildung gegeben haben, von der Beförderung zu höheren Staatsstellen gänzlich ausschließen. Wo Personen aus allerley Ständen, ohne vorhergehende Prüfung zu Richterstellen u. s. w. befördert werden, da herrscht noch die größte Barbarey in der Staatsverwaltung, und die schrecklichsten Fehlgriffe und Mißbräuche sind unvermeidlich. Gute Prüfungsanstalten sind aber allenthalben noch sehr selten. Eine Menge ungeschickter Subjecte finden in Connexionen, in dem Mitleiden und in tausend andern Verhältnissen Mittel durchzukommen und sich in die angesehensten Aemter einzuschleichen. Es ist sehr schwer alle Mißbräuche zu verbannen. Eine stete Wachsamkeit der obern

Behörden und strenge Verantwortlichkeit der Examinatoren, selbst Schadenersatz, wenn durch ihre Schuld unnütze Subjecte angestellt werden, sind das, einzige Mittel, diesen Mißbräuchen wenigstens einigermaßen entgegenzuwirken. Das beste wird aber ein guter und vollkommener Unterricht auf Schulen und Universitäten thun. Je mehr sich dadurch die Wissenschaften und Geschicklichkeiten ausbreiten, je häufiger und gewöhnlicher die geschickten Staatsbeamten werden, desto mehr wird der Eintritt der Unwissenden in die Staatscollegia erschwert, desto mehr Demüthigungen widerfahren dem Unwissenden und desto unerträglicher finden sie selbst ihren Zustand in der Gesellschaft gelehrter und erfahrener Männer.

§. 164.

4) Es ist sehr natürlich, daß Menschen, welche gleiche Beschäftigungen treiben, welche gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben, einen ohngefähr gleichen Grad von Vermögen und Cultur besitzen, sich zusammen halten, und am liebsten mit einander umgehen werden, weil ihr Ideenkreis der nemliche ist, weil sie sich untereinander am ersten rathen, einander am geschicktesten beystehen können. Durch diesen engern Umgang bilden sich unter ihnen auch ähnliche Sitten, ähnliche Gewohnheiten.

ähnliche Urtheile über Werth und Unwerth, Ehre und Schande u. s. w., d. h. es bilden sich im Volke verschiedene Abtheilungen unter den Staatseinwohnern, in welchen sich die zusammenhalten, die gleiche Beschäftigungen treiben, und die deshalb, weil sich eine eigenthümliche Art zu denken und zu handeln in ihnen fortpflanzt, die in der Gesellschaft fast immer auf einerley Weise sichtbar ist, Stände genannt werden.

So lange diese Stände bloß eine Wirkung der bisher entwickelten Ursachen sind, und der bloße freye Wille sie bildet, kann unter ihnen selbst kein Zwiespalt entstehen. Alle bedürfen einander, der Handwerker den Ackerbauer, der Ackerbauer den Handwerker, beyde des Kaufmanns und umgekehrt, alle der Staatsbeamten, der Gelehrten und umgekehrt. Warum sollen diese verschiedenen Stände einander hassen oder verfolgen? — Jedermann kann, sobald es ihm in seinem Stande nicht gefällt, in den andern übergehen, wenn er Talent dazu zu haben glaubt, und wenn er meint besser darin fortzukommen. Dergleichen freygewählte Stände vertragen sich also vollkommen mit der Ruhe und Glückseligkeit des Staats. Auch ist es ganz natürlich, daß schon bey einem solchen freyen Zustande der Dinge, sich die verschiedenen Grade der Achtung an die verschiedenen

Stände knüpfen werden, die durch den verschiedenen Grad des Reichthums, der zu den Geschäften erforderlichen Geschicklichkeit, der den Ständen eigenthümlichen Cultur und des Zusammenhanges mit dem bürgerlichen Wohl u. s. w. bestimmt werden. Es werden daher verschiedene Grade der bürgerlichen Ehre in jedem etwas cultivirten Volke, auch wenn der Staat der Bildung der Stände vollkommene Freyheit läßt, Statt finden.

Allein fast allenthalben, wo Staaten entstanden sind, haben die Gesetze die Stände unterschieden, und haben sich nicht begnügt, sie in den Verhältnissen, welche die Natur ihrer Beschäftigung mit sich brachte, zu schützen; sondern sehr oft willkürliche Unterschiede festgesetzt. Sie haben theils das Volk in gewisse Kasten abgetheilt, und den Uebergang aus der einen in die andere gleichsam hermetisch verschlossen, theils haben sie den einen Stand gegen den einen oder den andern in ein solches Verhältniß gesetzt, daß der eine auf Kosten des andern größere oder kleinere Vorzüge genießt, und einer von dem andern gesetzlich bedrückt werden kann.

Auf diese Art haben die Gesetze die verschiedenen Stände zu einer steten Feindseligkeit gegen einander organisiert, und den Saamen zu einer steten Unzufriedenheit, Unterdrückungs-

sucht und wechselseitigen Verfolgung in das Volk gelegt, und die höchste Gewalt muß stets beschäftigt seyn, die Ausbrüche dieser unseligen Gemüthsstimmung zu unterdrücken.

Am meisten fällt dieser Zwiespalt der Stände da in die Augen, wo sie in Slaven und Freye getheilt sind: Da die Slaven zu gar keinem Genuße bürgerlicher Rechte gelassen, sondern mit Gewalt in der willkürlichsten Abhängigkeit der Herren gehalten werden, ein solcher Zustand aber den höchsten Grad des Mißvergnügens und der Unlust in ihnen hervorbringen muß: so wird natürlicher Weise die bitterste Feindschaft gegen die Herren sich in dem Herzen der Slaven festsetzen, die in Wuth und Empörung ausbricht, so bald sich die Gelegenheit zeigt, straflos handeln zu können \*). Eine gleiche Bitterkeit wird sich allenthalben einwurzeln, wo man einige Stände der persönlichen Freyheit mehr oder weniger beraubt und sie andern Ständen gesetzlich unterwirft. Daher ist alle Leibeigenschaft ein Saame zu innerem Zwiespalte, eine versteckte Flamme, die unversehens in einen Vesuv ausbrechen kann.

Es mögen aber in den Staaten alle Stände in dem Genuße persönlicher Freyheit seyn oder

---

\*) S. §. 123 u. f. w.

nicht: so haben sich doch fast allenthalben ein oder mehrere Stände gebildet, welche sich mehrere Vorzüge vor den übrigen Ständen zu verschaffen gewußt haben, welche die Gesetzgebung ihnen sichert, und so bald diese Vorzüge von der Art sind, daß sie auf Kosten der übrigen Stände erhalten werden; so ist es sehr natürlich, daß sie ein Grund der Feindseligkeit und des Hasses gegen den begünstigten Stand werden. Der Staat, welcher dergleichen Vorzüge hauptsächlich genießt, ist der Adel. Denn obgleich auch andere Stände gewisse Vorzüge vor andern erhalten mögen; so ist doch der Uebergang zu ihnen nicht so erschwert, als bey dem Adel, und die Idee, daß jeder zur Theilnahme der Vorzüge gelangen kann, mindert jederzeit die Unannehmlichkeit ihres Eindrucks. Ueberdem sind die Vorzüge der übrigen Stände selten so allgemein und so beharrlich, als die Vorzüge des Adels.

Fast in allen Reichen sehen wir einen Adel, dessen Ursprung sich in den frühesten Zeiten verliert. In Rom bildete er sich durch das Patriat. *Romulus* wählte hundert Senatorfamilien, die nach und nach bis auf vierhundert anwuchsen. Aus ihnen konnten allein die Senatoren und Priester gewählt werden, eine Bestimmung, welche sie nothwendig über alle Geschlechter erheben und zu einem eignen Stande ausbilden



musste. In andern Ländern sehen wir diejenigen Familien, welche im ausschließlichen Besitze der Ländereyen sind, im Genuße ähnlicher Vorzüge. Es war leicht, daß die Herren der Ländereyen denjenigen die Bedingungen machen konnten, die von der Bearbeitung derselben leben wollten; und durch Hülfe der alten Arbeitsleute konnten sie andere Schwache und Arme leicht zu gleichen oder noch härteren Unterwerfungen zwingen. Es ist ferner begreiflich, daß ein Fürst, welcher sich der Oberherrschaft bemächtigen will, nur von den mächtigen und reichen Gutsherren, die über Menschenkräfte zu gebieten haben, Widerstand und Schwierigkeiten zu fürchten hat. Nur mit diesen wird er also um Oberherrschaft zu unterhandeln haben, nur mit diesen wird er sich auf Bedingungen einlassen müssen. Es ist begreiflich, daß bey äußern Angriffen oder innerlichen Unruhen, hauptsächlich von solchen Familien Rettung des Vaterlandes zu erwarten war, die über Land und Leute zu gebieten hatten, und es sonderten sich daher leicht nach und nach diese gebietenden Familien ab, und bildeten einen eignen mit mancherley Vorzügen begabten Stand, dem auch diejenigen beygefellet wurden, die sich durch Tapferkeit und besondere Dienste ausgezeichnet, und sich dadurch gleichfalls ansehnliche Güter erworben hatten.

Diesen Familien und ihren Nachkommen wurden verschiedene Vorzüge gesetzlich eingeräumt. Der bloße Umstand, von einer solchen Familie abzustammen, verschaffte schon diese Vorzüge. Es entstand eine besondere Geburtsehre, die um so größer geachtet war, je mehr adliche Geschlechter jemand unter seinen Stammeltern zählen konnte; eine Ehre, die sich natürlicher Weise weder erkaufen, noch durch künstliche Mittel verschaffen läßt.

Die Geburtsehre würde indess auf lockerem Grunde beruhen, und schwerlich Neid oder Feindschaft erregen, wenn sie nicht zugleich mit andern gesetzlichen Vorzügen verknüpft wäre. Dergleichen sind: 1) daß den Familien gewisse ansehnliche Güter und oft Steuerfreyheiten versichert werden; 2) daß sie ausschließlich gewisse ansehnliche Pfründen erhalten; 3) Daß adliche Geburt zur Bedingung gewisser Ehrenzeichen, die der Staat ertheilt, gemacht wird; 4) daß der Adel allein an der Regierung Theil nehmen, bey der Gesetzgebung, bey hohen Staatsämtern, Officierstellen u. s. w. concurriren soll; 5) daß ihm ein eigner Gerichtsstand, ein eignes Gesetzbuch ertheilt, und andere Begünstigungen gegen den Bürger und Bauernstand in den Gesetzen zugestanden werden.

Diese gesetzlichen willkürlichen Vorzüge sind es vorzüglich, welche dem Adel den Haß und den Neid der übrigen Stände zuziehen, und sie sind es allein, welche für die übrigen Stände bald mehr bald weniger drückend werden.

Nach den Verhältnissen, wodurch der Adel berechtigt wird, einen anderen Stand seiner persönlichen Freyheit zu berauben, ein Leibeigenthum an Menschen auszuüben, ist die Steuerfreyheit adlicher Güter und Personen das drückendste und verhassteste Vorrecht. Wenn der Adel die größten Güter besitzt, und die größten Einkünfte hat und dennoch die Steuern allein auf die übrigen Stände wälzt, so ist dieses im höchsten Grade empörend. Immerhin mag diese Steuerfreyheit ursprünglich einen unschuldigen und rechtmäßigen Anfang genommen haben, indem z. B. den Bauern gewisse Grundstücke mit der Bedingung überlassen wurden, daß sie dafür die Bezahlung der Abgaben übernehmen sollten. Aber wenn man diese Bedingung so auslegen wollte, daß sie auch künftig alle je auf die Grundstücke aufzulegende Lasten allein tragen sollen; so ist die rechtliche Nichtigkeit derselben in die Augen springend, und eine Staatsverfassung, welche eine solche Bedingung in dieser Ausdehnung schützt, begünstigt offenbar das ärgste Unrecht. Dieser im höchsten Grade unbillige

Vorzug müßte daher, wenigstens in Ansehung aller neu aufzulegenden Staatslasten, allenthalben abgeschafft werden. Er macht, daß das Entrichten der Abgaben schimpflich wird, welches man, da es so schon lästig genug fällt, eher ehrenvoll machen sollte.

Ein anderer Vorzug des Adels, welcher gleichfalls drückend ist, besteht in der ausschließenden Theilnehmung an der Regierung und Gesetzgebung. Daß man die Stelle des Staatsoberhauptes an eine einzige bestimmte Familie knüpft, dafür kann es sehr mannigfaltige weise und vernünftige Gründe geben, und mit einer solchen Verfassung läßt sich daher sehr wohl die Vereinigung des Interesses aller Stände denken. Allein wenn alle hohen Staatsbeamten ausschließlich aus dem Adel erwählt werden; so muß dieser Stand schon ein solches Uebergewicht über die andern Stände erhalten, welches für diese demüthigend und drückend ist. Werden gar alle Staatsstellen mit Adelichen besetzt und die Ordnung eingeführt, daß die Aemter adeln, wie z. B. in Rußland; so wird die Zahl der Edelleute leicht über die Masse vergrößert, und da mit dem Adel die Meinung verknüpft ist, daß es seiner Ehre zuwider sey, Handwerke, nützliche Künste oder Handel zu treiben; so werden durch dergleichen Recrutirungen des Adelstandes eine Men-

ge müßiger Menschen erzeugt, deren Ernährung dem Lande nothwendig zur Last fallen muß. Jeder Edelmann sucht seine Kinder nur in Staatsämtern anzubringen, und da diese wegen der Concurrrenz der Competenten vom Staate sehr schlecht bezahlt werden, und die Beamten doch standesmäßig leben müssen; so werden sie sich das, was ihnen ihre Befoldung nicht gibt, durch Schleichwege zu verschaffen suchen. Feilheit und Bestechlichkeit wird unter dem Dienstadel zur Regel werden und das Schimpfliche verlieren. Welch ein gefährliches schreckliches Beyspiel für die Nation!

Hat der Adel zugleich die Gesetzgebung ausschließlic in den Händen; so wird er viele Mittel besitzen, die gesetzlichen Unterschiede zwischen sich und den übrigen Ständen zu vermehren, und auf die letzteren mehr Lasten zu werfen, als er selbst zu übernehmen willens ist. Die Vorzüge, welche hieraus für den Adel erwachsen, sind im höchsten Grade drückend für die übrigen Stände.

Der Vorzug großer unzertrennlicher Güterbesitzungen einzelner Familien fällt den Individuen weniger auf, als er für die ganze Gesellschaft dadurch nachtheilig wird, daß der Verbesserung des Anbaues dieser Güter ein großes Hinderniß in den Weg gelegt wird. Das

Uebel ist um so größer, je größer der Umfang und die Anzahl solcher Besitzungen ist.

Was die reichen Präbenden betrifft, welche in einigen Ländern adeligen Familien vorbehalten sind; so dienen sie bloß zur Ernährung des Müßigganges, und gewähren wenigstens der Gesellschaft nicht den mindesten Nutzen, ob sie gleich für die übrigen Stände nichts Beleidigendes enthalten.

Endlich wenn da, wo keine höheren Gründe der Nützlichkeit und Nothwendigkeit einleuchten, besondere Ehrenzeichen bloß an die Geburt geknüpft werden; so verwirrt dieses die Begriffe des Verdienstes und der Würdigkeit. Denn wenn auch die Geburt ein Vorurtheil erwecken kann; daß jemand gut oder schlecht erzogen werde; so müssen sich doch Verdienste erst durch die That bewähren, und da Ehrenzeichen zur Aufmunterung dienen sollen; so verdienen unstreitig solche Leute, die sich aus niedern Ständen emporheben, noch eher, aufgemuntert zu werden als die höhern Stände, die in ihrer Lage und Erziehung schon Trieb finden, sich auszuzeichnen.

Ohne den Unterschied der Stände zerstören zu wollen, wird eine weise Regierung die Vorzüge des Adels allenthalben so mäßigen, daß sie den übrigen Ständen nicht lästig fallen können; sie wird die Bürger alle unter eine

*Jakobs Policygesetzgebung.*

Z

und dieselbe Gesetzgebung bringen, und jedermann im Volke die Aussicht eröffnen, sich durch Geschicklichkeit und Verdienste bis zur obersten Stufe des Ansehens und der Ehre empor schwingen zu können. Eine solche Aussicht ist die mächtigste Triebfeder für das Talent und das Genie. Die speciellen Anordnungen hierüber, müssen durch die besondere Lage und besondern Verhältnisse bestimmt werden und es läßt sich im allgemeinen darüber nichts bestimmen. Nur das Princip ist hier angegeben, aus dem alle einzelne Verordnungen hervorgehen müssen.

## §. 165.

5) Je mehr Privatkkräfte zur Erhaltung der Ordnung beytragen können, desto besser ist es für die ganze Gesellschaft. Der Staat kann dieses nie so gut und so wohlfeil ausführen, als es die Privatkkräfte können. Daher muß er alle diejenigen Auctoritäten, welche auf Erhaltung der äußern Ordnung Einfluß haben, kräftigt unterstützen. Denn sie ersparen den Aufwand an öffentlichen Kräften, und machen, daß die Maschine von selbst geht. Wo also die Erhaltung der Ordnung gewissen Personen natürlicher Weise obliegt, und wo schon in deren Verhältnissen Triebfedern der Ehre, der Liebe, des eignen Nutzens enthalten sind, sie aufrecht zu erhalten, da muß der Staat dergleichen Auc-

toritäten mit so viel Macht unterstützen, als zu diesem Zwecke nützlich und nöthig ist.

Dieses ist der Fall:

a) Bey Eltern über ihre Kinder. Die Grenze der väterlichen Gewalt muß der Zweck der Erziehung und Ausbildung der Kinder seyn. Alles was zur Erreichung desselben nützlich und nothwendig ist, muß das Gesetz ihnen einräumen und die Policey muß sie in ihrer gesetzlichen Auctorität schützen. Ein gleiches gilt von der Ordnung in den Schulen. Die Gewalt der Lehrer ist durch diesen Zweck hinlänglich bestimmt.

b) Ein anderes Verhältniß dieser Art ist das Verhältniß der Herrschaft zum Gefinde. Eine gute Gefindeordnung ist ein sehr wichtiger Gegenstand der Policey. Sie muß eben sowohl dem Muthwillen und dem Ungehorsam des Gefindes gegen die Herrschaft, als der Tyranney der Herrschaften gegen das Gefinde entgegen wirken.

Das Gefinde kann der Herrschaft viel Unannehmlichkeiten zufügen und großen Schaden verursachen. Soll darüber jederzeit geklagt und Proceß geführt werden, so wird die Herrschaft immer das meiste dabey verlieren. Zeitverschönmüß und Kosten fallen ihr allein zur



Last, und selbst die Strafe des Gefängnisses trifft die Herrschaft zugleich mit. — Es ist unmöglich alle verschiedene Fälle zu bestimmen, worin ein Gefinde gebraucht werden soll, und die verschiedenen Arbeiten desselben zu rubriciren. Die Gewohnheit und das Herkommen setzt die Gattung von Dienstleistungen fest, wozu ein Gefinde verpflichtet werden kann, und es ist dieses im allgemeinen bekannt. Dergleichen Arbeiten zu verrichten darf sich daher kein Diensthote weigern. Die Herrschaft muß mit einem gewissen Grade des häuslichen Zwangs- und Strafrechtes versehen seyn, theils um das Gefinde zu den ihm obliegenden Arbeiten anzuhalten, theils die Ordnung welche der Herr in seinem Hause festsetzt zu beobachten. Nur solche Vergehungen des Gefindes, die Verbrechen genannt werden, müssen vor den Criminalhof gezogen werden. In allen Fällen, die zur häuslichen Zucht und Ordnung gehören, hilft die Policy.

Aber sie muß auch das Gefinde gegen die Tyranney der Herrschaft schützen. Mißhandlungen, wodurch die Gesundheit verletzt wird, grausame Behandlung, Entziehung der Kost u. s. w. dürfen nicht gelitten werden. Ein eigenes Gefindegericht, das Streitigkeiten zwischen Herrschaften und Gefinde, kurz, nach Regeln der Billigkeit und des Rechts, schnell und ohne

Kosten untersucht und entscheidet, würde eine nützliche Einrichtung seyn.

Was die Miethung des Gefindes anbetrißt, so muß das Gesetz annehmen, daß jedes Verhältniß zwischen Herrschaft und Gefinde auf einem Vertrage beruhe, und auf den Fall, daß kein Vertrag wirklich abgeschlossen wäre, muß es Bedingungen festsetzen, die in streitigen Fällen angenommen werden. Es muß die Zeit bestimmt seyn, wie lange jeder Eintritt in den Dienst verbindet, wenn keine besonderen Verabredungen getroffen sind, eine Frist, in welcher er aufgekündigt werden muß u. s. w. Es ist gut, wenn eine gesetzmäßige Wechselzeit Statt findet, außer welcher kein Gefinde, außer bey vorhandenen gesetzlichen Ursachen, den Dienst verlassen oder entlassen werden kann, weil dadurch das schnelle Unterkommen des Gefindes erleichtert, das Aufliegen verhindert und überhaupt die gefellige Ordnung am besten beobachtet wird. Um aber zu verhindern, daß das Dienstverhältniß nicht in eine Art von Leibeigenschaft oder Slaverey ausarten kann, muß eine Zeit bestimmt seyn, über welche hinaus kein Dienstvertrag abgeschlossen werden kann (§. 128.).

Um den übermäßigen Foderungen des Gefindes entgegenzuwirken, haben viele eine Taxe vorgeschlagen, wodurch Lohn, Nah-

rung, Kleidung, Geschenke u. f. w. festgesetzt werden soll. Man glaubt, dafs es zur Aufrechterhaltung der Gefindezucht dienen würde, wenn der Dienftbote durch Dienstwechsel seine Umstände nicht verbessern könne, und man ist daher sogar soweit gegangen, dafs jeder Nebenweg, die Einkünfte des Gefindes zu erhöhen, z. E. reichere Livereyen u. f. w. verboten und straffällig seyn solle. Allein dergleichen Verordnungen würden die Freyheit der Herrschaften über alle Gebühr einschränken, und gegen das Gefinde im höchsten Grade ungerecht seyn. Warum soll das Gefinde nicht eben so gut seine Umstände verbessern dürfen als jeder andere? und warum soll ein treuer, geschickter Dienftbote nicht besser belohnt werden, als ein untreuer und ungeschickter? Es mögen also immerhin einige Familien durch grofse Freygebigkeit das gute Gefinde an sich locken. Es wird dieses ein Antrieb für die andern seyn, das Lob der Vorzüglichkeit gleichfalls zu verdienen, um dereinst bey einer so freygebigen Herrschaft anzukommen. Eine solche Taxe, wie sie Herr von Sonnenfels vorschlägt, wäre das sicherste Mittel, das Gefinde gegen die Gesetzgeber und gegen die Herrschaften, welche sie beobachteten, zu erbittern. Auch wird sie nirgends gehalten, wo sie existirt. Wie unendlich viele Wege gibt es, sie unbemerkt zu um-

gehen! Gesetze aber, auf deren Beobachtung nicht gehalten werden kann, sind allemal schlecht und lächerlich (§. 34. N. 5.). Die erwähnte Taxe wäre auch eben so ungerecht, und trägt also alle mögliche Zeichen der Verwerflichkeit an sich. Soll eine Gefindelohntaxe einen vernünftigen Zweck haben, so kann sie nur als Regel für solche Fälle gegeben seyn, wo zwischen Herrschaften und Gefinde nichts ausgemacht worden ist, und Streitigkeiten über den Lohn entstehen.

c) Ein Meister oder Fabrikherr macht mit seinen Gefellen, Arbeitern und Lehrlingen, sobald er sie in Kost nimmt oder sie bey sich wohnen läßt, eine häusliche Gesellschaft aus. Folglich muß er auch eine gewisse Ordnung in seinem Hause aufrecht erhalten, und hierzu mit dem nöthigen Grade von Auctorität versehen seyn. Der Zweck, wozu er die Arbeiter und Lehrlinge hält, bestimmt die Grenzen seiner Gewalt.

d) Ueberhaupt können alle Arten von Verbindungen, sobald sie nur erlaubte Zwecke haben, dazu dienen, den Staatszweck zu befördern. Der Staat kann daher dergleichen Verbindungen begünstigen, und sie so leiten und dirigiren, daß sie eben so viele Mittel für die Zwecke der bürgerlichen

Gesellschaft werden. So liegt in allen Familien, die einen Ort gemeinschaftlich bewohnen, ein Grund, eine Gemeinde zu bilden, oder sich zu mancherley gemeinnützigen Zwecken zu vereinigen, und aus dieser Vereinigung wird um so mehr ein Gemeingeist hervorgehen, durch je mehrere Gesetze sie verbunden und in Gemeinschaft gebracht sind. Aehnliche kleineren Gesellschaften bilden die, welche einerley Handthierung betreiben, und Gilden und Innungen haben daher einen sehr natürlichen Ursprung, obgleich die Willkür einen großen Einfluß auf die Gestalt gehabt hat, in welcher wir sie jetzt erblicken. Man hat den Zunft- oder Innungsgeist mit Recht getadelt; aber es würde dennoch zu voreilig seyn, wenn man dem Staate rathen wollte, dergleichen Verbindungen gar nicht zuzulassen. Es wird mehr mit der politischen Weisheit übereinstimmen, darüber nachzudenken, wie die Nachtheile, welche nach der Erfahrung mit den Zünften und Innungen verbunden waren, weggeschafft, und dagegen diese Verbindungen so eingerichtet werden können, daß für die Gesellschaft reeller Nutzen daraus entspringt. Ob den Künsten und Handwerken damit

geholfen, und Vervollkommenung der Producte von ihnen zu hoffen sey, wird an einer andern Stelle untersucht werden. Hier bemerken wir nur, daß je kleiner eine gesellschaftliche Verbindung ist, desto mehr lernen sich die einzelnen Glieder derselben kennen, desto mehr interessieren sie sich für einander, desto mehr kann der Gemeingeist in ihnen ausrichten. Wenn nun der Staat dergleichen kleinere Verbindungen so leitet, daß er alle Statuten ausschließt, welche der Gesellschaft oder den einzelnen Gliedern nachtheilig sind und in Unrecht ausarten können, dagegen alle diejenigen autorisirt, wodurch ein gemeinnütziger Zweck befördert wird, so können allerdings dergleichen Verbindungen sehr viel Gutes für die Gesellschaft stiften.

Indessen gehört in der That sehr große Staatsklugheit und eine sehr erweiterte Einsicht dazu, um keiner dieser Gesellschaften solche Vorrechte zu gestatten, welche der Freyheit anderer Abbruch thun. Denn eine jede Gewerbsgesellschaft ist immer gewifs, sich gewisse Vortheile und Vorrechte vor andern zu verschaffen, und da sie ihren Vorstellungen leicht den Schein geben kann, als ob das was sie verlangt, zum allgemeinen Wohl und Niemandem zum Nachtheil gereiche; so muß die Regierung

sehr bestimmte Einsichten und sehr feste Grundsätze haben, um alle dergleichen Anmuthungen zurückzuweisen. Die Zwecke, zu deren Ausführung dergleichen kleinere Gesellschaften hauptsächlich dienen können, sind: 1) Unterstützung der zu ihnen gehörigen Armen und Unglücklichen; 2) Vervollkommenung ihres Gewerbes; 3) Erhaltung und Verstärkung des Gefühls für Ehre.

Wie sie zur Beförderung der beyden ersten Zwecke gebraucht werden können, werden wir in dem folgenden zeigen. Dafs aber dergleichen Verbindungen einen außerordentlichen Einfluß auf Erhaltung eines gewissen Ehrgeizes haben, lehrt die bisherige Erfahrung sehr deutlich, wenn es auch nicht durch die bloße Vernunft eingesehen würde. Dafs dieser Ehrgeiz zum Theil eine schiefe Richtung genommen, und die Zunftehre oft eine sehr falsche Ehre sey, hat seine Richtigkeit. Aber lassen sich jene Begriffe nicht verbessern? und läßt sich es nicht dahin bringen, dafs Diebstahl, Betrug, schlechte und unvollkommene Arbeit eben so zur Schande gereichen und Ausschließung aus der Zunft zur Folge haben, als jetzt mancher willkürliche und unschuldige Handlungen mit Zunftschande gebrandmarkt werden? — Wenn der Handwerksgeist, der Esprit de Corps, so viel Böses gestiftet hat, kann man es nicht

dahin bringen, daß er mit gleicher Stärke für das Gute wirkt? Muß man die Mühlen deshalb zerstören, weil sie sich entzünden, wenn man sie allein gehen läßt?

*Ende des ersten Theils.*

---





Grundsätze  
der  
**Policeygesetzgebung**  
und der  
**Policeyanstalten**

von  
**Ludwig Heinrich Jakob.**

*Zweyter Band.*

---

Charcow,  
beym Verfasser  
und  
Halle und Leipzig,  
in der Rufffchen Verlags-handlung.  
1809.



**G r u n d f ä t z e**  
der  
**Policeygesetzgebung**  
und der  
**Policeyanstalten.**

~~~~~  
*Zweyter Theil.*

*Jakobs Policeygesetzgebung.*

**A a**

gnd. logneti: 1000

.noti: 1000

1000 - 1000

---

## *Zweyter Theil.*

Von der Erhaltung, Vermehrung und  
Vervollkommenung der äußern Güter  
des Volks;

oder:

Von den sächlichen Zwecken des  
Volks.

~~~~~  
Einleitung.

Plan der Abhandlung.

§. 166.

**D**er einzige Zweck, den Menschen in Ansehung der sie umgebenden Dinge haben können, ist, sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse anzuwenden. Der ganzen Gesellschaft muß daher daran gelegen seyn, sie in solche Verhältnisse gegen die Menschen zu bringen, oder das Verhältniß der einzelnen Bewohner des Landes gegen die Sachen so einzurichten, daß daraus der größtmöglichste und ausgedehnteste Nutzen für sie entspringt.

A a 2

In dieser Hinsicht ergibt sich nun folgender sehr wichtiger Unterschied in Ansehung der Dinge. Einige nemlich sind von der Beschaffenheit, daß sie jedermann ohne allen Nachtheil des andern gebrauchen kann. Die Natur bringt sie ohne alle Mühe des Menschen, in solchem Ueberflusse hervor, daß jedermann sie zu allen Zeiten benutzen und so viel davon gebrauchen kann, als er Lust hat, z. B. Luft, Feuer, Wasser u. s. w. Und wenn auch dergleichen Güter begränzt sind, so können sie doch sehr bequem von mehreren oder allen Einwohnern des Landes, dem sie angehören, benutzt werden, da sie Niemanden etwas kosten, und die Benutzung der einen die Benutzung der übrigen gar nicht hindert.

Andere Güter sind dagegen 1) nicht in solcher Menge vorhanden, daß jeder davon so viel nehmen und genießen kann, als er will, ohne daß sie erschöpft und also ihr Gebrauch den übrigen entzogen würde. Sollen sie vermehrt werden, so wird Mühe und Arbeit dazu erfordert; 2) sind sie von solcher Beschaffenheit, daß sie keinen gemeinschaftlichen Gebrauch zulassen; sondern daß, durch den Genuß oder Gebrauch des einen, der andere davon ausgeschlossen wird.

Man sieht bald ein, daß diese Verschiedenheit der Dinge auch verschiedene gesetzliche

Verhältniffe in der Gesellschaft verlange. In Ansehung aller derjenigen Dinge, welche die Natur freywillig und in unendlicher Menge liefert, kann gar keine Einschränkung des Gebrauchs durch das Recht Statt finden. Was aber einen gemeinschaftlichen Gebrauch zulässt, und was nicht nützlicher für die Gesellschaft seyn würde, wenn man einen ausschliesslichen Gebrauch dem einen oder dem andern verstatten wollte, das muss auch im gemeinschaftlichen Gebrauche gelassen werden; und wenn gewisse Vorrichtungen und Anstalten nöthig sind, dergleichen Dinge für den gemeinsamen Gebrauch aufzubewahren, zu erhalten, einzurichten oder zu verbessern; so muss dieses auf gemeinsame Kosten geschehen, wie die Einrichtung der Häfen, Fahrbarmachung der Flüsse, Canäle, Wege u. s. w. Es lässt sich kein vernünftiger Grund denken, weshalb die allgemeine Freyheit, diese Dinge zu benutzen, sollte aufgegeben werden, wo nicht erhellet, dass der gemeinsame Gebrauch ohne Nachtheil der Gesellschaft oder ohne Ungerechtigkeit gegen einzelne Glieder nicht Statt finden könne.

Dagegen erhellet auf der andern Seite, dass in Ansehung derjenigen Dinge, welche theils keinen andern als ausschliesslichen Gebrauch zulassen, theils nur durch Mühe und Arbeit vielfältiger oder für die menschlichen Bedürf-



nisse zubereitet werden können, die Vernunft nur ein einziges Verhältniß ausfinden könne, in welchem sie für die Gesellschaft der Menschen von ausgedehntem Nutzen sind. Dieses Verhältniß beruhet auf der Idee, daß diese Dinge, nach gewissen Gesetzen unter die Menschen vertheilt werden, so daß ein Jeder sich ein Recht erwerben könne, einen Theil dieser Sachen dergestalt zu besitzen, daß er alle übrige von dem Gebrauche derselben auszuschließen berechtigt ist. Ein solches Recht heißt Eigenthumsrecht. Nur unter der Bedingung, daß das Eigenthumsrecht in Ansehung aller Sachen eingeführt werde, die keinen gemeinen Gebrauch zulassen und deren Entstehung, Vervielfältigung und Vervollkommnung Arbeit erfordert, ist die größtmöglichste Vermehrung dieser Dinge und der ausgedehnteste Gebrauch derselben möglich, und hierin allein liegt der wahre Vernunftgrund der Entstehung und der Einführung des Eigenthumsrechtes überhaupt.

## §. 167.

Der Begriff des Eigenthumes schließt immer den Begriff des Rechtes in sich, andere vom Gebrauch einer Sache auszuschließen. Daher stehet auch der ganzen Gesellschaft ein Eigenthumsrecht an den zum gemeinsamen Gebrauch bestimmten Sachen in Ansehung anderer Staaten

zu. — Man unterscheidet daher überhaupt öffentliches Eigenthum und Privateigenthum. Ersteres ist der Inbegriff der Sachen, welche dem Staate gehören, und dieses ist wiederum zwiefach, nemlich 1) ein solches, wo der ganzen Gesellschaft ein gemeinsamer Gebrauch vorbehalten wird, wo also das Recht der Ausschließung nur gegen Fremde Statt findet; 2) ein solches, wo der Staat als Regierung das Eigenthumsrecht gleich einer Privatperson ausübt, und also jeden andern von dem willkürlichen Gebrauche desselben ausschließt. Die Grundsätze, nach welchen dieses letztere erworben und angewandt werden muß, trägt die Finanzwissenschaft vor. Das Privateigenthum ist dasjenige, welches den besondern Gliedern des Staats zukommt. In wiefern diese Glieder Corporationen oder Gemeinheiten sind, hat das Privateigenthum wieder eine Analogie mit dem öffentlichen Eigenthume; in wiefern es aber einzelnen physischen Personen zukommt, ist es Privateigenthumsrecht im strengsten Sinne des Worts.

§. 168.

Der Reichthum des Staats und seiner Glieder besteht in dem Inbegriffe der ihnen gehörigen eigenthümlichen Sachen oder Güter. Ueber je mehr Sachen jeder einzelne im Staate

zu gebieten hat, desto reicher ist ein Volk. Der Reichthum aber ist die nothwendigste Grundlage zur Stärke und Macht eines Staats, zur Ausbildung und Vervollkommnung aller Fähigkeiten, Kräfte und Geschicklichkeiten eines Volks; er macht eine wesentliche Bedingung der Glückseligkeit aus, da durch ihn allein die Mannigfaltigkeit der Genüsse möglich wird.

Das allgemeine Princip der Staatsklugheit in Ansehung des Eigenthums muß daher seyn: solche öffentliche Mafsregeln zu ergreifen, wodurch das Eigenthum am sichersten erhalten und vermehrt werden muß, oder den Nationalreichthum durch die öffentlichen Einrichtungen und Gesetze allenthalben zu befördern, wo die Privatkräfte der öffentlichen Unterstützung bedürfen.

Da in den Menschen der allerstärkste Trieb liegt, ihre Reichthümer zu vermehren; so hat der Staat nichts zu thun, als dahin zu wirken, daß dieser Trieb den größten Umfang seiner Thätigkeit innerhalb der gesetzlichen Schranken erhalte. Er wird dieses thun, indem er

- 1) das gemeinsame Eigenthum so einrichtet und die öffentlichen Kräfte so gebraucht, daß sie geschickte Mittel werden, die Er-

werbung des Privateigenthums zu erleichtern.

- 2) Wenn das Privateigenthum unter solchen öffentlichen Gesetzen steht, daß es weder dem allgemeinen noch besondern Wohl nachtheilig werden kann.
- 3) Wenn er dem erworbenen Eigenthume die größtmöglichste Sicherheit verschafft und es gegen mögliche Verluste zu decken sucht.
- 4) Wenn er den Erwerb und Umtausch des Eigenthums durch seine Einrichtungen erleichtert. Allein bey allen guten Einrichtungen des Staats geschieht es dennoch, daß einige bey der Vertheilung der Güter leer ausgehen, und auch keine Erwerbsmittel besitzen, folglich keine oder doch nicht hinreichende Mittel haben, ihre Bedürfnisse zu stillen, d. h. es finden sich in allen Staaten Arme. Es entsteht daher,
- 5) die Frage: in wiefern der Staat dazu beitragen könne, theils zu verhindern, daß keine große Anzahl von Armen entstehe, theils die Noth der Armen zu vermindern?



## Erster Abschnitt.

*Von den Grundsätzen, welche den Gebrauch  
des öffentlichen Eigenthums betreffen.*

## §. 169.

Der Staat ist um der einzelnen Glieder willen vorhanden. Ihre Sicherheit und ihr Wohlfeyn ist sein einziges Ziel. Es läßt sich daher kein andrer vernünftiger Grund denken, weshalb gewisse Güter zum gemeinsamen Gebrauch aller vorbehalten — andere der Regierung zum ausschließlichen Gebrauch übergeben, und endlich andere unter die einzelnen Privatleute, als Privateigenthum vertheilt werden, als weil alles dieses die Zwecke der Bürger eines Staats am besten befördert. Wo Fälle eintreten, in welchen dieser Zweck nach einer allgemeinen Regel verfehlt wird, da wird man die Mafsregeln verändern müssen. Veränderte Umstände und verbesserte Einsichten machen auch in diesem Zweige der Staatsverwaltung oft Abänderungen nöthig, indem zu der einen Zeit ein Gut ohne Schaden in Gemeinschaft bleiben kann, was zu einer andern unter veränderten Umständen höchst nachtheilig für die Gesellschaft seyn würde u. s. w.

§. 170.

Nichts ist einleuchtender, als daß dem Staat bey allem Privateigenthum das Territorialrecht vorbehalten werden müsse, d. h. das Recht, daß auf dem Gebiete des Staats alles seinen Gesetzen unterworfen sey, und kein anderer souverainer Wille zugelassen werde. Aber eben so deutlich springt es in die Augen, daß so viel Land zum gemeinfamen Gebrauche verbleiben müsse, als zur Beförderung der leichten Communication, d. h. zu Landstraßen und Wegen zu Wasser und zu Lande nöthig ist, und daß der Staat dafür sorgen muß, daß diese Wege und Communicationsmittel zweckmäfsig eingerichtet und unterhalten werden. Ob der Staat dieses selbst unmittelbar besorgen, oder ob er die Beforgung davon Privatleuten nach gewissen Vorschriften und unter bestimmten Bedingungen überlassen solle, kömmt auf die besondern Umstände an, und ist eine Frage, die mehr vor die Finanz- als Policeybehörde gehört.

Bey der ersten Gründung der Staaten war vieles Land noch nicht Privateigenthum geworden. Was daher außer demselben noch zum Territorium gehörte, verblieb dem Staate und wurde von den Unterthanen gemeinsam benutzt, insbesondere Weiden, Waldungen, Fischereyen u. s. w., welche, da sie keine besondere Pflege zu erfordern schienen, auch keine besonderen

Eigenthümer erhielten. Jeder schickte sein Vieh auf die öffentlichen Weiden, jeder holte sich so viel Holz aus den öffentlichen Wäldern, als er nöthig hatte u. s. w. Als sich die Volkszahl vermehrte, und der Mißbrauch einer solchen Benutzung sichtbar wurde, fing der Staat an, derselben gewisse Schranken zu setzen, und zuletzt sich, besonders in Ansehung der Wäldungen, Fischereyen u. s. w. einen ausschließlichen Gebrauch anzumassen, oder sie in ein Eigenthum der Regierung zu verwandeln.

Gewiß ist es, daß ein gemeinsamer Gebrauch der Wäldungen, und in den mehrsten Fällen auch eine gemeinsame Benutzung der Fischereyen sehr nachtheilig für die Production ist, daß Wälder und Teiche einer besondern Aufsicht und Pflege bedürfen, welche von einzelnen immer besser, als von allen besorgt wird, und es scheint daher entschieden, daß aller gemeinsame Gebrauch der Grundstücke, den der Communicationswege ausgenommen, bey fortschreitender Bevölkerung aufhören müsse. Wem aber das bis dahin gemeinsame Gut als Eigenthum zugesprochen werden solle, ob der Regierung oder den Privatpersonen, scheint so entschieden nicht zu seyn.

Erwägt man auf der einen Seite, daß diese Güter bisher zum gemeinsamen Gebrauch dienten, und daß sie in den Händen der Regierung

gleichfalls zum allgemeinen Besten angewandt werden; so scheint es recht und billig, sie den Händen des Staats zur ausschließlichen Benutzung anzuvertrauen, da hierdurch nur die Art der gemeinsamen Benutzung verändert zu werden scheint, da hingegen bey einer Vertheilung dieser Güter unter Privatleute einige das gewinnen würden, was alle andere verlieren.

Erwägt man dagegen auf der andern Seite, daß der Staat jederzeit ein schlechter Privatwirth ist, und daß er sich überhaupt von seiner Bestimmung entfernt, wenn er Privatwirthschaft treibt, daß ihm so viele und wichtige öffentliche Sorgen obliegen, daß die Privatwirthschaft ihm selbst ein Interesse beybringt, welches mit dem öffentlichen allgemeinen Interesse und mit dem Interesse der Privatleute leicht in Widerstreit gerathen kann; so kann man nicht anstehen, sich für die Meinung zu entscheiden, daß es besser sey, wenn dergleichen Güter ein Eigenthum der Privatleute werden, unter der Bedingung, daß diese die Gesellschaft für den Nutzen, den sie bisher daraus zog, entschädigen. Wir werden bey der Lehre von den Gewerben noch deutlicher zeigen können, weshalb die Regierung sich aller Theilnahme an gewinnbringenden Gewerben enthalten muß.



§. 171.

Was das Vermögen und die Einkünfte der Regierung betrifft; so gibt die Finanzwissenschaft die Grundsätze an, nach welchen es zusammengebracht und geschickt verwandt werden müsse: die Staatspolicey aber schränkt selbst die Finanzwissenschaft ein, und gebietet: durchaus keine Finanzprincipien zuzulassen, wodurch

- 1) die Grundstücke nicht so gut genutzt werden, als sie bey andern Finanzgrundsätzen genutzt werden könnten;
- 2) wodurch das Privateigenthum unsicher, und der öffentliche oder der Privatcredit geschwächt;
- 3) wodurch der Erwerb und freye Verkehr erschwert wird.

Zweyter Abschnitt.

*Von den nothwendigen gesetzlichen Schranken in Ansehung des Eigenthums.*

§. 172.

Ohne Einführung des Privateigenthumsrechtes kann es keinen großen und bevölkerten Staat, keinen Wohlstand, keine Reichthümer, keine Cultur, keine allgemeine Glückseligkeit geben. Durch dieses Recht allein sind die

Menschen von ihrer natürlichen Trägheit zum Fleiße geleitet und bewogen worden, das herumirrende wilde Leben zu verlassen; ihm allein hat die Vaterlandsliebe und die Liebe für die Nachkommenschaft ihre Festigkeit und Stärke zu verdanken. Nur durch dieses Recht können die Güter den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit und Tauglichkeit erreichen, und der größtmöglichen Menge von Menschen Unterhalt gewähren. Wie konnten also einige und selbst *Beccaria* in so bittere Declamationen gegen das Eigenthumsrecht ausbrechen \*)? Jene Schriftsteller hatten ohne Zweifel bloß die Unvollkommenheiten und Mißbräuche vor Augen, welche in unsern Gesetzen über das Eigenthum an vielen Orten herrschen. Die Gesetze, da sie oft ihren Ursprung mehr dem Zufalle, der Noth und den vorkommenden Umständen, als sichern und überlegten Principien verdanken, haben das Eigenthumsrecht bald über die Gebühr ausgedehnt, bald über die Gebühr eingeschränkt. Man hat ganzen Classen die Erwerbung des Eigenthums unmöglich gemacht, und alles in wenig Hände zusammengepreßt. Be-

---

\*) „Das Eigenthumsrecht," sagt *Beccaria*, ist ein abscheuliches und vielleicht ganz unnütziges Recht. Man hat die tyrannischsten und blutigsten Gesetze darauf gegründet und einen ungeheuren Mißbrauch damit getrieben."

sonders herrscht in Ansehung des Eigenthums der Grundstücke ein großer Mißbrauch. Der Staat hat die Eitelkeit, den Stolz und selbst die Tyrannei einiger Familien zum Gesetz erhoben, und dadurch dem gemeinen Wesen unendlichen Schaden zugefügt. Denn wo anders, als in der Eitelkeit und dem Hochmuth können die Gesetze gegründet seyn, daß die Grundstücke nur allein von gewissen ausgezeichneten Familien sollen können besessen werden, daß sie von diesen Familien unzertrennlich sind, daß sie nur an einen aus der Familie forterben sollen u. s. w. und was ist es anders, als ursprüngliche Tyrannei, wenn das Gesetz Menschen mit unter das Eigenthum zieht und sie den Sachen völlig gleich stellt? — Was aber auch diesen Gesetzen für Absichten ursprünglich zum Grunde gelegen haben; so ist doch gewiß, daß sie der Vermehrung des Nationalreichthums und der Verbreitung der Glückseligkeit unter alle Glieder des Volks geradezu entgegenwirken.

Noch vor der Entstehung der Gesetze hatte schon die Macht oder die List sich der Güter bemächtigt, ein Eigenthum sich angemast und die Bedingungen durch Gewohnheit eingeführt, unter welchen sie solches besitzen wollte. Da die Mächtigen es waren, welche den Staat gründeten, so ist es begreiflich, daß sie die Gesetze nach ihrem Vortheile hauptsächlich einrichteten.

ten, und daß der bisherige Brauch, so weit er für sie vortheilhaft befunden wurde, gesetzliche Kraft erhielt. So wie aber der Staat diese Gesetze einmahl genehmigt hat, begründet er auch die allgemeine Erwartung, daß sie Gültigkeit haben und berechtigt dadurch eine Menge Menschen zu Handlungen, welche bloß deshalb unternommen werden, weil man auf diese gesetzlichen Einrichtungen sicher rechnete. Wenn auch jene Gesetze ursprünglich mit Unrecht eingeführt wären; so handeln alle diejenigen, welche im Vertrauen auf sie kaufen, verkaufen oder sonstige Veränderungen vornehmen, vollkommen recht, und es wäre im höchsten Grade unrecht, sie durch Vernichtung jener Gesetze um die Vortheile zu bringen, welche sie im Vertrauen auf die Gesetzgebung erworben haben.

Dennoch kann es keine Staatsmaxime seyn, „daß jedes Recht, so bald es einmahl durch den Staat functionirt ist, ewig bleiben solle, nemöge für das Wohl des Ganzen nachtheilig befunden werden oder nicht.“ Vielmehr muß das Princip der Reform der Rechte jedem Staate wesentlich seyn, und es muß die Maxime herrschen: „Kein Recht und kein Gesetz soll fort dauern, wenn die Umstände oder die Einsichten sich so verändern, daß es mit dem allgemeinen Staatszwecke oder mit dem wesentli-

*Jakobs Policeygesetzgebung.*

B b

chen Zwecke eines Gliedes des Staats in Widerspruch geräth."

Damit aber diese letzte Maxime mit Gerechtigkeit ausgeführt werden könne, ist es nöthig, daß diejenigen, welche durch Aufhebung oder Abänderung der bisherigen nachtheiligen Gesetze leiden, entschädigt werden. Alle Veränderungen der Gesetze, welche das Eigenthum betreffen, müssen daher nach dem Princip der Entschädigung geschehen. Dieses Princip verlangt, daß der, welcher durch die Veränderung der Gesetze gewisse Vortheile verliert, Vortheile von gleichem Werth auf der andern wieder gewinne. Die Schätzung der Vortheile aber kann hier nicht einer Partei überlassen werden; sondern sie muß nach allgemeinen Grundsätzen, von unpartheyischen Richtern ausfindig gemacht werden. Der Wunsch und die Nothwendigkeit, dieses Princip der Entschädigung bey den Veränderungen der Gesetze, welche das Eigenthum betreffen, zu beobachten, ist es, welches die Veränderungen so schwer macht, und wobey die Staatsklugheit ihre größte Vollkommenheit erreichen kann.

Indessen ist ein Staat um so vollkommner, je weniger er dergleichen Gesetze hat, die eine solche Reform bedürfen. Auch muß jede Veränderung in den Eigenthumsgesetzen, durch

die nothwendigen Schranken des Eigenthumsrechtes selbst, und durch die besondern vorkommenden wichtigen Staatszwecke nach allgemeinen Principien bestimmt werden. Diese sollen hier kürzlich entwickelt werden.

§. 173.

Erstlich ist im allgemeinen zu bemerken, daß das Eigenthumsrecht kein absolutes, sondern nur ein relatives Recht ist, d. h. es ist nur deshalb und in soweit gültig, als es mit dem Begriffe des Staatszweckes überhaupt und mit dem besondern, die Quantität der nützlichen Güter am meisten zu vermehren, übereinstimmt. Bloß aus diesem Grunde sind

- 1) alle Dinge, welche am vortheilhaftesten einen gemeinsamen Gebrauch zulassen, oder deren Gebrauch für alle gleich nothwendig und möglich ist, von dem Privateigenthumsrecht ganz ausgeschlossen; und aus eben diesem Grunde muß es
- 2) Maxime seyn, alle Dinge, welche bisher in Gemeinschaft waren, in Privateigenthum zu verwandeln, sobald bey dem letztern Verhältnisse ein größerer Ertrag, d. h. ein größerer Nutzen für die ganze Gesellschaft zu erwarten ist; und ebendeshalb muß.

B b. 2

3) die Gesetzgebung alle eingeschlichenen Eigenthumsverhältnisse abzuschaffen suchen, welche

a) nach einer allgemeinen Regel den Ertrag vermindern und muß solche an deren Stelle setzen, von welchen eine grössere Vermehrung desselben zu erwarten ist;

b) solche, welche ganze Classen der Untertanen zur ewigen Armuth verdammen, und ihnen alle möglichen Wege des Erwerbes abschneiden. Beyde fehlerhafte Gesetzgebungen trifft man insonderheit bey den Rechtsverhältnissen an, welche das Grundeigenthum betreffen. Jedoch kann der Staat auch diese Veränderungen nur durch allgemeine Gesetze, und gegen Entschädigung der dabey leidenden Parteien treffen.

§. 174.

Ueberdem kann alles Eigenthumsrecht nur unter folgenden politischen Schranken zugestanden werden:

1) Dafs das Eigenthum nie auf eine solche Weise besessen oder gebraucht werden solle, dafs die Nichteigenthümer, aller ihrer Anstrengungen ungeachtet, nicht ihre Subsi-

stanzmittel gewinnen, und nicht die Möglichkeit behalten sollten, gleichfalls zu einem Eigenthume zu gelangen. Jemehr die Eigenthumsgesetze eines Landes einen so nachtheiligen Zustand der Dinge für die ärmeren Classen begünstigen, desto mehr werden sie einer Reform bedürfen.

- 2) Dafs dem Staate das Recht vorbehalten wird, alles was zur Erhaltung der Sicherheit des Staats und zur Erreichung der übrigen Staatszwecke nöthig ist, nach Gesetzen einer billigen Vertheilung von dem Privateigenthume zu entnehmen.
- 3) Dafs Niemand sein Eigenthum auf eine solche Weise besitzen oder gebrauchen dürfe, dafs dadurch eines andern Rechte oder die Rechte der Menschheit in seiner eignen Person verletzt werden. (*Sic utere tuo, ut alium, alienum, rempublicam, temet ipsum non laedas.*)
- 4) Dafs Niemand solche Verfügungen über sein Eigenthum treffen könne, welche nach einer allgemeinen Regel der ganzen Gesellschaft zum Nachtheile gereichen und Elend erzeugen oder auf Verminderung des Nationalreichthums wirken. Der Staat mufs bey seinen Gesetzen über das Eigenthum drey Gesichtspuncte vor Augen behalten, wornach er die willkährlichen



Verfügungen über dasselbe einschränken muß, nemlich: 1) daß die Subsistenzmittel für die erzeugte Nachkommenschaft erhalten werden, 2) daß die gesetzliche Successionsordnung mit den in den gefelligen Verhältnissen und natürlichen Neigungen der Menschen gegründeten Erwartungen übereinstimmen, und 3) daß die Vertheilung der Güter nach dem Princip der Nationalökonomie möglich bleibe, und die Willkür der Lebenden, die Willkür der Nachkommenschaft in Ansehung des Gebrauchs der Güter nicht auf ewig binden könne. Nach denselben wird also die Successionsordnung bestimmt, und die Willkür, durch Testamente und Vermächtnisse über sein Vermögen zu disponiren, eingeschränkt werden müssen.

### Dritter Abschnitt.

*Von der Vorsoorge des Staats für die Sicherheit und Erhaltung des Eigenthums.*

#### §. 175.

Nichts flößt dem Menschen mehr Muth ein, sein Eigenthum zu vervollkommen und zu vermehren, als wenn er glaubt vollkommen sicher zu seyn, daß dasselbe von Niemanden

angegriffen werden könne. Es muß daher dem Staate äußerst viel daran gelegen seyn, den Eigenthümern den höchsten Grad der Sicherheit in Ansehung ihres Eigenthums zu verschaffen, und jede Art von willkürlichem oder gewaltsamen Eingriff in dasselbe zu entfernen. Diesen Schutz kann der Eigenthümer nur allein von dem Staate erwarten, da der Einzelne zu schwach ist, sich gegen Willkühr und Gewalt der Stärkeren zu verwahren. Allein nicht bloß die Willkür, auch die Natur zerstört oft das Eigenthum der Menschen, und diese sind zu schwach, sich gegen ihre Angriffe zu sichern, wenn ihnen nicht der Staat Beystand leistet. Wo es also möglich ist, da muß er auch hier hilfreiche Hand leisten.

§. 176.

Die Angriffe auf die Sicherheit des Eigenthums, welche von der Willkür der Menschen herrühren, kommen bald von einem gesetzlosen Zustande, dem Kriege, bald von einem schlechten gesetzlichen Zustande, wo entweder Privatpersonen oder gar die Regierung und deren Beamte selbst das Privateigenthum zerrütten und unsicher machen.

Der Krieg ist nicht so fürchterlich durch den Menschenverlust, welchen er den Ländern zuzieht, als durch die Gesetzlosigkeit, welche

in den Ländern einreißt, wo sich dessen Schauspiel eröffnet. Was seit Jahrtausenden gesammelt ist, wird in einem Tage auf die wildeste, brutalste und nutzloseste Weise zerstört. Kein Mensch ist seiner Habe einen Augenblick sicher; ohne Gesetz und ohne Regel nimmt, zerstört, vernichtet der muthwillige oder bedrängte Feind oder Freund alles was er findet. Der Muth zu Unternehmungen wird erdrückt, alle Gewerbe gerathen in Stockung, die Verzweiflung bemächtigt sich aller Stände, und wo die Kriegsfurie wüthet, da verläßt sie Armuth, Jammer und Elend. Gegen dieses schreckliche Uebel hat die Staatspolicey keine Mittel, denn der Krieg setzt sie selbst außer Thätigkeit oder benimmt ihr alle Kraft.

Leichter wird es ihr, das Gefindel zu entfernen, welches das Privateigenthum in Friedenszeiten durch Diebstahl, Raub, Betrug u. s. w. unsicher macht. Sie verräth ihre Unvollkommenheit im höchsten Grade, wenn sie nicht einmahl im Stande ist, das Entstehen von Diebes- und Räuberbanden zu verhüten, gewaltsame Einbrüche einzelner Räuber zu verhindern oder Gewerbe nicht aufkommen zu lassen, welche für die Sicherheit des Privateigenthums nachtheilig sind. Die Mittel dagegen sind allgemein bekannt. Eben so kann die Policey auch dem Leichtsinne und der Fahrlässigkeit,

wodurch fremdem Eigenthum leicht großer Schaden zugefügt werden kann, manche allgemein zu billigende Schranken setzen. Die Lehrbücher der Policy geben sowohl die Uebel als die öffentlichen Mittel dagegen vollständig genug an.

Aber ein großes Uebel ist es, wenn die Regierung selbst das Privateigenthum antastet und die Sicherheit vernichtet, deren Schutz und Garantie sie übernommen hat. Nichts Verderblicheres kann für die allgemeine Glückseligkeit gedacht werden. Gegen Betrüger, Diebe und Räuber hofft man sich durch Vorrecht und Privat sicherheitsmaßregeln zu decken; den Krieg hält man für ein vorübergehendes zufälliges Uebel. Sobald er vorbey oder nur entfernt ist, tritt der Eifer und der Fleiß wieder verdoppelt hervor, um die erlittenen Verluste zu ersetzen; aber wer kann es wagen, Muth zu fassen, wenn der Staat selbst ein Princip der Unsicherheit für das Privatvermögen ankündigt und practisch übt? — Eine willkürliche tyrannische Regierung, eine schlechte Gesetzgebung, eine unsichere Justizverwaltung, eine intolerante Religion — sind innere bleibende Ursachen einer continuirlichen Unsicherheit. Ein Act der Gewaltthätigkeit bringt schon einen gewissen Grad der Beforgniß hervor, und schlägt einige furchtsame Gemüther nieder; ein

zweyter folgt, und die Unruhe wird allgemeiner. Die Vorsichtigen ziehen ihre Capitale aus den nützlichen Unternehmungen zurück, und verlassen nach und nach eine Laufbahn, auf welcher sie Verluste besorgen müssen. Werden dergleichen Angriffe noch öfter wiederholt, und wird die tyrannische Willkür der Character der Regierung; so verschwindet aller nützliche Unternehmungsgeist. Die alten Unternehmer werden nicht ersetzt; die, welche noch übrig geblieben sind, ermatten, und endlich ist das ganze Feld der Industrie, welches den Reichtum der Nation schaffen soll, leer und öde. 1

Kleinasien, Griechenland, Egypten, die Küste von Africa, die zu den Zeiten der Römer durch Ackerbau, Manufacturen und Handel so blühend waren, was ist aus ihnen unter dem absurden Despotismus der türkischen Regierung geworden? Alle diese schönen Länder sind bloß durch eine ungereimte Regierung in Wüsteneyen verwandelt, und ihre Einwohner sind auf die niedrigste Stufe der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Unsitlichkeit heruntergefunken.

Wir haben hier nicht nöthig, von den offenkundigen Räubereyen einiger morgenländischen Fürsten zu reden. Das Ungerechte, Tyrannische und Verderbliche springt zu sehr in die Augen, als daß es in cultivirteren Staaten ver-

sucht werden sollte, und was würde das Predigen gegen den helfen, der weder das Unrecht noch das Unpolitische scheuet? — Aber es haben sich auch in gesitteteren Staaten gewisse Operationen erhalten, welche im Grunde wahre Angriffe auf die Sicherheit des Privateigenthums sind, deren Ungerechtigkeit und Schädlichkeit man aber unter allerley Scheingründen zu verbergen gesucht hat, indem man den kurzen vorübergehenden Vortheil hervorhob, welcher den Staat bestimmte, sich zu diesen Mitteln herabzulassen. Das Ungerechte und Schädliche solcher Operationen ins hellste Licht zu setzen, muß daher das eifrigste Bestreben der Staatspoliceywissenschaft seyn.

§. 177.

Zu solchen Verletzungen der Sicherheit des Privateigenthums durch den Staat selbst gehört:

- 1) Eine erzwungene Erhöhung des Münzfusses, um die öffentlichen Schulden desto leichter bezahlen zu können. Diese Operation ist nichts anders als ein Banquerott. Denn man bezahlt nicht alles was man schuldig ist; sie ist noch dazu ein betrügerischer Banquerott, weil man sich dabey den Schein gibt, als bezahle man alles, und ein dummer Betrug, weil man Niemanden betrügt, in-

dem jedermann sehr wohl weiß was geschieht. Zugleich wird durch diese Operation ein allgemeiner, Raub gesetzlich autorisirt. Denn der Regent berechtigt alle Schuldner, ihre Gläubiger auf gleiche Weise zu berauben, wie er die Staatsgläubiger beraubt. Endlich ist es ein unpolitischer Raub, welcher dem Reiche unendlichen Schaden und der Regierung nicht einmal den Vortheil bringt, den sie sich davon versprach. Nachdem sie den öffentlichen Credit zerstört, ehrliche Bürger arm und Schurken reich gemacht, den Handel zerrüttet, die Auflagen in Unordnung gebracht und tausenderley Unglück in den Familien verursacht hat, behält die Regierung, die sich dadurch entehrt hat, nicht den geringsten Vortheil davon. Denn sie hat ihre Einnahme durch den erniedrigten Zinsfuß vermindert, und ihre Ausgaben vermehrt, und das Deficit, das sie zu decken suchte, ist nach der Operation größer als vorher.

- 2) Eine erzwungene Erniedrigung des Zinsfußes. Diese Operation ist nichts anders, als eine gewaltsame neue Vertheilung des Vermögens. Sie nimmt den Capitalisten einen Theil, um ihn den Gläubigern zu geben. Alle Gründe, wel-

che man für eine solche Operation anführen kann, würden es auch rathsam machen, den Gutsbesitzern ihre Rente zu schmälern und den Reichen einen Theil von dem ihrigen zu nehmen, um ihn unter die ärmeren zu vertheilen. Wo will man Principien für die Grenzen eines solchen Verfahrens finden? — Warum will man mit der Theilung nicht bis zur vollkommenen Gleichheit fortfahren? und wenn diese zu Stande gebracht ist, wird man nicht täglich eine neue Theilung vornehmen müssen? Zahllose Ungereimtheiten folgen aus einem solchen Systeme. Und wird man etwa den Zustand der Gläubiger dadurch verbessern? — Fremde Capitale werden nicht mehr zu uns kommen; die im Lande befindlichen fremden und einheimischen werden auswandern, und ein Land auffuchen wo sie sich mehr Sicherheit zu versprechen haben — dem Handel und den Gewerben werden also ein Menge Capitale entzogen werden — viele Gewerbe werden ganz eingehen, und der Reichthum wird auf tausend Punkten in Abnahme gerathen.

- 4) Allgemeine Vermögenseconfiscationen. Confiscationen sind vielleicht unter allen Umständen schlechte und ver-



derbliche Arten zu strafen. Wer Vermögen besitzt, steht gemeinlich mit einer großen Menge Menschen in solchen Verbindungen, wodurch er ihnen Geld, Güter oder andere Verbindlichkeiten schuldig ist, die er, wenn ihm sein Vermögen genommen wird, nicht erfüllen kann. Nimmt ihm also der Staat sein Vermögen, so bestraft er nicht bloß ihn, sondern zugleich eine Menge anderer, ganz unschuldiger Menschen. Sind indeffen dergleichen Confiscationen auf solche Verbrechen gesetzt, die nur aus einem allgemein schändlichen Character herrühren können; so geht es noch an, theils weil die Fälle selten sind, theils weil man sich vor der Verbindung mit solchen Menschen hüten kann, da ihr Character gemeinlich schon vorher, ehe er dergleichen Verbrechen begeht, bekannt ist. Werden aber dergleichen Confiscationen an politische Vergehungen und an solche gebunden, die auf der Uebertretung willkürlicher, unbilliger und wohl gar ungerechter Gesetze beruhen; so sind sie die stärksten Angriffe auf die Sicherheit des Eigenthums und müssen die stärksten Erschütterungen des öffentlichen Vertrauens und des Privatcredits zur Folge haben.

Hierhin gehören die schändlichen Quälereien, wo man ganze Religions- oder politische Secten bloß um ihres Bekenntnisses willen, aus dem Lande treibt und ihr Vermögen in Masse confiscirt. In der That scheint es oft, wenn man die Geschichte der religiösen und politischen Verfolgungen liest, daß man mehr das Verbrechen gemacht habe, um confisciren zu können, als daß ein Vergehen da ist, das eine solche Strafe erforderte. In einem Staate, der von Parteien zerrissen wird, ist die eine Hälfte in den Augen der andern immer Rebell. Man führe das System der Confiscationen hier ein, und die Parteien werden ihr Vermögen wechselseitig verschlingen, wie man es in Rom und in andern Ländern so häufig gesehen hat. Die Juden hatten oft kein anderes Verbrechen begangen, als daß sie reich waren, um sie der Confiscation zu unterwerfen. Die *chambres ardentes* in dem alten Frankreich waren nicht weniger fürchterlich als was wir zur Zeit der Revolution gesehen haben. Zwar hört man öfters dergleichen Maßregeln mit der Sentenz rechtfertigen, „daß die Reichthümer der Generalpächter, der Juden und der Mächtigen durch Ungerechtigkeit zusammen gebracht wären, und man also dem Publico das wieder geben könne, was ihm ungerechter Weise entrisen worden sey.“ Allein ein solches Rationne-

ment würde der Tyrannei Thür und Thor öffnen; Unschuld und Reichthum würden zwey unverträgliche Begriffe werden. Denn wo könnte man nicht annehmen, daß der Reichthum eines Menschen in irgend einer Ungerechtigkeit seiner Vorfahren seinen Ursprung habe? — Confiscationen, ohne deutlichen vollkommenen Beweis des Betruges oder eines andern schweren Verbrechens, gegen jeden einzelnen, Confiscationen gegen ganze Gesellschaften und Parteien bleiben allemal ein Ausbruch der härtesten schrecklichsten Tyrannei, und müssen die unschuldigen Einwohner mit Furcht und Schrecken erfüllen und die Lust zum Erwerbe vermindern.

Selbst einzelne Confiscationen sollten äußerst selten, und nur im Falle der allerschwersten Verbrechen Statt finden, wo sie nicht ganz und gar vermieden werden können. In Ländern, wo der Kaufmann durch Uebertretung der Zollgesetze leicht in so große Strafe verfallen kann, daß er einen großen Theil seines Vermögens dadurch verliert, muß nothwendig der Kaufmannscredit sehr geschwächt werden. Denn das Verbrechen, die Zollgesetze zu übertreten, ist in den Augen der mehresten Menschen, in moralischer Hinsicht so klein, daß jeder Kaufmann es dem andern zutrauet. Wie kann aber der Ausländer den Kaufleuten eines Landes

ohne große Gefahr Credit geben, wenn sie durch so leicht mögliche Vergehen zu armen Leuten werden können?

In den alten Staaten sehen wir das Confiscationsystem und Angriffe auf das Privatvermögen eine sehr große Rolle spielen, und die alten Schriftsteller haben diese Ungerechtigkeiten so zu beschönigen gewußt, daß sich selbst bis auf die neuesten Zeiten ein günstiges Vorurtheil für sie erhalten hat. Der gesetzliche Banquerott, wodurch der römische Senat, vom Pöbel gezwungen, die betrügerischen Schuldner von ihrer Verpflichtung, zu bezahlen, befreiete, wird fast mit allgemeinem Beyfall von den alten und neuen Geschichtschreibern erzählt, und doch erscheint er vor den Augen eines unparteiischen Beurtheilers eben so ungerecht, als unpolitisch. Die Wirkungen, welche man dadurch beabsichtigte, wurden durch diesen Banquerott selbst zerstört. Der Wucher, der zu diesem Raube Veranlassung gegeben hatte, mußte unmittelbar darauf noch größer werden. Denn was sind die übertriebenen Zinsen anders als Prämien für die Gefahren und Besorgnisse, daß der Gläubiger sein Capital verlieren möchte? Die Römer waren im Auslande und Inlande daran gewöhnt, das Eigenthum nicht zu achten. Ihr Colonialsystem war nichts als ein organisirtes Plünderungssystem unschuldiger Völ-

*Jakobs Policygesetzgebung.*

C c

ker; und im Reiche selbst war das ewige Dringen des unruhigen Haufens auf neue Theilung der Ländereyen der Feuerbrand, der jeden reichen Mann continüirlich bedrohet, und der endlich unter den Triumviren die Flamme jenes schändlichen Confiscationsystems entzündete. —

Am wenigsten hat man sich in den neueren Zeiten ein Gewissen daraus gemacht, Staatsbedienungen, Pensionen oder Pfründen einzuziehen, und die bisherigen Inhaber dem Hungertode Preis zu geben. Viele haben diesen Act der Ungerechtigkeit gar als die Folge einer weisen Staatsverwaltung und einer guten Oekonomie gepriesen, und gewiß gab es kein besseres Mittel, sich der Habgucht zu empfehlen, als ihr die Maske des allgemeinen Beften anleihen. Das allgemeine Wohl kann allerdings verlangen, daß gewisse Aemter aufgehoben, gewisse Institute, die zur Ernährung des Müßigganges dienen, vernichtet werden; aber es fordert nicht, daß die Menschen, welchen der Staat bisher ihr Einkommen aus jenen Stellen versichert hatte, unglücklich gemacht werden; es verlangt vielmehr, daß der Staat jeden, dem er gewisse Einkünfte durch seine Gesetze garantirt hat, vollkommen entschädige, wenn er es für nöthig hält, diese Gesetze zu ändern. Wenn der Staat einigen Menschen ihre Einkünfte nimmt; so stürzt er sie in ein gewisses Elend,

und der Profit, den er davon hat, vertheilt sich unter so viele, ist so unendlich klein für jeden Einzelnen der Millionen, die bisher den Verlust trugen, daß die Glückseligkeit, welche er durch dergleichen Gewinn hervorbringt, fast nichts ist; wenige werden mit einem Male dadurch arm, und keiner wird reich. Die Sentenzen, womit man dergleichen ungerechte und grausame Operationen der Regierungen zu entschuldigen sucht, sind nichts als halb wahre halb falsche Sophismen, womit man einem leichten einfachen Problem das Ansehen eines politischen tiefen Geheimnisses gibt. Das Interesse der Einzelnen, sagt man, steht dem Interesse des Ganzen nach. Nichts als blauer Dunst. Ist denn das Interesse des Ganzen etwas andeß, als das Interesse aller Einzelnen? Opfert ihr das Interesse des Einen auf, warum nicht auch des Zweyten, Dritten, und so bis an den Letzten? Denn es wird immer noch ein Vortheil für die Uebrigen seyn, wenn das Interesse des Einen von ihnen den Andern aufgeopfert wird. Also entweder das Interesse des Ersten muß heilig und unverletzlich seyn, oder es ist gar nichts mehr sicher gegen die willkürlichen Angriffe des Staats. Und muß jemand den Schaden tragen, ist es denn nicht besser, gerechter und vernünftiger, daß ihn alle, als wenige, daß ihn viele, als daß ihn einer

trägt? Wer ist denn hier der größte Egoist? Der, welcher das Wenige zu behalten wünscht, was ihm das Recht zugestanden hat, oder der, welcher schon alles hat, aber auch dem Einem noch das Wenige nimmt, was ihm das Recht zugesprochen hat? Welch eine fade und grausame Ironie ist es hier, noch das allgemeine Bösse zum Vorwande zu gebrauchen!

Je heiliger der Staat das Eigenthum und das Recht eines jeden achtet, desto tiefer prägt sich die Pflicht gegen das Eigenthum in die Gemüther des Volks. Kleine öffentliche Verletzungen bereiten zu größern vor. Die Raubsucht wird mit jeder Nahrung, die sie erhält, größer, und spottet zuletzt aller Gesetze. Es ist daher nichts wichtiger, als daß sich die Regierung auch nicht die kleinste Abweichung von dem Gesetz erlaube.

§. 178.

Abgesehen von den Eingriffen, auf das Privateigenthum, zu welchen die Regierung, durch den Schein eines gegenwärtigen in die Augen springenden Vortheils verleitet wird, kann auch aus der schlechten Beschaffenheit der Gesetze, welche das Eigenthum betreffen, und aus der unvollkommenen Justizverwaltung ein hoher Grad von Unsicherheit entstehen.

In den mehresten Ländern sind die Gesetze ein unübersehbares Chaos, wovon das gemeine Volk gar nichts, der gebildete Theil sehr wenig und selbst die gelehrtesten Rechtsverständigen nicht mehr begreifen, als so viel dazu gehört, sich Jahre lang über den Sinn oder die Gültigkeit eines Gesetzes methodisch zu streiten. Fast in allen Ländern gibt es allgemeine Landesgesetze, Provinzial- und Municipalgesetze, Herkommen, Gewohnheiten und daneben noch eine Menge ausländischer Gesetze; täglich wird die Zahl der Gesetze und mit ihr die Unordnung, Verwirrung und Dunkelheit vermehrt. Wenn die Eigenthumsverhältnisse schon an sich sehr zusammengesetzt, mannichfaltig und verwickelt sind; so sollte man um so mehr darauf bedacht seyn, Einfachheit und Verständlichkeit in dieselben zu bringen, damit jeder seine Rechte und Pflichten, die sich darauf beziehen, leicht erkennen könnte. Denn die Unbestimmtheit und Dunkelheit der Gesetze macht das Eigenthum auf vielfache Weise unsicher.

Aber neben guten Gesetzen muß auch für eine gute Justizpflege, für ein rasches unparteyisches gerichtliches Verfahren gesorgt werden. Man hat Länder, wo die Gesetze gut sind, wo aber die straitenden Parteien an der Procedur sterben. Eine gute Procedur soll den



Proceſſen vorbeugen, die gütlichen Beylegungen befördern, nicht beyzulegende Streitigkeiten ſchnell und ohne groſſe Koſten entſcheiden. Wo dieſes nicht iſt; da rauben die Proceſſe Ruhe, Zeit und Vermögen. Je länger ein Proceſs verzögert wird, je mehr Koſten er verſchlingt, deſto mehr Urfachen der Verminderung des Nationalreichthums ſind vorhanden. Die vielen Friſten, welche die Gerechtigkeit befördern ſollen, haben nur der Chicane den Weg eröffnet, und die Proceſſe vervielfältiget; die Häufung der Formalitäten in dem Verfahren ſpielt den kleinſten Proceſs in die Hände der Advocaten, und bringt die Parteien oft um ihr Vermögen. Kurz eine ſchlechte Juſtizverfaſſung iſt der fürchterlichſte Räuber in einem Staate, da er durch die Geſetze autorisirt iſt, da Niemand mit der gröſten Vorſicht ſich gegen ihn ſchützen kann, und ohne, daß die Regierung den geringſten Vortheil davon hat, auf ſtete Verarmung des Ganzen und der Einzelnen loſarbeitet. Das Problem, wie die Geſetze über das Eigenthum ſo einzurichten, daß daraus die gröſte Sicherheit für daffelbe und die gröſte Leichtigkeit des Erwerbes entſpringe, und wie die Gerichtsprocedur am einfachſten und vortheilhafteſten zu beſtimmen ſey, iſt ein ſchweres Problem für die Juſtizgeſetzgebungswiſſenſchaft. Die Staatspolicey kann nur die

Punkte angeben, welche sie dabey nicht vernachlässiget zu sehen wünscht. Diese sind:

- 1) Dafs die Kennzeichen des Eigenthums und des Erwerbes natürlich und einfach seyn mögen.
- 2) Dafs das Eigenthum weder eine solche Ausdehnung, noch auch solche Schranken durch die Gesetze erhalte, welche der bestmöglichen Benutzung desselben im Wege stehen.
- 3) Dafs der Uebergang desselben in bessere Hände möglich bleibe, und die Vertheilung desselben nicht unmöglich gemacht werde.
- 4) Dafs die Procedur der Justiz auf leichten allgemein verständlichen, durch die gesunde Vernunft leicht zu findenden Principien beruhen möge, um theils die Entstehung der Processse zu verhindern, theils die nothwendigen Streitigkeiten schnell und ohne grofse Kosten zu entscheiden.
- 5) Dafs alle Eigenthumsverhältnisse, welche diesen Zwecken entgegenwirken, nach und nach, nach Principien der Gerechtigkeit abgeschafft, und bessere Verhältnisse eingeführt werden mögen.

## §. 179.

Aber nicht allein Gewalt und Willkür sind Feinde des Eigenthums, welche der Staat zurückhalten kann; auch die Natur zerstört es nicht selten, ohne daß Privatkkräfte es verhindern können. Gemeinsame Macht aber kann diese physischen Uebel sehr oft, wo nicht ganz vernichten, doch sehr vermindern.

Es gehören dahin alle Anstalten gegen Ueberschwemmungen und Verwüstungen durch Wasser, Feuer, Viehseuchen, schädliche Insecten u. s. w., Ersatz solcher Verluste, welche durch unverschuldete Zufälle leicht verursacht werden können u. s. w., in wiefern sie nicht anders, als durch gemeinsame Ueberlegungen, durch gemeinsame Beschlüsse und Kräfte zu Stande kommen können. Wie dergleichen Anstalten am besten einzurichten sind, muß nach den besonderen Umständen jedes Landes und jeder Provinz bestimmt werden. Es sind davon so viele gute Beyspiele und so ausführliche Belehrungen vorhanden, daß es überflüssig seyn würde, sie hier zu wiederholen, wo nur die Grundsätze für die Policeygesetzgebung entwickelt und ihre Anwendung auf zweydeutige und schwierige Fälle gezeigt werden soll. Es ist genug, zu bemerken, daß die nützlichen Anstalten dieser Art unter einer guten Regierung und in einem reichen Lande zwar häufig durch

Privatvereine ausgeführt werden, daß es aber dennoch gut ist, wenn die Regierung, da wo diese noch nicht geschickt genug sind, den ersten Stofs dazu gibt, die nützlichen Privatinsti- tute unter ihre besondere Obhut nimmt, und ähnliche Anstalten durch ihre Unterstützung aufmuntert. Gemeinheiten muß sie die Ver- bindlichkeit auflegen, dergleichen Anstalten zu treffen, und die besondere Stadt- und Dorfpo- licey gibt die Anweisung dazu.

~~~~~  
Vierter Abschnitt

*Von der öffentlichen Vorsorge für die Ge-  
werbe überhaupt.*

§. 180.

Jeder will im Staate gewinnen, jeder will reicher werden, und je reicher jeder Einzelne wird, desto reicher, desto mächtiger wird der Staat, desto mehr Quellen sind vorhanden, sei- ne Regierungseinkünfte zu vermehren. An der Vermehrung des allgemeinen Reichthums müs- sen also alle Parteien das größte Interesse neh- men. Ein Mensch kann dadurch reicher wer- den, als der andere, wenn er den andern ihre Güter abnimmt; aber eine allgemeine Ver- mehrung der Reichthümer ist nur dadurch mög- lich, daß die Güter, woraus der Reichthum

besteht, im Lande wirklich vermehrt und vielfältiget werden. Die Vermehrung der Güter ist also das eigentlich allgemein Wünschenswerthe. Das einzige Mittel aber, die Güter auf eine reelle continuirliche und dauerhafte Art zu vermehren, sind die Gewerbe, d. h. die verschiedenen Arten der Thätigkeiten oder Beschäftigungen der Einwohner, welche die Vermehrung oder zweckmäßige Umgestaltung der Güter zur Absicht haben. Je mehr Menschen im Staate diese Beschäftigungen treiben, und je größer die Production ist, die jeder Einzelne bewirkt, desto reicher muß ein Volk werden, und da der Reichthum der äußerste Maßstab der Glückseligkeit und das unentbehrliche Mittel der Macht ist, da der Reichthum zugleich die Mittel zur Cultur enthält, so wird ein Volk auch um so glücklicher, um so mächtiger und um so cultivirter seyn können, je reicher es ist.

Blühende, vollkommne, ausgedehnte Gewerbsamkeit des Volks ist die einzige sicherste Quelle des wachsenden und dauernden Reichthums. Die Reichthümer, welche eine siegreiche Armee ins Land schleppt, gründen keinen Volksreichthum, da sie größtentheils in die Hände gewerbloser Personen fallen, und bald verzehrt werden, ohne daß sie andere Güter an ihre Stelle schaffen. Die Zerstörung der Ge-

werke, welche die Folge des Kriegs ist, thut dem Reichthume größern Schaden, als die glänzendsten Eroberungen Vortheile bringen können.

§. 181.

Alle Regierungen sind von der Wahrheit, daß die Gewerbe die alleinigen sichern Quellen des Reichthums sind, überzeugt, und daher im Allgemeinen, auch stets bemüht gewesen, die Gewerbe zu ordnen, einzutheilen, aufzumuntern u. s. w. Aber theils irrige Einsichten, theils andere Zwecke, die höher und wichtiger zu seyn schienen, als der Erwerb, haben die Wirkung der öffentlichen Vorforge für die Gewerbe sehr oft gehindert, und nicht selten haben die Mafsregeln der Regierung der Vervollkommnung der Gewerbe entgegengewirkt. Um genau und richtig zu beurtheilen, was der Staat in Beziehung auf die Gewerbe zu thun habe, müssen wir zunächst die Triebfedern erforschen, welche die einzelnen Menschen zur Production der Güter antreiben, wir müssen uns deutliche Begriffe von der Art und Weise schaffen, wie die Güter vermehrt und vertheilt werden, und unter welchen Bedingungen diese Vermehrung am sichersten und leichtesten erfolgt. Dann erst wird sich beurtheilen lassen, ob und was die öffentliche Gewalt in Ansehung der Gewerbe zu leisten habe. In dieser Beziehung sollen hier

die Gewerbe zuerst im Allgemeinen, und sodann jede Classe insbesondere betrachtet werden.

§. 182.

Frägt man sich, warum ein Mensch ein Gewerbe wählt, und warum er fleissig ist; so kann man nicht anders antworten, als, um seines Gewinnes oder Vortheiles willen. Jeder arbeitet nur, in wiefern er in der Arbeit das einzige schickliche Mittel sieht, sich Auskommen und Vermögen zu verschaffen, und jeder wählt dieses und kein anderes Gewerbe, wenn er sonst nur frey ist, weil er nach seiner Lage und nach seinen Umständen es für dasjenige hält, worin er sein Fortkommen am leichtesten und sichersten finden wird. Alle Gewerbe werden um so eifriger gesucht und um so ämfiger getrieben, je grösser und je gewisser der daraus zu entspringende Vortheil ist.

Wer wird aber die Gewerbsuchenden am besten belehren und anweisen können, wo sie ihren grössesten und sichersten Vortheil finden? Gewiss werden die Privatleute hierzu am geschicktesten seyn. Jeder kennt seine Neigungen, seine Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, die ihn umgebenden Verhältnisse, sein Capital und alles übrige, was zur Beurtheilung der Wahl eines gewissen Standes gehört, am allerbesten; jeder wird den besten und sichersten Rath

bey seinen Umgebungen, seinen Eltern, Verwandten, Freunden u. s. w. finden. Ob bey einem Gewerbe mehr zu gewinnen sey, als bey dem andern, ob die Zahl der Arbeiter in dem einen zu groß oder zu klein sey, alles dieses und was sonst noch bey der Wahl eines Gewerbes zu bedenken ist, findet der Scharffinn der Privatleute am aller bestimmtesten und sichersten aus. — Was könnte also der Staat für ein Interesse dabey haben, sich in die Wahl der Gewerbe zu mischen, wenn diese Wahl von den Privatpersonen aufs beste besorgt wird? Vielmehr wird die Einmischung der Regierung in die Bestimmung der Wahl der Gewerbe in der Regel schädlich seyn. In einzelne Anweisungen kann sie sich nicht einlassen, die auch nothwendig ganz unzweckmäfsig ausfallen würden: sie muß also das Volk in gewisse Kasten oder Classen theilen, und die eine zum Ackerbau, andere zu Handwerkern, andere zu Soldaten, Priestern u. s. w. bestimmen. Aber wie kann sie wissen, ob alle, die in einer Classe geboren werden, Lust und Talent zu dem Gewerbe haben werden, wozu sie bestimmt sind? wie kann sie wissen, ob in der einen Classe nicht zu viel, in der andern nicht zu wenig seyn werden? — Doch die Ungereimtheit einer solchen Anordnung wird in Europa allgemein anerkannt. Dennoch herrschen hier und da noch Spuren



einer solchen barbarischen Verfassung. In vielen Ländern ist der Bauer verdammt, bey'm Ackerbau zu bleiben, und der Handwerker kann nicht aus dem Handwerksstande heraus: ein ganzes industriöses Volk, die Juden, zwingt man zum Kaufmannsstande, den Adel verbinden Vorurtheile und Staatsgesetze, sich aller Gewerbe zu enthalten, wenn er nicht seine Güter bewirthschaftet, oder in Staatsdienste tritt. Was erblicken wir in diesen Einrichtungen anders, als indianische Kasten, nur etwas erweitert?

Frägt man also Vernunft und Erfahrung, wie es die Regierungen anzufangen haben, um den Fleiß ihrer Unterthanen zu lenken, die Wahl und die Vertheilung der Handthierungen zu bestimmen; so ist die Antwort:

„Laßt nur für dieses alles die Liebe zum eignen Vortheil jeder einzelnen selbst sorgen, und verstatte jedem eurer Bürger die vollkommene Freyheit, seine Kräfte nach seinem eignen Ermessen anzuwenden und einen Gegenstand für seinen Fleiß zu wählen, welchen er selbst will.“

Der Staat wird nur dafür zu sorgen haben:

- 1) Dafs er selbst keine Veranlassung zur Erzeugung der Verachtung nützlicher Gewerbszweige gibt, und Geringschätzung, da wo sie vorhanden ist, zu vernichten sucht;

- 2) Daß er der Privatindustrie keine Gegenstände, ohne wichtigere Staatszwecke, entzieht;
- 3) Daß der Zugang zu den Gewerben aller Art offen erhalten, und alle Schwierigkeiten zu denselben zu gelangen, wo sie vorhanden sind, bey Seite geschafft werden. Was aber
- 4) die positiven Beförderungsmittel der Gewerbe betrifft, so müssen sie von allen Seiten genau geprüft und es muß dabey insbesondere erwogen werden, a) ob sie nicht auf der andern Seite eine größere Production verhindern, als sie auf der einen erzeugen; b) ob sie nicht dem Staate mehr kosten, als die Nation dadurch gewinnt; c) ob sie nicht andern Bürgern Nahrungsquellen entziehen, indem sie die Erwerbsmittel einiger wenigen verstärken.

§. 183.

1) Der Umstand, daß die Gewerbe die alleinige Quelle des Nationalreichthums sind, und die Beobachtung, daß in den Staaten so viele Menschen ohne Gewerbe leben, hat einige Staatsphilosophen bewogen vorzuschlagen, daß ein Gesetz gegeben würde, wodurch alle Staatsbürger ohne Ausnahme sich zu irgend einem Gewinn bringenden Gewerbe bekennen müß-

ten, und sie glauben, dadurch den Gewerben diejenige Ehre und Ausdehnung wieder zu geben, welche ihnen ursprünglich gebührt. Man will das ganze Volk in lauter gewerbtreibende Classen oder Zünfte eintheilen und jeder Staatsbürger soll von einer solchen Zunft Mitglied seyn. Allein es ist zu fürchten, daß damit wenig ausgerichtet werden möchte, wenn die übrigen Gesetze und Verfassungen in Ansehung der gewerbetreibenden Stände, von welchen eigentlich ihre Geringschätzung gewirkt wird, bleiben. Schafft man aber diese weg; so wird man ein solches Spielwerk leicht entbehren können. Ein Fürst der seine Landleute von der Leibeigenschaft, den Frohnen, der willkürlichen Gerichtsbarkeit u. s. w. befreyet, schafft seinen Bauern mehr Ehre, als wenn er sich einmal herabläßt, den Pflug zu führen.

Die Mittel den Gewerben die ihnen gebührende äußere Achtung zu verschaffen, in wiefern sie vom Staate abhängen; sind:

- 1) Daß er die Gewerbsgenossen einer gleichen Gesetzgebung und einer gleichen Gerichtsbarkeit, als alle übrigen Stände, unterwirft;
  - 2) Daß kein Gewerbe eine öffentliche demüthigende Behandlung nach sich zieht und von keiner Ehrenstelle ausschließt.
- Die Frage bey Vertheilung der öffentli-

lehen Aemter und Ehrenstellen muß nicht seyn: welches Gewerbe hast du bisher getrieben, sondern, was hast du gelernt und was hast du für einen sittlichen Character?

Die öffentlichen Mittel aber die Einwohner zu bestimmen, daß sie Gewerbe ergreifen, sind:

1) Wenn der Staat keine Pfründen für den Müßiggang stiftet oder zu stiften erlaubt.

2) Wenn er nicht mehr Staatsämter errichtet, als der Zweck des Staats nothwendig erfordert.

3) Wenn er keinen, der nicht gewerbtreibenden Stände, mit solchen Vorzügen ausstattet, welche für die gewerbtreibenden Stände drückend und demüthigend sind. In den mehrsten Staaten besteht die größte Ehre darin, zu einem Stande zu gehören, der kein Gewerbe treibt, und der Staat macht es bey vielen gesetzlichen Ehrenbezeugungen zur Bedingung, daß die, welche sie erhalten, entweder aller, oder doch einer großen Menge von Gewerben sich enthalten. Wie ist es anders möglich, als daß dadurch alle die Gewerbe, welche auf solche Weise gebrandmarkt werden, in Verachtung sinken müssen?

3. 4) Wenn er keine Aufmunterungsmittel und Prämien ertheilt, die gewerbtreibenden Stände zu verlassen und sich zu den müßigen Ständen zu begeben. Das bloße Bekenntniß, daß jemand nicht mehr zu dem gewerbtreibenden Ständen gehören will, ist in vielen Ländern schon hinreichend, ihm eine große Menge Privilegien und Vorzüge zu verschaffen. Denn offenbar ist es nur eine solche negative Handlung, wenn sich jemand in eine Schule oder unter die Schüler einer Universität aufnehmen läßt. Er behält die dadurch ertheilten Ständevorzüge eines Gelehrten, Freyheit vom Militär, höheren Gerichtsstand u. s. w. wenn er auch nie das geringste lernt, und dem Staate nie einen Dienst leistet. Sind dieses nicht aber die stärksten Lockungen, den nützlichen Stand der Gewerbsleute zu vermindern und die müßigen Zehrer zu vermehren? — Nur das Staatsamt muß die Vorzüge geben, welche zur Erzeugung der Kraft und Würde desselben nothwendig sind; so lange aber Jemand noch nicht im Amte ist, darf er keine gesetzlichen Vorzüge genießen. Eine solche Ordnung der Dinge wird den Rücktritt verunglückter Candidaten zu andern nützlichen Gewerben nicht erschwe-

ren, und dem Staate eine Menge nützlicher Arbeiter schaffen und erhalten, die jetzt alle an den Gütern anderer zehren. Jetzt drängt sich alles aus den sogenannten niedrigen Ständen, d. h. den producirenden und erwerbenden Classen in die sogenannten höheren Stände, d. h. in die nicht-producirenden und müßigen Classen, und an diesem Uebel sind allein die genannten Staatseinrichtungen Schuld. Es ist wahr, der Staat wird seine Beamten etwas theurer bezahlen müssen, wenn er die Vorzüge der Candidaten vernichtet, welche sich zu den Aemtern vorbereiten, weil sich dadurch das Zufließen zu dem gelehrten Stande vermindern wird. Allein diese Kosten gewinnt er durch die Hände, welche er dadurch den gewerbtreibenden Händen erhält, vielfach wieder.

Sehr viel zur Verachtung unserer gewerbtreibenden Classen trägt auch gewiss die bestehende Einrichtung der Zünfte und Gilden bey. Ich will hier nicht bestreiten, ob sie nicht ursprünglich manches Gute gestiftet haben, und vielleicht noch stiften. Aber so viel ist klar, daß die Zunfteneinrichtung den Handwerksstand zu einem geschlossenen Stande gemacht hat, zu dem man in der Regel nur dadurch gelangen kann, daß man sich einer Menge Formalitäten

unterwirft und in Verbindungen einläßt, die, so ehrwürdig und ehrenvoll sie bey dem rohen Ursprunge der Gewerbe scheinen mochten, nach und nach für jeden, der bessere Begriffe und einen höheren Grad der Cultur erhalten hat, im höchsten Grade lästig und unausstehlich sind, daß man ferner durch die Eingehung der Verbindung mit einer solchen Zunft alle Unannehmlichkeiten und beschwerlichen gesetzlichen Verhältnisse übernehmen muß, welche die ganze Zunft drückt und sie in den Augen des höheren Publicums herabsetzt. Die Folge davon ist, daß der ganze gebildete Stand und seine Capitale von dem Kreise der Zunftgewerbe auf immer abgehalten werden, und diese in der öffentlichen Achtung um so mehr verlieren müssen, als die freyeren Stände sich über sie erheben. Es ist aber nichts geschickter, alberne Vorurtheile und lächerliche Gebräuche selbst unter dem Scheine der Wichtigkeit zu verewigen, als das bisherige Zunftwesen. Also auch in dieser Hinsicht bedarf das Zunftwesen einer großen Reform.

## §. 184.

2) Je ausgedehnter und mannigfaltiger die Gegenstände sind, an welchen sich der menschliche Fleiß thätig beweisen kann, desto leichter wird ein jeder einen für ihn passenden Erwerbszweig finden können. In vielen Staaten betreibt

die Regierung zugleich mehrere Gewerbe, um sich dadurch einen Theil ihrer Einkünfte zu verschaffen, es sey, daß sie gewisse Gewerbe mit den Unterthanen zugleich betreibt, oder daß sie sich gewisse Erwerbszweige ausschließ-lich vorbehält, und diese entweder selbst ver-waltet, oder von andern gegen eine Vergütung verwalten läßt. Je mehr Gegenstände auf diese Weise vom Staate in Beschlag genommen wer-den, desto öfter kommt der Privatfleiß mit dem Staate in Collision, desto mehr Schwierigkeiten und Hindernisse findet er. Je öfter aber die Privatindustrie durch Einschränkungen, Verbo-te u. s. w. abgeschreckt wird, desto furchtbarer, desto niedergeschlagener wird sie. Die Regeln, welche der Staat in staatswirthschaftlicher Rück-sicht hierbey zu befolgen hat, sind:

- 1) Der Staat soll alle Gewerbe aufgeben, wel-che nach einer allgemeinen Regel in den Händen der Privatleute mehr hervorbrin-gen, als in den Händen einer großen Ge-fellschaft. Denn es muß ihm um die größtmöglichste Production zu thun seyn. Wo also diese von Privatleuten am ersten zu erwarten ist, muß er sie ihnen überlas-sen, und sich seine Vortheile auf eine an-dere Weise sichern.
- 2) Der Staat soll in keinem gewinnvollen Gewerbe mit Privatpersonen wetteifern.



Sobald jemand ein Gewerbe treibt, will er auch gewinnen. Es ist aber für den Staat schwer, wo nicht unmöglich, die Gewerbe mit so viel Sorgsamkeit, Fleiß und Sparsamkeit zu treiben, als Privatpersonen. Da er nun durch diese einzigen wahren Gewinnungsmittel nichts gewinnen kann; so wird er zu Monopolen, Privilegien, Zwangsanstalten u. s. w. seine Zuflucht nehmen. Dadurch aber wird er die Privatgewerbe dieser Art vernichten und den Nationalreichthum vermindern \*).

- 3) Der Staat soll sich vor allen Gewerbsunternehmungen deshalb hüten, weil sie ein dem allgemeinen Wohl entgegengesetztes Interesse in ihm erregen, und ihn zur Unterdrückung der Privatgewerbe reitzen. Der Zweck des Staats ist, die Gewerbefreyheit zu schützen und die Quellen des Reichthums zu vervielfältigen. So wie aber der Staat ein Gewerbe treibt, will er auch dadurch als Gewerbsmann gewinnen, und da er dieses am leichtesten und fast allein dadurch kann, daß er seine Waaren zu höheren Preisen verkauft, als sie Privatleute verkaufen würden, diese aber nur

---

\*) S. meine National-Oekonomie; §. 552. u. s. w., oder 1. Hauptst. Abschn. V.

durch Zwangsmittel zu erreichen find; so ist der Reiz, zu solchen Mitteln keine Zuflucht zu nehmen, wogegen er das Volk schützen soll, außerordentlich groß, und geschieht allenthalben, wo der Staat Gewerbe treibt. Dadurch aber vermindert der Staat allemal den Nationalreichthum und schlägt einen Theil der Gewerbe nieder.

Der ganze Umfang der Gegenstände der Gewerbsindustrie wird also am besten der Privatindustrie mit vollkommener Freyheit überlassen, und der Staat kann sich nur da in Gewerbsunternehmungen mischen; a) wo Privatunternehmer noch kein Interesse dabey finden, aber dennoch ein wichtiger Grund vorhanden ist, daß das Gewerbe auf öffentliche Kosten getrieben, oder in Gang gebracht werde; b) wo gewisse Gewerbe eine öffentliche Aufsicht, wegen der allgemeinen Sicherheit fordern; c) wo wichtigere Zwecke gewisse Gewerbe mit Aufopferungen fordern, welche von Privatpersonen nicht zu erwarten sind. In Ansehung solcher Gegenstände kann der Staat mit den Privatgewerben in keine Collision kommen, da Gewinn dabey gar nicht der Zweck ist.

§. 185.

3) Es müssen nicht allein die Gegenstände der Gewerbe dem Volke überlassen werden, sondern auch die Vertheilung der Gewerbe geschieht am vortheilhaftesten, wenn sie gänzlich der freyen Wahl überlassen bleibt, und wenn die Regierung keine Einrichtung duldet, wodurch der Zutritt zu einem Gewerbe oder der Uebergang von dem einen zum andern erschwert wird. Kurz die Regierung muß von dem Grundsätze ausgehen: Ein jeder hat das Recht, ein Gewerbe zu treiben welches er will, und seine Kräfte und seine Capitale nach eignem Gutdünken anzulegen, wo nicht ein höherer Zweck der Gesellschaft, als der Erwerb und die Vermehrung des Reichthums, eine öffentliche Einschränkung nothwendig macht.

Hat jeder das Recht sich nach Belieben ein Gewerbe zu wählen, welches er will, so wird 1) ein jeder am ersten dasjenige erwählen, wozu er die meisten Anlagen und Geschicklichkeiten besitzt und wovon er sich den größten Vortheil versprechen kann; 2) Es wird sich das Verhältniß der Gewerbetreibenden am leichtesten nach den vorhandenen und wechselnden Bedürfnissen modificiren. Denn findet ein Gewerbe keine Nachfrage, so wird es auch keine Bewerber finden, und vermindert oder ver-

mehrt sich die Nachfrage nach demselben, so werden sich die, welche es betreiben, bey vollkommener Gewerbsfreyheit auch am leichtesten nach der nöthigen Proportion vermindern oder vermehren können, da keine willkürlichen Statute den Uebergang von einem Gewerbe zum andern verhindern, und also die Schwierigkeiten, welche in der Natur der Veränderung der Beschäftigung liegen, desto leichter überwunden werden können, wo es die Noth erfordert.

Die Eintheilungen der Gewerbe werden sich bey einer solchen Freyheit auch am leichtesten in eine natürliche und passende Ordnung fügen. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß ein Mensch ein Geschäft um so vollkommener betreiben lernt, je einförmiger und homogener alle Operationen sind, die zu demselben gehören. Je bevölkerter und reicher die Städte sind, in desto mehr Zweige werden die Gewerbe zerpalten werden, desto einfachere Operationen werden auf jedes einzelne fallen, desto vollkommener werden aber auch diese einzelnen Operationen verrichtet werden; je weniger Menschen an einem Orte zusammen leben, desto mehrerley Arten gleichförmiger Arbeiten wird ein Handwerker oder Künstler unternehmen müssen, um sein Auskommen zu finden. Immer aber werden die Menschen diejenigen

Geschicklichkeiten zu vereinigen, suchen, die sich am leichtesten einander unterstützen, folglich auch in der Regel nur mehrere homogene Arbeiten zu ihrem Gewerbe schlagen, wozu einerley Werkzeuge, einerley Handgriffe, einerley Materialien erfordert werden.

Dieser Freyheit der Gewerbe steht nicht entgegen:

1) Dafs sich die Gewerbsgenossen nach der Uebereinstimmung ihrer Beschäftigungen zu Corporationen organisiren, und dafs dergleichen Gesellschaften gewisse öffentliche Statuten erhalten, wenn nur in diesen Statuten kein Monopol, kein Hinderniß des freyen Zutritts aller, welche ihre Geschicklichkeit in diesem Gewerbe begnügen, enthalten ist.

Der Corporationsgeist der Handwerker hat in dem Staate viel Böses gestiftet; aber gerade dieses ist ein Zeichen, dafs auch viel Gutes durch ihn ausgerichtet werden kann, und ich bin daher ganz mit dem Herrn Grafen von Soden einstimig \*), dafs mit der Abschaffung des jetzt allgemein herrschenden schädlichen Zunftsystems nicht das Gute, was in dem System der Gesellschaftlichkeit liegt, abgeschafft werden müsse. Es ist a) an sich schon natürlich, dafs

---

\*) dessen National-Oekonomie, Th. 2. S. 125. u. f. w.

diejenigen Menschen, welche einerley Geschäfte treiben, also einerley Begriffe, Urtheile, Gefühle und Bedürfnisse haben, sich leicht an einander anschließen, und, wenn der Staat dieses Anschließen erleichtert oder ihm eine gewisse Ordnung gibt; so hilft er ein wahres Bedürfnis der menschlichen Natur erfüllen; b) die Zwecke der Wohlthätigkeit, der Cultur und Vervollkommenung des Gewerbes durch Unterrichtsanstalten in den verschiedenen Gattungen der Industrie können durch dergleichen Gesellschaften gegen ihre Glieder weit besser erreicht werden, als wenn alles politisch isolirt bleibt; c), auch kann der Corporationsgeist sehr viel zur Verhütung gewisser ungeselliger Laster und Hervorbringung geselliger Tugenden beytragen, was weder die allgemeinen Gesetze noch die innere Tugend in gleicher Ausdehnung bewirkt. Dem Staate muß aber an allen Verhältnissen gelegen seyn, wodurch die Erreichung der Zwecke der Gesellschaft erleichtert werden kann. Dieselben Gründe also, welche den Staat antreiben müssen, das Ansehen der kleinern häuslichen Gesellschaften aufrecht zu erhalten (§. 165.), müssen ihn auch bestimmen, die größern Privatvereine, welche die Gleichheit der Gewerbe hervorbringt, nicht aufzulösen, sondern ihnen vielmehr eine solche Verfassung zu geben, daß sie mit den Staatszwecken übereinstimmt.

Der Staat wird durch die Organisirung solcher Gewerbsgesellschaften auch zugleich den Zweck erreichen, daß er desto leichter sich eine Ueberlicht der Gewerbe verschaffen und die Abgaben, wenn er die Gewerbe zu belegen für nöthig erachtet, richtiger vertheilen kann.

- 2) Daß den verschiedenen Gewarben und den zu den Gewerbscorporationen gehörenden Genossen, auch ein verschiedener bürgerlicher Rang zugestanden werde. Da unstreitig die verschiedenen Gewerbe einen verschiedenen Einfluß auf das Wohl des Staats äußern, da ein verschiedener Grad des Talents, der Geschicklichkeit; der Cultur dazu erfordert wird, warum sollte der Staat nicht die verschiedenen Gewerbsclassen nach diesem Mafstabe ordnen, und darnach die bürgerliche Achtung, der Gleichheit der Rechte unbeschadet, bestimmen können? Freylich müßten der Rangabtheilungen nur wenig seyn und im Großen bestimmt werden. Dergleichen Abstufungen erbittern nicht; wo es durch Verdienst und Geschicklichkeit jedem möglich bleibt, von der niedrigeren Stufe zur höhern zu steigen, und sie thun dem Nationalreichthume keinen Schaden, wo sie nicht mit so großen Vorzügen begleitet sind, daß selbst der stärkere Eigennutz von

dem Ehrgeize unterdrückt werden muß. Ein Regent würde das Verdienst aller nützlichen Gewerbe anerkennen, wenn er jeder Corporation eine Bürgerkrone oder den Civilorden ertheilte, und wenn er die Rangordnung der Gewerbe durch die Zahl der Ordenszeichen bestimmte, welche jede Corporation erhalten könnte; so wäre dieß zur Ehrenabmarkung vollkommen hinreichend. Würde den Mitgliedern das Recht ertheilt, die verdientesten unter sich zu der Erlangung dieser Ehrenzeichen vorzuschlagen, und würde Fundirung und Errichtung von Gewerbs- und Kunstschulen zur Bedingung der Erlangung und Vermehrung dieser Ehrenzeichen gemacht; so würde man den Corporationen eine bürgerliche Wichtigkeit ohne allen Nachtheil verschaffen, und es könnten durch die kleinsten Kosten die wichtigsten Dinge ausgerichtet werden.

- 3) Da es schon eine Ehre seyn würde, zu einer solchen Corporation zu gehören, da nur Beweis der Geschicklichkeit in dem Gewerbe dieser Corporation dazu erfordert werden soll, um Mitglied derselben zu werden; so könnte schlechterdings Niemand, als bloß der Ungeschickte verhin-



dert werden, sich bey irgend einer Corporation einschreiben zu lassen.

4) Wenn eine zweckmäßige Prüfung die einzige Bedingung des Zutritts zu einer Gewerbscorporation ist, wenn jedermann zu so vielen Gewerbscorporationen zugelassen werden muß, als er will, sobald er die Prüfung derselben besteht, wenn alle Prüfungen und Zulassungen ohne Kosten geschehen; wenn jeder auch ohne Prüfung, jedoch corporationslos alle Gewerbe betreiben kann, so ist die vollkommenste Gewerbsfreyheit mit allen Vortheilen, die je das Zunftsystem hat hervorbringen können, vereinigt, und alle Nachtheile des bisherigen Zunftsystems sind gehoben.

5) Auch widerspricht es dieser Gewerbsfreyheit nicht, wenn der Staat nur ihm bekannte und geprüfte Personen, unter der Verpflichtung zu eigner speciellen Verantwortlichkeit, diejenigen Gewerbe betreiben läßt, wo Unredlichkeit, Ungeschicklichkeit und Leichtfinn, das Leben, die Gesundheit und das Vermögen der Bürger leicht in Gefahr bringen können, weil eine besondere Kunst und Wissenschaft dazu gehört, die Güte der Gegenstände zu erkennen und Betrug und Täuschung allzuleicht möglich ist. Und eben so können

Gemeinden, Provinzen oder der Staat, wo es nöthig ist, einen Mann zu einem besondern Geschäft, das sie bedürfen, in ihren Dienst nehmen und ihm die ausschließliche Betreibung dieses Geschäftes zusichern, ohne daß dadurch die Gewerbsfreyheit verletzt wird. Denn es kann allerdings manches Geschäft geben, wovon nur einer oder sehr wenige leben können, das daher als ein bloßes Nebengeschäft anderer, schlecht betrieben wird, wenn man es der freyen Concurrenz überläßt und wo man, um einen vollkommenen Arbeiter zu bekommen, gezwungen ist, ihm den ausschließlichen und zeitlebenslänglichen Besitz des Gewerbes zu sichern. Dieser Art von Gewerben gibt es aber nur sehr wenig.

6) Endlich widerspricht es auch dieser Gewerbsfreyheit nicht, wenn der Staat, wo es höhere Staatszwecke nöthig machen, die Gewerbe durch dieselben einschränkt. Es ist falsch, daß der Bürger ein Recht zur absoluten Gewerbsfreyheit besitze, und also jede Einschränkung derselben eine Ungerechtigkeit sey. Der größtmöglichste Erwerb der einzelnen ist nur ein untergeordneter Staatszweck. Daß die Sicherheit des ganzen Staats erhalten,

dafs jeder Classe der Einwohner die Möglichkeit, ihren Unterhalt durch ihren Fleifs zu gewinnen, verbleibe, sind weit höhere Zwecke, als die grösstmögliche Bereicherung einzelner Personen oder einzelner Stände. Wenn daher einer dieser Zwecke die Einschränkung eines gewissen Gewerbes gebietet, so mufs sich dieselbe jeder gefallen lassen, und es liegt in der allgemeinen Staatsidee, dafs jeder nur eine so grofse Freyheit für sein Gewerbe verlange, als sich mit den nothwendigen Zwecken des ganzen Staats und selbst der einzelnen Glieder verträgt. Denn nur unter dieser Einschränkung kann die Einführung des Privateigenthums von der Vernunft gebilliget werden. — Ob aber in vorkommenden Nothfällen die Einschränkung eines Gewerbes der Noth wirklich abhelfe, ist eine Untersuchung der Staatsklugheit. Gewifs ist es, dafs man sich sehr oft in dieser Beurtheilung geirrt hat; und dafs die Einschränkung der Gewerbefreyheit die Noth oft vergrößert hat, anstatt sie zu vermindern. Aufgeklärte Begriffe von Wirkungen allgemeiner Anordnungen in allen Theilen der Volksökonomie, und feste bestimmte Grundsätze, nebst genauer sehr detaillirter Kenntnifs der vorliegenden Um-

stände, welche dergleichen Mafsregeln nöthig machen, sind hier hauptsächlich nothwendig. Gewifs sind die Ausfuhrverbote des Getreides in tausend Fällen zweckwidrig und schädlich gewesen. Dafs aber kein Fall vorkommen könne, wo die Nothwendigkeit und ein höherer Staatszweck sie erfordern könne, und wo sie wirklich die öffentliche Noth vermindern, läfst sich nicht beweisen. Immer aber werden dergleichen Fälle unter die Ausnahmen gehören, und sehr oft werden sie blofs durch andere Staatsfehler herbeygeführt seyn. Wir werden bey der Betrachtung der speciellen Gewerbe, insbefondere bey der Handelspolicey, darauf zurückkommen.

§. 186.

Aber der Zustand, welchen wir geschildert haben, ist ein idealischer Zustand. Fast nirgends existirt diese Freyheit der Gewerbe. Zünfte, Gerechtigkeiten, Monopole legen ihr allenthalben unendliche Hindernisse in den Weg. Es würde vergebliche Mühe seyn, die Nachteile dieser mannigfaltigen Einschränkungen hier ausführlich schildern zu wollen. Theils erhellen sie aus unsern Grundsätzen, theils sind sie von andern Schriftstellern auf das vollkom-

*Jakobs Policeygesetzgebung.*

E e

menste dargestellt worden \*). Die Frage ist aber: Wie es eine Regierung anzufangen habe, um das alte hergebrachte System den von uns aufgestellten besseren Principien der Freyheit näher zu bringen, ohne die Gerechtigkeit und die Klugheit zu verletzen?

Die Zünfte haben bisher ein mehr oder weniger beschränktes Monopolrecht genossen, die einzelnen Zunftgenossen haben zum Theil ihre Privilegien und Gerechtigkeiten theuer erkauft; viele in ihren Handgriffen grau gewordene Meister würden mit ihren Familien ganz zu Grunde gehen, wenn man mit einem Male ihr Gewerbe jedem freygeben wollte. Nur das Privilegium, daß einige oder wenige allein ein Gewerbe treiben dürfen, erhält ihnen ihr Brot. Hat die Regierung einen Irrthum begangen, daß sie dergleichen Privilegien ertheilte; so würde sie eine Ungerechtigkeit begehen, wenn sie ein garantirtes Recht ohne Entschädigung aufheben wollte (§. 172.). Entschädigung aber ist in diesem Falle schwer, wo nicht unmöglich. Oft ist der Schade kaum zu bestimmen, und dennoch vorhanden. Im Ganzen aber ist der Ver-

---

\*) Vor allen verdient hierher die schöne und vortreffliche Schrift gerechnet zu werden: Das Interesse des Menschen und Bürgers bey den bestehenden Zunftverfassungen. Königsberg 1803.

luft, den die Privilegirten durch Aufhebung der Privilegien leiden würden, für sich so groß, daß die Regierung die Mittel eines vollkommenen Ersatzes schwerlich ausfindig machen kann, wenn die Operation plötzlich vollführt werden sollte. Um so einleuchtender sind aber die Nachtheile der Zünfte und Privilegien. Denn aller Gewinn, den diese ihren Genossen geben, ist nur Verlust der übrigen Bürger. Es ist also der Gewinn, welcher aus der Zunftverfassung entspringt, keine Vermehrung des Landesreichthums, sondern nur eine Vermehrung des Einkommens der Zunftgenossen auf Kosten ihrer Mitbürger. Es ist daher zuerst durch die Zunftverfassung eine ungerechte Vertheilung begründet, aber zweytens büßt auch die ganze Gesellschaft durch die bestehende Zunftverfassung mehr ein, als die Zünftler dabey gewinnen, indem einerseits die Kosten der Zünfte zu nutzlosen Zwecken verwandt werden, und andererseits die Vervollkommnung der Gewerbe und die Quantität der Production, welche bei vollkommener Gewerbsfreyheit Statt finden würde, leidet. Der Staat hat also ein vielfaches Interesse dabey, das bisherige Zunftsystem zu réformiren und die Gerechtigkeiten abzuschaffen.

Um dieses mit Gerechtigkeit und Klugheit auszuführen, muß er sich 1) einen deutlichen Begriff machen von den Vortheilen der Privile-

girten und den Nachtheilen, welche aus der Aufhebung der dem Ganzen schädlichen Privilegien für sie entstehen können; 2) einen deutlichen Begriff von dem durch jene Privilegien ertheilten Rechte; 3) muß die Regierung zur Vertilgung der für das Ganze schädlichen Gewerbsprivilegien auf eine solche Art schreiten, daß sie das Princip der Entschädigung, da wo diese Gerechtigkeit und Billigkeit fordert, nie aus dem Auge verliert, und daß sie zugleich die beschlossene Abschaffung oder Verbesserung des bestehenden Zunftsystems so wie die Grundsätze, nach welchen sie dabey verfahren wird, öffentlich, deutlich und bestimmt ankündige.

Was insonderheit das Recht der Zünfte anbetrifft; so ist zu bemerken, daß keine Zunft ihr Privilegium als ein Eigenthum der Gesellschaft für alle künftige Zeiten ansehen könne. Die Zünfte sind nur als Einrichtungen für das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft anzusehen. Sobald erkannt wird, daß sie derselben schädlich werden, können sie aufgehoben werden, wenn nur dieses ohne Nachtheil der jetzt lebenden Glieder geschieht, welche im Vertrauen auf die Gesetze des Staats, ihr Vermögen und ihre Zeit aufgeopfert haben, um zu dem einmal gesetzlich garantirten Vorzuge zu gelangen. Der Staat hat es also immer nur mit den lebenden, jetzt vorhandenen Gliedern der Zunft zu

thun, in Ansehung der Nachkommenschaft ist er gänzlich frey. Denn diese nehmen an den erweiterten Vortheilen, welche die Gewerbsfreyheit gewährt, in vollem Mafse Theil.

2) Der Staat braucht auf keine schimärischen, blofs eingebildeten Vorzüge der Zunftgenossen Rücksicht zu nehmen. Nur die, welche den Gliedern wahren Gewinnst, reelles Einkommen gewähren; verdienen seine Aufmerksamkeit; in Ansehung aller übrigen bestimmt ihn das allgemeine Wohl unbedingt. 3) Mißbräuche, d. h. solche Gebräuche in den Zünften, welche auf eine gesetzwidrige Art sich festgesetzt haben und sich mit den Zwecken des Staats nicht reimen, können nie als Rechte gelten, und ihrer Ausrottung steht nichts von Seiten des Rechts im Wege. 4) Das Recht eines Gewerbsprivilegirten wird nie verletzt, wenn sein Privilegium gegen Erstattung des Nutzwerths desselben aufgehoben wird.

Nach diesen Grundsätzen wird also die Regierung alle Mißbräuche der Handwerke und Innungen unbedingt abschaffen, alle Gewerbsprivilegien und Gerechtigkeiten aber unter der Bedingung der Entschädigung derer, welche im Besitze dieser Rechte sind, aufheben können. Die einzelnen Mafsregeln hierzu zu gelangen, werden nach der Verschiedenheit der Beschaffenheit der Umstände fast in jedem Lande, und



für die mannigfaltigen Gewerke in denselben verschieden seyn müssen. Da, wo noch kein Zunftgeist Wurzel geschlagen hat, wie in Rußland und Nordamerica, wird sich die im vorhergehenden Paragraph entworfene Ordnung der Dinge am leichtesten allgemein realisiren lassen. In einem Staate, wo das Zunftwesen in die bürgerliche Verfassung tiefer verwebt ist, wie in Deutschland, werden sich freylich mehr Schwierigkeiten zeigen. Folgendes scheinen die allgemeinen Maximen zu seyn, welche den Staat bey diesem wichtigen Unternehmen leiten müssen:

- 1) Er wird damit anfangen, daß er denjenigen Gewerben eine freye Verfassung gibt, welche bisher entweder ganz ohne Zunft waren, oder deren Zunftgesetze schon an sich einen hohen Grad von Liberalität hatten. So würde es sehr leicht seyn, Kaufleute, Uhrmacher, Goldschmiede und andere zu bestimmen, ihre Zunftverfassung aufzugeben, und eine freye Corporation zu stiften, da so fast nirgends mehr von ihnen auf ihre Zunftverfassung streng gehalten wird.
- 2) In den übrigen Zünften müßte mit strenger Abschaffung der eingeschlohenen Mißbräuche der Anfang gemacht werden. Die Einschränkung, daß ein Meister nur eine

bestimmte Anzahl Gefellen halten dürfe, daß ein Gefelle nicht von einem Meister zum andern in derselben Stadt übergehen soll, daß Wanderung zur Aufnahme in das Gewerk nothwendig sey, die Weigerung der Aufnahme unehelicher Kinder zu Lehr-lingen, die kostbaren und nutzlosen Meisterstücke u. s. w. sind unstreitige Mißbräuche, die aufgehoben werden müssen. Nach diesen Vorbereitungen würde es leicht seyn, die liberalen Gesellschaften zu formiren, in welche sich die Zünfte bald von selbst auflösen würden. Da das Band der Gefelligkeit dadurch nicht verloren ginge, die bürgerliche Ehre der Gewerbsgenossen dadurch vermehrt würde; so würden bald die Zunftgenossen ihre Zunft verlassen und sich an die neue Verbindung anschließen. Sehr bald würden die Zünfte ganz von freyen Stücken dem Staate entgegenkommen und ihn bitten, sie an dem ehrenvollen Range einer Gewerbscorporation Theil nehmen zu lassen.

- 3) Was die Inhaber der Gerechtigkeiten betrifft; so ist der ursprüngliche Zweck des Staats bey ihrer Stiftung nicht gewesen, denselben einen ausschließlichen Gewinn zu sichern, oder gar denselben continuirlich zu erhöhen, sondern man hielt damals der-

gleichen Gerechtigkeiten für das beste Mittel, für die Bedürfnisse des Publicums zu sorgen. Keine Regierung hat daher dem Rechte entlagt, die Gerechtigkeiten zu vermehren, wo es das Bedürfnis verlangt. Der Verfasser der oben \*) (S. 430) angezeigten Schrift, thut die zweckmäßigsten Vorschläge zur allmählichen Aufhebung derselben.

§. 187.

4) Zur Vervollkommnung der Gewerbe haben allerdings die Gewerbsgenossen selbst die allerstärkste Triebfeder in ihrem eignen Nutzen, und wenn Gewerbsfreyheit vorhanden ist, so erhält die Wirkksamkeit dieser Triebfeder noch mehr Stärke. Indessen kann doch vieles, was zu diesem Zwecke beyträgt, durch isolirte Kräfte bey weitem nicht so gut bewirkt werden, als wenn sich die ganze Gesellschaft dieses Zweckes annimmt, und durch Vervollkommnung der Gewerbe der Vorthail aller besorgt

---

\*) Man versteht unter Gerechtigkeiten gewisse ausschließende Privilegien, wornach in jeder Stadt, Districte oder Provinz, nur eine bestimmte Anzahl von Personen zu Betreibung eines Gewerbes berechtigt sind. Dergleichen Gerechtigkeiten sind bald persönlich, bald hängen sie an gewissen Grundstücken, Stellen u. s. w.

wird; warum sollte sich der Staat derselben insbesondere annehmen, wo von ihm hauptsächlich das Gute erwartet werden kann.

Dieses kann er aber unstreitig dadurch:

- 1) Dafs er die Errichtung guter Kunst-, Industrie- und Gewerbschulen begünstiget. Was im Allgemeinen zur Vorbereitung der Gewerbe geschehen müsse, ist schon oben (§. 151.) gesagt; aber wenn die bisherigen Lehrjahre der Handwerker wegfallen; so würde es nützlich seyn, an deren Stelle eine bessere Methode der Erlernung der Gewerbe einzuführen. Die beste würde unstreitig die seyn, wenn man die geschicktesten Meister insbesondere zu Lehrmeistern stempelte, und aus ihnen eine Unterrichtsanstalt für jedes Gewerbe formirte. Ohnerachtet nun jedem Meister erlaubt seyn müßte, andere zu unterweisen, so könnte doch daneben eine vollkommene und organisirte practische Lehranstalt bestehen, wo jeder gewiß wäre, es in dem Gewerbe durch Fleiß und Mühe bis zu dem höchsten jetzt bekannten Grade der Vollkommenheit zu bringen. Die Einrichtung dieser Lehranstalten, so wie die schnelle Communication aller neu entdeckten Vortheile in den Gewerben, müßte die

Haupttendenz der Gewerbsassociationen seyn.

2) Wenn er zu nützlichen Erfindungen durch Geld und Ehrenprämiën anreizt, und die Einführung der neuerfundenen Künste durch Bekanntmachungen, Mittheilungen u. l. w. erleichtert.

3) Wenn er den Werken der Industrie öffentliche Aufmerksamkeit beweiseth, und den vollkommenen gemeinnützigen Arbeiten Gelegenheit verschafft, bald allgemein bekannt zu werden. Die öffentlichen Kunstausstellungen hat man von jeher als ein Mittel erkannt, die Künste zu befördern. Was in den schönen Künsten aber wirksam ist, wird es auch für die mechanischen und chemischen seyn. In Frankreich hat man diese Triebfeder zuerst benutzt, und mehrere Staaten sind schon nachgefolgt. Aber die Industrie verdient nicht nur Aufmunterung, um ihre Werke zu vervollkommen. Auch die Geschicklichkeit, die Geschwindigkeit und Sicherheit der Arbeit verdient angereizt zu werden. Sie enthalten nicht mindere Quellen des Nationalreichthums. Eine Industrielehranstalt also, wo die Arbeiten schneller, besser vertheilt, mit bessern Instrumenten und Maschinen verrichtet werden als an-

derswo, hat unstreitig noch größern Einfluß auf den Wohlstand einer Nation, als ein, vielleicht in allzuvieler Zeit vollendetes Werk des Luxus. Bisher hat sich der Staat fast nur für gelehrte Anstalten interessiert; es ist aber offenbar, daß Industrieanstalten, wo nicht mehr, doch gewiß eben so sehr seiner Aufmerksamkeit werth sind.

§. 188.

Die Aufmunterungen der Industrie, welche wir bisher erwähnt haben, sind sämmtlich von der Art, daß sie zu keines Nachtheile, sondern vielmehr zu aller Vortheile gereichen. Denn die Verstärkung der Reichthumsquellen dient allemal dem Wohl aller. Verdächtiger und zweydeutiger sind einige in der bisherigen Staatswirthschaft übliche Reizmittel, die darin bestehen, daß man der Industrie einen höheren Preis ihrer Producte sicherte als sie, dem natürlichen Lauf der Dinge zufolge, gefunden haben würden. Dergleichen sind:

- 1) Patente d. h. Rechte, daß die Erfinder neuer Künste oder Gewerbe, die Vortheile davon eine bestimmte Zeit allein genießen, und allen andern verwehrt werden soll, die Producte ihrer neuen Industrie zu ihrem Gewerbe zu machen. Wenn dergleichen Patente nur auf solche Künste ertheilt wer-

den, deren Erfindung viel Aufopferung von Zeit, Geld und Arbeit gekostet hat, und deren Erfindung nicht so leicht ist, daß sie von andern eben so leicht erfunden werden können, sobald man die Kunst bedarf; so sind sie eine gerechte und billige Belohnung des Erfinders; werden sie aber auf zufällige Erfindungen und auf unbedeutende Kunstgriffe ausgedehnt; so können sie leicht die Industrie anderer lähmen, und sind also verwerflich.

2. Monopole, d. h. Vorrechte, gewisse Producte im Lande allein zu verfertigen und zu verkaufen. Gewöhnlich nimmt man zu denselben seine Zuflucht, wenn es an gewissen Producten im Lande fehlt, und man gern die Einfuhr ausländischer Waaren dieser Art verdrängen möchte. Daß es vortheilhafter sey, ein Product des Inlands theurer zu bezahlen, als es im Auslande wohlfeiler zu kaufen, ist ein politisches Vorurtheil: der Nationalreichtum muß dabey allemal verlieren. Es sind daher alle Mittel, Gewerbe künstlich ins Land zu pflanzen, die sich ohne positive Unterstützungsmittel nicht erhalten können, vor einer gefunden Politik verwerflich \*). Nur

---

\*) Den Beweis liefert die National - Oekonomie.

als Beschleunigungsmittel der Einführung eines nützlichen Gewerbes lassen sich die Monopolen einigermaßen entschuldigen. Dann müssen sie aber auf eine kurze Zeit eingeschränkt und überhaupt mit vieler Vorsicht und unter grossen Einschränkungen ertheilt werden, damit das Publicum nicht grössern Schaden als Vortheil davon habe. Von gleicher zweydeutiger Beschaffenheit sind

3. die Prämien, in wiefern sie nicht Belohnungen einzelner Erfindungen und Aeusserungen der Industrie überhaupt sind, wo sie allerdings sehr heilsam seyn können; sondern in wiefern sie gebraucht werden, den Producenten einen höhern Preis für ihre Waaren zu sichern, als sie vom Käufer unmittelbar erhalten, oder sie in den Stand zu setzen, die Waare wohlfeiler zu verkaufen, als es vom Ausländer geschehen kann. Der Staat bezahlt nemlich diese Prämie entweder unmittelbar, wie England die Getreideprämie und Preussen unter *Friedrich II.* die Prämie auf die inländischen Seidenfabricate bezahlte, oder er läßt sie die Unterthanen dadurch bezahlen, daß er durch Zölle den Preis der übrigen gleichen Waaren so sehr in die Höhe treibt, daß Niemand sie zu einem so



niedrigen Preise im Lande verkaufen kann, als die Begünstigten. Welche Methode der Prämienertheilung der Staat wählen mag, immer müssen die Käufer oder gar Käufer und Nichtkäufer die Prämie und das, was die Verkäufer über den Preis bekommen, den die Waare bey freyer Concurrenz erhalten würde, bezahlen. Die Aufmunterung aber, welche dadurch die Industrie erhält, ist ganz zweckwidrig. Denn die Industrie soll zur Hervorbringung und zur Vermehrung, nicht aber zur Vernichtung und Verminderung des Vermögens dienen. Wenn aber andere gezwungen werden, mehr von ihrem Vermögen für die Arbeiten anderer zu geben, als nöthig wäre, wenn jener Zwang nicht existirte; so vernichtet jener Zwang offenbar einen Theil des Vermögens. Denn jene Arbeiter und Capitalien, welche der Staat durch Prämien bey gewissen Gewerben erhält, würden nicht müßig geblieben seyn, wenn sie nicht durch die Prämien zu dieser Art der Production gelockt worden wären. Sie hätten eben so große Werthe hervorgebracht, als jetzt, und diese hätten der Gesellschaft nichts gekostet. Und wenn daher ihre hervorgebrachten Werthe auch noch etwas kleiner gewesen wären; so

hätte doch der Staat im Ganzen gewonnen. Denn die Prämien, welche die privilegierten Producenten erhielten, hätten zugleich zu einer nützlichen Production verwandt werden können. Diese Prämien sind also keine Aufmunterungen, sondern wirkliche Zerstörungsmittel des Gewerbflusses.

Das meiste Aufsehen haben die Prämien auf die Getreideausfuhr in England gemacht, und man hat die Politik dieses Landes oft als meisterhaft gepriesen, indem man den blühenden Zustand des Ackerbaues hauptsächlich von diesen Prämien herleitet. Allein *Adam Smith* \*) hat das Irrige und Falsche dieser Meinung deutlich und gründlich bewiesen. Jene Prämien hatten an dem steigenden Wohlstande Großbritanniens so wenigen Antheil, daß sie vielmehr ihm entgegen gewirkt haben und nur die stärkeren entgegenstrebenden Ursachen ließen den Nachtheil des Prämiensystems nicht bemerken. Man hat ein Hinderniß des steigenden Wohlstandes für eine Ursache desselben gehalten. Denn da der Wohlstand, des Hindernisses ungeachtet, stieg, so hielt man es für die Ursache des Steigens, und täuschte sich auf die Weise, wie man sich häufig in Beurtheilung politischer Phä-

---

\*) An Inquiry into the nature and causes of the Wealth of nations by A. Smith. Basil. T. III. 10 n. l. w.

nomene täuscht. Prämien auf die Ausfuhr im Lande unentbehrlicher Producte sind geradezu die allerschlimmsten und drückendsten Prämien. Denn die Unterthanen müssen nicht nur die Prämie, sondern auch den durch dieselbe in die Höhe getriebenen Preis für alle die Waaren bezahlen, welche sie davon nöthig haben \*).

- 4) Alle Arten von Beförderungen des Debits der Waaren sind auch immer Aufmunterungen für die Gewerbe, welche dergleichen Waaren erzeugen. Trägt nun der Staat zur Erleichterung dieses Debits durch gute Wege und Canäle, durch vortreffliche Einrichtungen des Post- und Frachtwesens, durch Sorge für Sicherheit im Lande und für leichtes Fortkommen im Auslande dazu bey, so hält er sich innerhalb der Grenzen seiner Befugniß und Pflicht und verdient allgemeinen Dank. Gebraucht er aber das Abgaben- und Zollsystem zugleich als ein Mittel, die Industrie aufzumuntern, so ergreift er ein Instrument, dessen Gebrauch so viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert, daß man noch keinen Staatsmann kennt, der nicht durch den Gebrauch desselben dem Staate, dem er dienen wollte, zugleich große Uebel zugefügt und sich im

---

\*) S. meine National - Oekonomie. S. 293.

Verlauf der Zeit den bittersten Tadel zugezogen hätte, und wenn daher auch wirklich einiger Nutzen dadurch zu stiften wäre; so ist es doch vielleicht besser, sich des Gebrauchs eines so gefährlichen Instrumentes gänzlich zu enthalten, oder doch es nur sehr behutsam und mit der allergrößten Vorsicht, immer aber nur temporär anzuwenden.

In der That muß man bey genauer Betrachtung der Quellen des Nationalreichthums gänzlich daran zweifeln, ob Abgaben je ein schickliches Mittel seyn können, die Industrie auf eine für das Ganze vortheilhafte Art zu beleben und ob es nicht besser sey, bey Regulirung derselben nur allein darauf zu sehen, daß man keine Art von Gewerbe dadurch niederschlage, nie aber darauf, daß man eine besondere Art von Gewerbe dadurch aufmuntere. Denn Abgaben können das eine Gewerbe nicht aufmuntern, ohne daß sie tausend andere die Kosten dazu tragen lassen. Hierdurch leidet aber die Gesellschaft allemal auf der einen Seite mehr, als sie auf der andern gewinnt \*). Eine solche Aufopferung ist aber ganz unnöthig, wenn die Arbeiter und Capitale, bey vollkommener Gewerbsfreyheit, solche Be-

---

\*) Nationalökonomie, S. 295.  
*Jakobs Policygesetzgebung.*

schäftigungen gefunden haben würden, wobey  
 ohne alle Aufopferung der übrigen, den-  
 selben Werth würden hervorgebracht haben.

~~~~~  
 Fünfter Abschnitt

Von der öffentlichen Vorsee für die Gewer-  
 be, insbesondere wöhrch die rohen Producte  
 gefördert werden.

§. 189.

Je mehr Landesproducte gewonnen wer-  
 den, desto reicher wird eine Nation, desto  
 besser und leichter wird sie alle ihre Bedürfnisse  
 befriedigen. Dieser Satz ist einleuchtend und  
 allgemein anerkannt. Alle Mittel, wodurch  
 die größtmögliche Vermehrung der Erzeugnisse  
 des Bodens am leichtesten bewirkt wird, muß  
 daher der Staat vorzüglich unter seinen Schutz  
 nehmen, oder sie da, wo sie fehlen, herbeyzu-  
 schaffen suchen, wo Privatkräfte dieses nicht so  
 leicht vermögen.

Im allgemeinen läßt sich auch hierbey auf  
 die Wirksamkeit des freyen Spiels  
 des Privatinteresses das meiste rechnen.  
 Jeder, der ein Grundstück besitzt, wird in der  
 Regel die größte Anstrengung anwenden, um  
 aus demselben den größtmöglichen Gewinn zu  
 ziehen. Fehlt es ihm an Mitteln dazu; so

werden andere, welche diese Mittel besitzen, das Grundstück an sich zu bringen suchen, und dem alten Besitzer ein solches Capital dafür geben; welches ihm mehr einbringt, als sein Grundstück, dahingegen sie, vermittelt der in ihrer Gewalt befindlichen Mittel, mehr aus dem Grundstück gewinnen werden. In der Regel findet das Privatinteresse die Mittel, wie Grundstücke am besten zu nützen sind, am leichtesten und sichersten aus, und wenn der Staat nur dafür sorgt, daß die Privatthätigkeit keine Hindernisse und Schwierigkeit bey Benutzung der Grundstücke antrifft, und daß der Eigennutz des einen den andern die ihnen rechtmäßig gebührenden Vortheile nicht entziehen kann; so scheint es, daß er sich aller übrigen Zwangsregulative für die rechte Benutzung der Grundstücke gänzlich enthalten könne. Eine nähere Betrachtung der einzelnen Gewerbezweige, wodurch rohe Producte gewonnen werden, wird die Richtigkeit der Grundsätze in der Anwendung näher an den Tag legen.

Die Hauptzweige des Gewerbes, wodurch rohe Producte gewonnen werden, sind:

- 1) Jagd und Fischerey;
- 2) Forstbau;
- 3) Bergbau;
- 4) Landwirthschaft, Ackerbau, Viehzucht, Gartenbau u. s. w.

## §. 190.

1) Die Jagd kann bald die Ausrottung, bald die Benutzung wilder Thiere zum Zweck haben. Sie wird insonderheit in letzterer Hinsicht, wo sie als gewinnbringendes Gewerbe betrieben werden soll, ein Gegenstand der Policey. In cultivirten Staaten ist die Jagd nur ein Nebengewerbe, und da hat die Policey mehr damit zu thun, dahin zu wirken, daß sie andern fruchtbareren Gewerben keinen Schaden zufüge, als sich um die Ausbreitung ihrer Nutzbarkeit zu bekümmern.

Noch lange, nachdem das Grundeigenthum eingeführt war, blieb die Jagd frey. Wilde herumirrende Thiere wurden als das Eigenthum dessen betrachtet, der sie ergriff. Sobald aber die Jagd ansehnliche Vortheile verspricht, und die Producte derselben Handelsgegenstände werden, suchen sich auch diejenigen, welche Anspruch auf den Boden machen, des ausschließlichen Rechtes über die sich auf demselben befindlichen Thiere zu versichern. Wo Grund und Boden Gemeingut ist, da bleibt auch das Jagdrecht gemein und jeder bedient sich desselben nach dem Mafse seiner Kunst und Geschicklichkeit. Ohne alle einschränkende Regeln gedeiht dieses Gewerbe, bey der vollkommenen Freyheit, am besten. Bloß die

Jagdzeit bedarf unter solchen Umständen eine Bestimmung, weil der Privatgenuß sonst leicht die Quelle des künftigen Reichthums zerstören kann. Und diese Einschränkung wird unter allen Umständen da Statt finden müssen, wo mehrere an dem Jagdrechte Theil nehmen. Denn in wie weit die edlere und bessere Production nicht etwa die gänzliche Vertilgung der Thiere nothwendig macht, darf man es nicht auf Zerstörung anlegen. Der daurende Nutzen der Jagd ist nur durch den jährlich wiederholten Ersatz der erlegten Thiere möglich. Wenn nun auch einige Theilnehmer der Jagd sich des Jagens zu der Zeit, welche zur Fortpflanzung der Geschlechter nothwendig ist, enthalten wollen; so würde der Eigennutz andere antreiben, die Jagd in dieser Zeit desto stärker zu benutzen, und diese würden durch Befriedigung ihres Vortheiles anders, so wie dem ganzen Jagdgewerbe, einen großen Schaden zufügen. Folglich muß da, wo dieses zu besorgen ist, eine allgemeine öffentliche Einschränkung in Ansehung der Jagdzeit allenthalben, wo das Jagdrecht mehreren gemeinsam zusteht, Statt finden.

So bald der Boden zu einträglicherem Fruchten angewandt wird, als die Jagd liefern kann, wird das Princip der Gesetzgebung seyn müssen, die Jagd so einzuschränken,



dafs dadurch der besseren und werthvolleren Production kein Abbruch geschehe. In stark bewohnten Gegenden macht die Sicherheit der auf der Jagdflur sich befindenden und bewegenden Menschen noch mehrere Einschränkungen nothwendig (§. 117). Die Einschränkung des Jagdrechts auf die Herren der Grundstücke und auf die Bedingung, dafs es nur von jagdverständigen Personen ausgeübt werden dürfe, scheint sich für cultivirte und angebaute Länder am besten zu passen. Eine solche Ausdehnung des Jagdrechts, wodurch dem Ackerbau und der nützlicheren Cultur des Landes Schaden zugefügt werden darf, widerspricht aller gefunden Politik, und ist ein Recht, dem der Staat keine Gültigkeit zugestehen kann, wenn es auch durch einen Vertrag erworben wäre. Denn im Staate sollen keine Verträge geschlossen werden, welche das Princip der Erweiterung der Population und der möglichen Vermehrung des Staatsreichthums zerstören. Wo das Jagdrecht einem andern auf fremdem Grund und Boden zusteht, muß der Berechtigte dennoch für alle Schäden verantwortlich gemacht werden, die er dem fremden Boden oder den darauf wachsenden Producten durch die Jagd zufügt, und wenn den Jagdberechtigten die Einhägung des Wildes zur Pflicht gemacht und zugleich jedem Grundeigenthümer

das Recht zugestanden wird, die verwüstenden Thiere, welche er auf seinem Grundstücke antrifft, zu tödten; so scheint dadurch dem Mißbrauche des Jagdrechtes hinlänglich vorgebaut zu seyn.

Die Fischerey ist ein sehr bedeutender Gegenstand in manchen Staaten; in allen Ländern aber macht sie einen Erwerbszweig aus, welcher der Aufmerksamkeit des Staats nicht entgehen darf. Sie kann in Meer- und Fluß- oder Teichfischerey eingetheilt werden und letztere ist wiederum entweder ausschließende Privatifischerey oder gemeinsame Fischerey. Die Pflichten der Policy in Ansehung dieser verschiedenen Arten der Fischerey sind sehr verschieden.

In Ansehung der Meerfischerey hat man oft Gesellschaften privilegiert, und ihnen das ausschließende Recht zugestanden, in gewissen Theilen des Meeres zu fischen, um ihnen den Gewinn von der Anlegung ihrer Capitale zu sichern. Wenn dieses geschieht, um das nützliche Gewerbe der Fischerey einzuführen, weil die Furcht vor der Gefahr der Verluste die ersten Unternehmer abhält; so ist ein solches Monopol zweckmäßig (§. 188). Es darf aber auf nicht längere Zeit ertheilt werden als es nothwendig ist, um das Gewerbe in den Gang zu bringen. Prämien wären vielleicht ein noch

besseres und weniger schädliches Mittel, da man leichter damit inne halten kann, wenn sie ihren Zweck erreicht haben, und die Concurrenz dabey keine Einschränkung leidet. Wo, wie im Meere, das Gebiet der Industrie gleichsam unendlich ist, sollte man die Benutzung der Gewässer am allerwenigsten auf eine Anzahl einschränken. Vollkommne Freyheit der Meeresfischerey wird stets die meisten Producte und diese zu den wohlfeilsten Preisen liefern.

Was die inländische Flufs- und Teichfischerey betrifft; so hat die Policy gar keine Schranken für alle diejenigen nöthig, welche auf ganz eigenthümlichen Gewässern auf eignen Grundstücken fischen. Denn diese leitet ihr eigener Nutzen am sichersten zur Vermehrung des Nationalreichthums. Sobald aber mehrere an der Fischerey Theil nehmen, oder mehrere die Gewässer auf andere Art benutzen dürfen; so werden mancherley Schranken nothwendig, welche sämmtlich durch das Princip der Beförderung der größtmöglichsten Production bestimmt werden. Nach demselben werden nicht nur alle Handlungen untersagt werden müssen, wodurch die Fische verschreckt oder leicht getödtet werden können, wo nicht ein höherer Zweck solche nothwendig macht, sondern es muß auch eine gute Fischerordnung entworfen werden, wodurch verhindert wird,

dafs Unwissenheit, Leichtfinn oder Eigennutz der einen nicht dem ganzen Gewerbe schaden, und diese Quelle des Nationalreichthums vermindern könne. Sachkundige Männer, ausgerüstet mit der gehörigen Localkenntniß, werden die besten Vorschläge zur Erreichung dieser Zwecke thun können.

§. 191.

2) In keinem Zweige der Staatsökonomie haben die verschiedenen Politiker mit so vieler Hartnäckigkeit die entgegengesetzten Meinungen behauptet, als in der Forstwirthschaft. Meiner Meinung nach kann dem Staate das Recht nicht abgetritten werden, einen solchen Gebrauch selbst des Privateigenthums zu verhindern, welcher dahin wirkt, der Nation die unentbehrlichsten Subsistenzmittel zu entziehen. Wenn also zu fürchten wäre, dafs die Privatwirth mit ihren Waldungen eine so unsinnige Wirthschaft trieben, dafs sie ein für die Nation unentbehrliches Material, das Holz, vernichteten; so müste freylich wohl die Regierung einer solchen Wirthschaft Sobranken setzen. Aber ob ein solcher Fall bey gehörig organisirtem Privateigenthum der Forsten je eintreten könne, ist sehr zu bezweifeln, da keine Ursache vorhanden ist, weshalb der Eigennutz, der so sehr darauf bedacht ist, alle Bedürfnisse herbey

zu schaffen, nicht auch genügsame Holzvorräthe produciren oder herbeyführen. Folke, wenn er durch gute Bezahlung dazu aufgemuntert wird. Die Sache ist indessen sehr zusammenge setzt und die Fälle sind sehr verschieden. Daher läßt sich im Allgemeinen über die in einzelnen Fällen zu ergreifenden Mafsregeln nichts bestimmen.

Ein grofser Unterschied dieser Mafsregeln wird schon durch die verschiedenen Eigenthumsverhältnisse nothwendig gemacht, welche fast bey keinem Gegenstande so verschieden modificirt sind, als bey den Forsten, und welche einen sehr verschiedenen Einfluß auf den Nationalreichthum haben. Einige Waldungen nemlich gehören der Regierung unbedingt, bey andern üben die Unterthanen ein Nutzungsrecht aus. Einige Forsten haben noch gar keinen Eigenthümer, sondern werden von jedem beliebig benutzt; über andere stehet das Eigenthumsrecht den Gemeinden, über noch andere Privatleuten zu; und dieses Eigenthumsrecht ist gemeiniglich sehr mannigfaltig modificirt. Dem einen gehört das Holz, einem andern der Grund und Boden, einem dritten die Grabsnutzung, einem vierten die Jagd. Die Menschen können sich schwer daran gewöhnen, das im freyen Walde von der Natur selbst hervorgebrachte Holz als ein Privateigenthum zu be-

trachten; und sehen die Ausübung dieses Rechtes als eine Annahmung des Stärkeren gegen den Schwächeren an. Daher herrscht fast in allen Ländern ein stillschweigender Verein der ärmern Classen, das Eigenthumsrecht auf Wälder nicht anzuerkennen, und davon so viel zu stehlen und zu rauben, als immer möglich ist. Auch ist nicht zu läugnen, dafs in vielen Ländern dem gemeinen Manne das Recht auf Benutzung des Holzes willkürlich entzogen worden ist. In cultivirten Ländern sind indessen die Eigenthumsverhältnisse der Waldungen bestimmter, und werden mehr geachtet, als in solchen, wo die bürgerliche Gesellschaft noch im rohen Anfange ist.

Eine zweckmäfsige Anordnung der Eigenthumsverhältnisse in Ansehung der Waldungen ist aber das allererste, worauf eine weise Regierung Bedacht nehmen mufs. Alle Verordnungen über die Forstbenutzung werden vergebens seyn, oder wenig ausrichten, wo nicht die Eigenthumsverhältnisse geordnet sind, und sind diese nach Grundsätzen der Nationalökonomie eingeführt; so wird die Policy fast alle Vorschriften in Ansehung der Nutzung der Wälder entbehren können, und alles wird einen guten Gang gehen.

Das erste einer guten Staatswirthschaft wird also seyn müssen, dafs alle Forsten im

Staate bestimmte Eigenthümer erhalten, daß die Größe und die Grenzen der Wälder, worauf die bestimmten Personen ein Eigenthumsrecht haben, genau bestimmt werden \*). Es ist besser, daß ein Grundstück irgend einen gewissen Eigenthümer hat, wenn es auch ein schlechter wäre, als gar keinen, und es ist besser, daß es gar keinen hat, als einen ungewissen und unbestimmten. Denn im letzten Falle ist der Wald ein gewisser Raub des Eigenthümers sowohl, als der Nichteigenthümer, weil bey der Ungewißheit, wem er am Ende zufallen wird, ihn jeder plündert und Niemand für seine Verbesserung sorgt.

Der zweyte Umstand ist, daß der Staat dafür Sorge, daß die Waldungen solche Eigenthümer erhalten, und daß solche Eigenthumsverhältnisse eingeführt werden, in deren Natur es liegt, daß daraus die möglichst beste Benutzung der Waldungen folgt. Die unwirthschaftlichste Art des Eigenthumes ist es, wenn solches großen Gemeinheiten gemeinschaftlich zustehet, die wirthschaftlichste, wenn ein Einzelner uneingeschränkter Herr davon ist. Je weniger Herren eines Grundstückes sind, je weniger ir-

---

\*) In Rußland liegen noch viele Wälder, die Niemanden gehören und noch mehr, wovon der Eigenthümer nicht weiß, wie viel ihm davon gehört. S. *Storcks* Rußland unter *Alexander I.* Heft XXII.

gend ein anderer sie in Benutzung ihres Grundstückes einschränken kann, desto vorthellhafter werden sie das Grundstück sowohl für sich als für die ganze Gesellschaft benützen. Jemehr also der Staat es dahin bringen kann, daß die Waldungen unter Privatleuten eigenthümlich vertheilt werden, je mehr er jeden Privateigenthümer von alten Servituten, die auf seinem Eigenthume haften, befreyen kann, so daß Boden, Holz, Grasung, Jagd, ihm gleich unumschränkt angehören, desto besser wird für die Vermehrung des Nationalreichthums gesorgt seyn, desto besser wird der Holzanbau da, wo er nöthig ist, gedeihen. Daß der Staat ein besserer Eigenthümer der Waldungen ist, als Gemeinheiten, läßt sich im allgemeinen mit Gewisheit behaupten. Denn der Staat nimmt ein Interesse an dem allgemeinen Wohl und dieses wird ihn antreiben, wenigstens nützliche Verordnungen für die Waldwirthschaft zu machen, da Gemeinheiten selten ein großes Interesse haben, das Wohl des Ganzen zu besorgen und dem Streben jedes einzelnen, den Vortheil in kurzer Zeit zu ziehen, die Sorge für die Nachkommen immer untergeordnet bleibt. Aber nie wird doch der Staat in Benutzung seiner Grundstücke dem einzelnen Privateigenthümer in der Regel gleich kommen. Denn wenn auch seine Vorschriften besser seyn mögen, so kann es doch



seine Praxis nicht seyn, da weder sein eignes Interesse, noch das Interesse derer, welche er zu Administratoren bestimmt, so groß seyn kann, den größtmöglichen Gewinn von den Grundstücken zu ziehen, als das Interesse eines Privatmannes, und die Sorgfalt und Umsicht des letzteren, um alle Vortheile zu benutzen, die Sorgfalt der öffentlichen Vorlesorge weit übertrifft.

Zwar hält man gemeinlich dafür, daß an Aufsehung des Eigenthums der Waldungen eine Ausnahme Statt finde, und dieses sich besser für den Staat als für Privatleute schicke. Denn sagt man, 1) erfordert es das allgemeine Interesse, daß die Waldungen geschont und nur nach und nach benutzt werden, da hingegen das Privatinteresse seinen Vortheil dabey findet, das Holz schnell und auf einmal zu veräußern; 2) hat der Staat ein weit größeres Interesse dabey, für alle Gegenden des Reichs zu sorgen als der Privatmann, und es ist daher besser, daß die Waldungen in den Händen des Staats als in den Händen von Privatleuten sind.

Allein 1) würde hieraus noch nicht folgen, daß die Waldungen am besten Staatseigenthum wären, wenn auch wirklich das Privatinteresse dem allgemeinen entgegenwirken könnte. Denn immer wird doch die Privatforstbesitz für Erhaltung und Vermehrung des

Holz größer seyn, als die öffentliche und der Staat dürfte daher nicht auf den Fall eines für die Gesellschaft schädlichen Gebrauchs der Waldungen, gewissenhalb gewisse Schranken der Benutzung der Privatwälder bestimmen. Die öffentliche Administration ist wenigstens immer kostbarer und nachlässiger als die Privatadministration eines einzelnen Eigenthümers, und so würde doch das Privateigenthum unter gehöriger Einschränkung immer besser seyn, als das öffentliche. Allein, a) die Furcht von Verwüstung des Holzes durch die Privateigenthümer selbst, liegt bloß in der Einbildung. Die Holzverwüstungen gehen in Staatswäldern oder in solchen, die keine sichern Eigenthümer haben, oder auch in Gemeindewäldern, am häufigsten vor. Privateigenthümer können keinen reellen Vortheil dabey finden, ihre Hölzer plötzlich niederzubauen, wenn ihnen nicht die einschränkenden Polizeyverordnungen selbst, erst diese Vortheile verschaffen. Man setze, es habe im Lande jeder Waldbesitzer die Freyheit, so viel Holz zu schlagen, als er will, und es wollten alle diese Freyheit so gebrauchen, daß sie plötzlich ihre Waldungen niederzuschlagen; so würde hieraus eine große Wohlfeilheit des Holzes entspringen. Diese aber würde die klugen und reicheren Augenblicklich bestimmen, mit dem Niederbrennen inne zu halten, da sie ein

sehen müssen, daß bey einem so unsonnigen Verfahren der Preis des Holzes sehr bald wieder steigen müßte und sie sodann einen desto höheren und längeren Profit haben würden. Es ist kein Grund anzunehmen, daß die Waldbesitzer so thöricht seyn und eilen sollten, ihr Holz zu wohlfeilen Preisen jetzt zu verkaufen, wenn sie einsehen, daß sie es in kurzem zu höheren Preisen verkäuffen können. Wenn aber das willkürliche Holzschlagen den Privateigenthümern in der Regel verboten ist; so ist es natürlich, daß ein solches Verbot den Holzpreis über seinen natürlichen Preis hält, und wenn nun ein einzelner die Erlaubniß erhält, sein Holz beliebig wegzuschlagen, so kann er sein ganzes Holz zu dem hohen Preise verkaufen, und dann kann er allerdings gute Gründe haben, sich ein Capital mit einem Male zu verschaffen, wozu ihm sonst die Gelegenheit fehlen würde.

Es lassen sich fast gar keine allgemeinen Vorschriften für die bestmögliche Benutzung der Wälder geben, da Local- und andere besondere Verhältnisse stete Abänderungen in dem Verfahren fodern. Setzt daher der Staat der Benutzung der Wälder allgemeine Schranken, so werden dieselben hier gut und nützlich, dort aber schlecht und schädlich seyn. Wo sie gut sind, hätte sie der Privateigenthümer gewiss selbst befolgt, da waren sie also überflüssig; wo

se aber sächlich sind, so trunken sie dem Privat-eigenthümer auf eine höchst nachtheilige Art in Benutzung seines Bodens ein. Es scheint daher die allerbeste Politik in Ansehung der Waldungen zu seyn, die Benutzung der Privatwaldungen jedes Eigenthümers willkürlich zu überlassen, und alle Gemeinwälder und selbst die Staatswälder gleich und gleich in unbeschränktes Privat-eigenthum zu verwandeln, wo nicht etwa andere wichtige Zwecke die Beybehaltung einiger Staatsforsten erfordern.

Gegenwärtig existiren in vielen Ländern an manchen Orten Waldungen, wo sie gar nicht benutzt werden können, und wo ein Morgen Waldung keine oder kaum einige Pfennige jährliche Renten bringt; an vielen Orten aber ist großer Holzmangel, ohne daß man deshalb einen großen Eifer für neue Anpflanzungen bemerken sollte. Lasse man die Benutzung des Bodens ganz frey und lege den Eigenthümern der Waldungen gar keine Schranken auf; so würden vielleicht bey der Eröffnung einer solchen Freyheit mehrere ihre Waldungen niederschlagen... Hierdurch würde aber das Holz an den Stellen, wo es geschähet, wohlfeiler werden, um bald darnach desto höher wieder zu

Jakobs Polier's Ausgabe. . . . . G g . . .

steigen. Ein solches Steigen des Holzpreises würde mehr aufmuntern, neue Anpflanzungen zu unternehmen, und es würde in allen Gegenden bald so viel Holz angepflanzt werden, als die Gegend nöthig hat, sobald die Besitzer des Bodens ihren Vortheil dabey sehen. Die Regel ist: „Sobald es gleich vortheilhaft seyn wird, einen Acker mit Holz oder mit Getreide zu bepflanzen; und sobald die Holzpflanzungen in gewissen Strichen noch vortheilhafter sind, als der Getreidebau; so wird es der Privateigenthum an Holze nicht fehlen lassen.“ So lange aber dieses nicht der Fall ist, so lange der Boden besser benutzt werden kann, wenn man ihn zu andern Früchten als zu Holz benutzt, wird der Nationalreichthum immer mehr gewinnen, wenn das Holz ausgerottet, und der Boden auf eine vortheilhaftere Art benutzt wird.

10 H.

Sagt man, daß das Holz lange Zeit gebrauche und daher ein angerichteter Schade sobald nicht herzustellen sey; so ist zu erwägen, daß eine so gefährliche Holzverwüstung von den Privateigenthümern gar nicht zu fürchten sey, wo die Sachen ihrem natürlichen Gange überlassen werden. Ein Waldbesitzer wird dieselbsten immer ein größeres Capital für seinen Wald erhalten können, wenn er ihn an einen Capitalisten verkauft, als wenn er das Holz mit einem

Male niederschlagen und einzeln verkaufen wollte.\*)

Es liegen daher weit mehr Gründe in der öffentlichen Verwaltung, die Waldungen schlecht zu benutzen, und selbst sie zur Unzeit zu ruiniren, als in der Privatbenutzung. Denn 1) ist in der Regel jede öffentliche Wirthschaft weniger ökonomisch, als eine Privatwirthschaft, und daß es insonderheit die öffentliche Forstwissenschaft sey, weiß ein jeder, der das Forstwesen etwas näher kennt. Die Gelegenheiten zum Betrug sind hier unendlich und die Reize der Forstbedienten, das Holz zu vermindern, sind allenthalben stark. 2) Liegen der Regierung zur Zeit der Noth ihre Forsten eben so nahe, als dem Privatmanne, und da die erstere sie zur Zeit der Noth nicht leicht verkaufen kann, weil sie zu große Capitale gebraucht, die für den Ankauf der Grundstücke nicht entbehrt werden können; so hat sie den größten Reiz,

G g 2

\*) Wenn ein Wald bey guter Forstwirthschaft jährlich 5000 Thlr. reinen Gewinn abwirft; so wird der Waldbesitzer in jedem Lande, wo die Zinsen 5 Procent stehen, leicht 100,000 Thaler für seinen Wald erhalten. Wollte er das Holz mit einem Male niederhauen; so würde er vielleicht kaum die Hälfte daraus lösen. Denn 1) würde er nicht so leicht Käufer für das viele Holz finden, und 2) würde er es wenigstens viel wohlfeiler verkaufen müssen, als er das Holz verkauft, was alljährlich in kleineren Quantitäten geschlagen wird.

die Hölzer niederschlagen zu lassen, um auf die kürzeste und schnellste Weise zu Gelde zu kommen. Die Beyspiele davon sind in der Geschichte nicht selten.

§. 192.

Wenn ich aber gleich behaupte, daß der öffentliche Besitz und die öffentliche Verwaltung der Forsten im Allgemeinen minder vortheilhaft für das Land und für die Vermehrung des Nationalreichthums sey, als Privateigenthum und Privatwirthschaft der Wälder, so schliesse ich doch deshalb die Vorlage des Staats für die Erleichterung und Erweiterung der Holzanpflanzungen, da wo es nöthig ist, für die Beförderung der Vervollkommenung dieses Zweiges der Nationalwirthschaft zu sorgen, nicht aus. Die Mittel, wodurch der Staat diesen Zweck befördern kann, sind:

- 1) Daß er die Eigenthumsverhältnisse über die Wälder richtig bestimmt, und alle diejenigen nach und nach auf eine gerechte Weise zu vermindern und aufzuheben sucht, welche der möglichst besten Benutzung der Forsten im Wege stehen. Sowohl in Ansehung seiner eignen als anderer Forsten, wird es am besten seyn, die Ansprüche der verschiedenen Theilnehmer zu trennen, und jedem für sein Nutzungsrecht lieber eine vollkommene Entschädi-

gung, es sey durch Abtretung eines Theils des Waldes, oder auf andere Weise zu kommen zu lassen, damit das Eigenthumsrecht möglichst rein und unbefchränkt werde. Insbesondere wird sein Augenmerk auf die gemeinsamen Forsten gerichtet seyn müssen. Wenn es sich bewirken läßt, daß die Gemeinschaft aufgegeben, und entweder eine Vertheilung unter die Berechtigten, oder noch besser, eine Abtretung an einzelne Eigenthümer mit Entschädigung der übrigen erfolgt; so scheint am besten für die bessere Benutzung dieser Art Besitzungen gesorgt zu seyn. Noch haben viele geglaubt; daß nur reichen und großen Landeigenthümern der Besitz der Waldungen verstattet seyn sollte, weil von Armen und kleinen Leuten eine gute Benutzung der Waldungen nicht zu erwarten sey. Allein es scheint hierüber keine Verordnung des Staats nöthig zu seyn, wo vollkommene Freyheit herrscht, die Grundstücke nach Gefallen zu veräußern. Die Wälder werden in einem solchen Lande von selbst in einer solchen Proportion in die Hände solcher Eigenthümer gerathen, welche den größtmöglichen Nutzen davon zu ziehen verstehen. Besitzt ein kleiner Eigenthümer ein Holz, das er gern



Ichuell zu Gelde machen will; so wird er, bey vollkommner Freyheit, immer sicherer und schneller durch Verkauf des Grundstücks zu dem Werthe desselben gelangen, als durch Umhauung des Waldes. Die Waldungen werden von selbst eine Liebhaberey der Reicheren werden, und es werden am Ende eigne Forstgüter entstehen, die bloß von Forstverständigen gesucht, von diesen am besten bezahlt und benutzt werden können. Wird einmal ein Boden durch den Holzbau am besten benutzt; so ist nicht zu fürchten, daß derselbe eingehen werde, wenn nur vollkommne Freyheit in Ansehung desselben herrscht. Denn es werden immer Liebhaber seyn, die mehr dafür bezahlen, als der Besitzer durch den plötzlichen Ruin seines Forstes gewinnen könnte.

- 2) Die Regierung muß besondere Mafregeln zur Sicherheit der Forsten treffen. Auch diese wird eher bey Privatforsten, als bey öffentlichen erreicht werden. Die Wachsamkeit gegen Diebereyen, Feuersgefahr, schädliche Insecten u. s. w. verdoppelt sich bey Privateigenthümern, da sie entweder unmittelbar sich der Sache annehmen oder doch eine viel genauere Aufsicht auf ihre Forsten führen, als der Staat die-

thes. thun kann. Die öffentlichen Forsten werden gegen Dieberey und muthwillige Verwüstungen oft mehr durch Regeln geschützt, wie die anwohnenden Landleute gegen billige Bedingungen ihr nöthiges Holz aus denselben erlangen können, als durch strenge Strafen.

3) Erweiterung und Verbreitung richtiger Forstkenntnisse, indem er Forstschulen und practische Forstinstitute errichtet, in welchen Forstbeamte und Forstbesitzer sich bilden können. So lange genug Waldungen vorhanden sind, welche die Natur hervortrieb, braucht man sich wenig um die Kunst, das Holz durch Pflanzungen zu ziehen und es ökonomisch zu bewirthschaften, zu bekümmern. So wie aber die Bevölkerung die freywilligen Gaben der Natur vermindert, wird die Geschicklichkeit, Holz zu ziehen, eine eigne Kunst, und bedarf einer besondern wissenschaftlichen Behandlung, an deren Vervollkommen der ganzen Gesellschaft ungemein viel gelegen seyn muß, da die leichte Befriedigung eines der unentbehrlichsten Nationalbedürfnisse davon abhängt.

4) Eben so wird es zum öffentlichen Vortheil gereichen, wenn der Staat die Holzanpflanzungen durch öffentliche Baumschulen,

durch Austheilung guter Saamen u. s. w. erleichtert, und zu Anpflanzungen, da wo die Trägheit, das Herkommen u. s. w. ihnen entgegen wirkt, durch Prämien und andere Reizmittel aufmuntert, oder auch die Bepflanzungen wüster zur Holzcultur schicklicher Gemeinheitsflecke durch strengere Mittel bewirkt, wenn deren Theilung an einzelne Eigenthümer nicht zu bewirken ist.

- 5) Die Gewissheit, daß der Waldbesitzer eine vollkommene Freyheit in der Benutzung seines Waldes genießsen werde, wird aber hauptsächlich nöthig seyn, wenn die Lust zu Anpflanzungen erweitert und der Besitz der Forsten den Eigenthümern nicht zur Last werden soll. Alle Arten der Einschränkungen der Forstbenutzungen, welche mehr als die Sicherung des Eigenthums der übrigen zum Zweck haben, wirken der Lust der Waldanpflanzungen entgegen, und sind theils unnütz theils schädlich.

§. 193.

- 3) Unter der Erde liegen eine Menge wichtiger Producte für die Menschen, nicht bloß Gold, Silber, Kupfer, Eisen und andere nützliche Metalle, sondern auch eine Menge brauchbarer Erden, Steine, Harze u. s. w., und

es liegt der Gesellschaft ohne Zweifel viel daran, daß solche öffentliche Anordnungen getroffen werden, welche der Förderung dieser Producte zuträglich sind.

Viele Staatskundige sind der Meinung, daß zwar diejenigen Dinge, welche unmittelbar unter der Oberfläche oder zu Tage liegen, und also ohne besondere Kunst und Kosten gefördert werden können, den Privateigenthümern des Bodens überlassen werden können, daß aber diejenigen Schätze, zu deren Auffuchung und Förderung größere Kunst und eigentliche Bergmannswissenschaft erfordert werde, insbesondere aber die Förderung der Metalle, am besten der Regierung ausschließlich zustehe. Ihre Gründe für diese Behauptung sind: 1) Weil die Betreibung der Bergwerke ein großes Capital erfordert, das selten die Privatbesitzer der Grundstücke beäßen; 2) weil ein großes Risiko damit verbunden sey, das einen Privatmann leicht ruiniren könne; 3) weil Privatleute aus Unwissenheit und Nachlässigkeit leicht das nicht achten würden, was unter der Oberfläche der Erde verborgen liegt und nur mit vielen Kosten herausgeschafft werden kann; 4) weil zur Betreibung der Bergwerke oft mehrere neben einander liegende Grundstücke nothwendig sind, wozu also entweder Vereinigung der Eigenthümer zu gemeinschaftlicher Betrei-

bung des Bergwerkes gehören würde, oder das Recht, gegen den Willen des andern seinen Boden zu durchgraben; wenn nicht viele Schätze ganz unzugänglich seyn sollten; 5) weil es gut sey, daß die unterirdischen Schätze, besonders die edeln Metalle, selbst mit Schaden der Unternehmer hervorgeholt werden, welches nur vom Staate erwartet werden könne, besonders wenn er alle Bergwerke besitzt.

Allein diese Gründe beweisen nur, daß Gesetze vorhanden seyn müssen, welche dem Eigensinne oder der Trägheit der Eigenthümer, so weit sie dem allgemeinen Besten nachtheilig sind oder entgegen wirken, Schranken setzen. Denn alles Eigenthum steht zugleich unter der Idee des allgemeinen Nutzens (§. 174.) in wiefern sich dasselbe mit dem Privatnutzen reimen läßt. Niemand kann in Collisionen mit dem allgemeinen Nutzen einen höheren Grad von Schonung seines Eigenthums verlangen, als, daß ihm der aus seinem Eigenthume entspringende Nutzen unverfehrt erhalten werde. Er kann nie fordern, daß er diesen Nutzen auf eine solche Weise ziehen wolle, daß er dadurch die Gesellschaft hindere, einen noch viel größern Nutzen aus seinem Eigenthume zu ziehen, oder er darf nicht ihr allen sonst möglichen Nutzen aus bloßem Eigensinne verweigern.

Indessen sieht man bald, daß diese Einschränkung des Eigenthums so viel ist, als gar keine. Denn wenn ein Privat-Eigenthümer überzeugt ist, daß viel größere Schätze unter der Oberfläche seiner Aecker verborgen liegen, als ihm jene liefert, so wird, wenn er nicht wahnsinnig oder völlig stúpide ist, er nicht abgeneigt seyn, sich dieser Vortheile zu bemächtigen, es sey nun, daß er selbst sie hervorholt, oder daß er die Vortheile an solche verkauft, die mehr Lust und Geld zu dergleichen Unternehmungen haben, als er.

Der erste Einwand ist ganz ohne Fundament: Es ist den Grundsätzen einer guten Nationalwirthschaft gemäß, die Capitale nur da anzulegen, wo sie die mehresten Früchte bringen. Ist nun ein Land noch arm, oder reicht dessen Capital noch nicht hin, um die einträglicheren Erwerbszweige alle zu nützen; so wird es immer nachtheilig seyn, Capitale auf minder einträgliche Gewerbe zu legen, es geschehe dieses durch den Staat oder durch Privatleute. Denn der Staat nimmt seine Capitale von der Masse des National-Eigenthums. Triebe er kein Gewerbe damit, so würden sie in Privathänden fallen, und in denselben eine nützlichere Anwendung gefunden haben. Bergbau ist in der Regel selten so einträglich, als Getreidebau! Wo daher der letztere vorthellhafter ist, und

noch ausgedehnt werden kann, da ist es immer besser, daß sich dieser erweitere, als daß der Bergbau auf Kosten des letzteren bleibe. Wo eben der Bergbau eine größere oder sicherere Ausbeute verspricht, als der Getreidebau, da werden ihn die Privatleute nicht vernachlässigen, wenn ihnen nur sonst die gehörigen Erleichterungsmittel vom Staate angeboten werden. Folglich ist es immer besser, in einem Lande, das noch nicht genug Capitale für seinen Landbau besitzt, die ungewissen Schätze unter der Erde so lange ruhen zu lassen, bis sich die Reichthümer mehr häufen, um etwas auf unsichere Unternehmungen, ohne Nachtheil zu wagen. Wo wüßte Aecker einen größern Ueberschuß über die Kosten des Anbaues versprechen, als Bergbau, da wird es vortheilhafter seyn, die nöthigen Mineralien von andern Nationen einzukaufen, als sie selbst auszugraben. Was

zweytens das Risiko betrifft, so schickt es sich für einen Staat so wenig als für einen Privatmann, große Capitale auf gut Glück zu wagen. Die Regierung verwaltet fremdes Geld und sollte daher noch vorsichtiger bei Anlegung desselben zu Werke gehen, als Privatleute. Sobald sich der Reichthum unter den Privatpersonen ausbreitet, werden sich auch genug finden, welche einen proportionirlichen Theil ihres

Vermögens auf gefährvolle aber, wenn sie glücklich auschlagen, desto mehr Gewinn bringende Unternehmungen wagen, und Privatleute werden dieses mit weit mehr Behutsamkeit thun, als der Staat. Das Wahre in der Sache ist folgendes: wenn der Staat den ganzen Bergbau allein betreibt, so wird er deshalb eher die Gefahren der Aufsuchung übernehmen können, weil der Gewinn bey den einen Werken ihn in den Stand setzt die Verluste der unglücklichen Entreprisen zu tragen. Dafs aber letztere unternommen werden, ist doch gut, weil es sich treffen kann, dafs man auf diesem Wege sehr reiche Minen mitunter trifft, die unentdeckt geblieben seyn würden, wenn nichts gewagt worden wäre. Privatleute werden sogleich abgeschreckt werden, sobald nur zwey oder drey Unternehmungen unglücklich ausfallen, und die reicheren Gruben werden unentdeckt bleiben. Der Staat aber wird im Ganzen von dem Bergbau immer grossen Gewinn haben, wenn er gleich bey den einzelnen Gruben verliert. Ueberdem wird für die Bergleute besser gesorgt seyn, wenn sie unter einem als unter vielen Herren arbeiten. So wie das Gewerbe an dem einen Orte stockt, wird man ihnen gleich andere Gegenden anweisen können, wo sie ihr Brot verdienen können, und selbst auf die Cultur der Bergmannswissenschaft werden mehr



Kosten gewandt werden, wenn der Bergbau in der Hand des Landesherren ist.

Um alle diese Vortheile zu erreichen, ist es doch nicht unumgänglich nothwendig, daß der Staat das Gewerbe ausschließlicly oder auch nur hauptsächlich betreibe. Wenn er auf die reine Ausbeute der Privatbergwerke eine Abgabe legt, und die Einkünfte davon theils zur Aufmunterung, neue Bergwerke aufzufuchen, theils zur Vervollkommnung der Bergmannswissenschaft verwendet, wenn er die Bergleute in eine Corporation (§. 185.) verbindet, und die Communication der Unterthanen erleichtert, damit das Bedürfnis der Arbeiter an dem einen und der Ueberfluß derselben an dem andern Orte leicht bekannt werden kann; so werden alle jene Vortheile erreicht werden können, ohne daß sich der Staat unmittelbar mit diesem Gewerbe befaßt. Die Privatthätigkeit, welche, wo sie keine Hindernisse findet, stets speculativer und scharfsünniger in Ausfindung aller großen und kleinen Vortheile ist, wird stets jedes Gewerbe vortheilhafter betreiben, als der Staat, und wenn daher es der Staat dennoch vortheilhaft oder nothwendig findet, den Bergbau nicht aufzugeben; so wird es doch nothwendig seyn, die vollkommne Betreibung desselben dem Privatinteresse so nahe zu rücken, als möglich, und dieses als die Maschine zu ge-

brauchen, den größtmöglichen Gewinn daraus zu ziehen.

Dem dritten und vierten oben erwähnten Umfange kann auf der einen Seite durch gute Unterrichtsanstalten in den Bergmannswissenschaften, und auf der andern durch eine zweckmäßige Bergbauordnung entgegen gearbeitet werden. Sobald die Privatreute wissen, daß der Bergbau zu den freyen Gewerben gehört, werden auch viele durch ihr eigenes Interesse aufgefordert werden, sich die gehörigen Kenntnisse darin zu verschaffen. Die Bergordnung aber muß bestimmen, wem der Anbau zukomme, wie weit er sich erstrecken dürfe, nach welchen Gesetzen der eine Grundherr verpflichtet sey, an dem Baue seines Nachbarn, es sey durch Vergesellschaftung mit ihm oder durch Abtretung der Nutzung oder des Eigenthums seines Grundstückes gegen volle Entschädigung u. s. w. Theil zu nehmen, unter welchen Bedingungen es Fremden verstattet sey, die Erlaubniß zum Bergbau auf anderer Grundstücken zu fordern u. s. w. Alle diese Bestimmungen müssen durch den größern Nutzen der Gesellschaft auf der einen, und durch die volle Entschädigung des Eigenthümers, welcher den Bergbau nicht selbst betreiben will, auf der andern Seite, begründet werden.

Aber nichts muß den, welcher sich deutliche Begriffe von dem wahren Reichtume des Landes verschafft hat, mehr befremden, als der fünfte Grund, wodurch man es höchstfassen will, daß der Staat die Bergwerke betreiben solle. Die Begierde nach Gold und Silber, hat oft kluge Staatsmänner so sehr geblendet, daß sie glaubten, sich dasselbe, selbst dann verschaffen zu müssen, wenn die Erwerbung mehr kostete, als es werth ist, oder wenn man es wohlfeiler im Auslande kaufen, als im Lande aus den Schachten holen kann. Wenn man aber weiß, daß Reichtümer in Bedürfnismitteln und deren Werthe bestehen, und daß unter allen Bedürfnismitteln Gold und Silber am leichtesten gekauft, und aus der Ferne herbeygeschafft werden kann, daß es also thöricht ist, es im Lande theurer zu bezahlen, als man es auswärts kaufen kann; so fällt der Ungrund der obigen Behauptung aufs deutlichste in die Augen. Die Nationalökonomie beweiset dieses ausführlich.

§. 194. Was die Landwirthschaft betrifft; so muß die Landespolicey zu allererst dahin wirken, daß der möglichst besten Benutzung des Bodens keine öffentliches Hinderniß entgegenstehe. Fast in allen Ländern haben sich von alten Zeiten her eine Menge Verhältnisse festge-

setzt, welche dem Gewerbe des Ackerbaues schädlich sind. Die Gesetzgebung hat das, was anfangs Mißbrauch war, oder was eingeführt wurde, ehe man die Begriffe einer Nationalökonomie kannte, oder sie in Wirksamkeit zu setzen vermochte, nicht selten in Gerechtfame verwandelt und oft die schädlichen Rechtsverhältnisse und Policyverordnungen noch vermehrt. Es ist daher vor allen nothwendig, sich deutliche Begriffe von den Erfodernissen und Bedingungen zu machen, unter welchen die Landwirthschaft am besten gedeihen muß und dabey zu überlegen, was der Staat unter den mannigfaltigen Verhältnissen thun könne, um einen solchen Zustand zu bewirken, worin die größtmöglichste Vermehrung des Nationalreichthums von der Landwirthschaft zu erwarten ist.

Es kommt dabey vorzüglich an:

- 1) Auf solche Eigenthumsverhältnisse, die der Vervollkommnung des Ackerbaues günstig sind;
- 2) Auf ein vortheilhaftes Verhältniß der Arbeiter gegen die Gutsherren;
- 3) Auf einen vortheilhaften Debit der Ackerproducte;
- 4) Auf eine zweckmäßige Einrichtung des Abgabensystems;

*Jakobs Policygesetzgebung.*

H h

von: Was den ersten Punkt betrifft; so muß das Eigenthum an Grund und Boden durch keine andern Bestimmungen eingeschränkt seyn, als durch die allgemeinen, welche das gemeinsame Wohl aller Glieder des Staats nothwendig macht und die möglichst beste Benützung des Bodens selbst gebietet (§. 174). Von allen Schranken aber, welche der bessern Benützung und Cultur entgegenstehen, muß dasselbe befreyt werden. Alle Schranken, welche verhindern: 1) daß das Eigenthum nicht leicht in die Hände dessen kommen kann, der es am besten benutzen würde; 2) daß der Eigenthümer es nicht nach seinen besten Einsichten benutzen kann, sind schädlich. Die Rechte des alten Fudalwesens, die Gebundenheit der Güter, die Gemeinheiten sind offenbar Hindernisse der ersten Art; die Servituten, Hut, Trift und Jagdrechte Hindernisse der zweyten Art \*).

Die Ueberzeugung, daß diese Verhältnisse schädlich sind, ist so allgemein, daß man alle weise und thätige Regierungen damit beschäftigt findet, sie wegzuschaffen. Die Freyheit des Eigenthümers seine Grundstücke im Ganzen oder theilweise zu veräußern, und sie auf jede beliebige Art zu benutzen, wird im allgemeinen die Landescultur am besten vervollkommen

---

\*) S. meine National - Oekonomie. §. 397.

und muß daher durch die Gesetzgebung geschützt, oder, wo ihr Abbruch geschehen ist, wieder hergestellt werden. Wie die Hindernisse da, wo sie angetroffen werden, zu heben sind, dazu gehören specielle Vorschriften, welche aus der Beschaffenheit der besondern Fälle bestimmt werden müssen; die allgemeinen Principien dazu, sind oben (§. 172) entwickelt worden.

Wo eine solche Freyheit der Eigenthümer, mit Grund und Boden nach Willkür zu schalten, Statt findet, da scheint alle gewaltsame Einmischung der Regierung in die Direction der Cultur überflüssig und schädlich zu seyn. Die Regierungen haben aus Vorforge für das allgemeine Wohl oft geglaubt, sich einer solchen Einmischung nicht entbrechen zu können. Sie haben befohlen 1) daß alle Aecker wirklich bebauet werden sollen, und Nachbarn oder andern verstattet, die wüste liegenden Felder liederlicher Wirthe zu ihrem Nutzen in Cultur zu setzen. Aber ist wohl zu erwarten, daß in einem Lande, wo der Ackerbau werthvolle Früchte bringt, der Acker unbauet bleiben wird, werden nicht selbst liederliche Wirthe ihren Acker lieber verkaufen oder verpachten, als gar keinen Nutzen davon ziehen? — Wo es viele arme und kleine Ackerleute gibt, ist es vielleicht nützlich, Anstalten zu treffen, daß es nicht an Saamensgetreide fehle, aber die

Ausschweifung einiger unordentlichen Wirthe kann nie einen Grund zu einem Gesetze geben, das dieser Ausschweifung nicht einmal entgegenwirken kann. Wo eine so mächtige Triebfeder, als der eigne Nutzen ist, für das Staatswohl wirkt, da braucht die Staatsgewalt keine Zwangsmittel anzuwenden. 2) Zuweilen haben die Regierungen für nöthig befunden, gewisse Culturarten einzuschränken, weil sie fürchteten, es möchte an den nothwendigen Getreidearten Mangel entstehen. Weinbau, Tabaksbau, Cichoriencultur u. s. w. erfahren öfters diese Beschränkungen. Bey näherer Erwägung der Sache ergibt sich aber, daß diese Sorge überflüssig, und die Mafsregel, welche zu diesem Zwecke führen soll, den Principien einer guten Staatswirthschaft geradezu widerspricht. Denn nach denselben kommt alles auf die Gröfse des reellen Werths der erzeugten Producte an. Je gröfser der von der Nation erzeugte Realwerth ist, desto reicher wird das Land und desto leichter kann es sich alle Bedürfnisse, die es nicht selbst erzeugt, kaufen. Nun wird aber die Ackerbauern kein anderer Grund antreiben, die Getreidecultur zu verlasfen, als weil sie sich von einer andern Benutzung des Bodens einen gröfsern Gewinn versprechen. Dieser kann aber nur aus einem erzeugten gröfsern Realwerthe entstehen. Folglich wird

das Land bey der freyerwählten Culturart mehr bereichert, als wenn der Landmann gezwungen wird, bey einer Culturart zu beharren, die ihm weniger Gewinn gibt. Am Getreide wird es diese Freyheit nicht fehlen lassen. Denn entweder wird für den bey der neuen Culturart erzeugten Werth mehr Getreide erkaufte werden können, als auf demselben Boden hätte können gewonnen werden, (weil man sonst den Getreidebau nicht würde verlassen haben); oder das Getreide wird so im Preise steigen, daß man es vorthailhaft finden wird, mehrere Felder, die bisher zu etwas anderm gebraucht wurden, wieder zur Getreidecultur zu bestimmen. Kurz, immer werden die Felder bey vollkommener Freyheit aufs vorthailhafteste benutzt werden, weil hier der Privatnutzen mit dem öffentlichen Nutzen jedesmal zusammenstimmt, und jedes Verbot oder jede gewaltsame directe oder indirecte Einschränkung einer gewissen Culturart wird, wenn er nicht überflüssig ist, allemal auf Verminderung des Nationalreichthums wirken.

3) Wenn man bey Erwerbung des Grundeigenthums nicht freye Concurrenz gestattet, sondern nur gewissen Ständen Grundeigenthümer zu seyn erlaubt; so kann ein solches Gesetz nicht anders als schädlich für die möglichst größte Cultur seyn. Denn es werden dadurch nicht nur viele Capitale derer, welche zur Erwer-



bung des Grundeigenthums nicht zugelassen werden, von der Ackerkultur abgehalten, sondern auch die Geschicklichkeiten desselben. Je mehrere das Recht haben, Grundeigenthum zu erwerben, desto leichter wird dasselbe in solche Hände kommen, welche die Cultur desselben auf den höchsten Grad der Vollkommenheit treiben, und es ist kein vernünftiger Grund vorhanden, diejenigen von dem Grundeigenthume abzuhalten, welche große Lust zu dergleichen Besitzungen haben. Es ist also der Staatsklugheit gemäß, alle Schranken hierin aufzuheben. 4) Selbst unter den größten Vertheidigern der Freyheit gibt es doch einige, welche behaupten, daß wenigstens gewisse Grenzen des Umfanges der Länderbesitzungen bestimmt seyn müssen. Diese leugnen nicht, daß es unschicklich sey, wenn der Staat bestimmen wollte, was für Land und wie viel zu jedem Gute gehören solle. Denn es ist offenbar, daß der Privatvorteil bey vollkommener Freyheit die für die Cultur vortheilhafteste Vertheilung am besten treffen wird, und daß die Gebundenheit der Güter mehr Nachtheil bringt, als der Vortheil der Bequemlichkeit beträgt, den man etwa bey Erhebung der Abgaben davon hat, da nichts leichter ist, als darin eine solche Aenderung zu treffen, daß die Grundstücke beliebig gewechselt werden können,

ohne daß dadurch die Ordnung des Abgabensystems gestört wird. Aber der Belitz des Grundeigenthums, meinen sie, müsse gewisse Grenzen haben. Fülle zu viel Grundeigenthum in eine Hand zusammen; so entstehe eine gefährliche Obermacht der großen Landbesitzer im Reiche: werde das Land in allzukleine Besitzungen getheilt: so verarme das Reich, und komme in Gefahr, in Hungersnoth und Elend zu gerathen.

Allein wo allgemeine Freyheit der Personen und der Gewerbe herrscht, da wird die allzustarke Anhäufung des Vermögens in eine Hand nicht leicht möglich seyn, und wo besondere Umstände sie in einzelnen Fällen bewirken, da wird das Princip der Gesetzgebung, welches oben (§. 175.) empfohlen ist, bewirken, daß eine solche übermäßige Anhäufung sehr bald wieder ebenmäßiger vertheilt wird. Haben doch die Lehnverhältnisse nicht einmal eine gefährliche Anhäufung des Grundeigenthums in eine Hand hervorgebracht, obgleich eine so große Tendenz dazu in ihnen enthalten ist; Warum sollte sich der Staat durch eine Furcht, welche in der Erfahrung nicht gegründet ist, zu einer Mafsregel bestimmen lassen, welche das Eigenthumsrecht so manchen unnützen und lästigen Schranken unterwerfen würde? Nur

eine fehlerhafte Staatsverfassung kann dergleichen Ackergesetze nothwendig machen. —

Auf der andern Seite ist aber auch gar nichts von den allzugroßen Zerstückelungen des Grundeigenthums zu fürchten. Es ist 1) falsch, daß das Grundeigenthum so sehr getheilt werden könne, daß jeder Besitzer bloß die nothwendigen Subsistenzmittel seiner Familie gewönne. Denn wenn eine Familie so viel Land hat, daß die Bearbeitung desselben ihre ganze Zeit erfordert; so muß sie mehr als ihre Subsistenzmittel aus dem Boden ziehen, weil das Land in der Regel immer mehr gibt, als der welcher es bearbeitet verzehren kann. Hat er aber so wenig Land, daß er nicht alle seine Zeit zu dessen Bearbeitung braucht; so kann er in der übrigen Zeit noch etwas anders hervorbringen. Daß das ganze Land in so kleine Stücke sollte getheilt werden, daß die übrigen Stände nicht genug Nahrungsmittel erhalten können, läßt sich nicht wohl denken, da es in einem freyen Lande nie an Reichen fehlen wird, die größere Landstücke zusammenkaufen, und an vielen Orten andere Gewerbe viel einträglicher werden, als der Ackerbau im kleinen. Bei vollkommner Freyheit des Eigenthums und der Gewerbe wird der eigne Nutzen eine solche Vertheilung der Grundstücke am leichtesten hervorbringen, welche der Cultur

am günstigsten ist, und da nie im allgemeinen bestimmt werden kann, wie groß oder wie klein ein Grundstück seyn müsse, um am vortheilhaftesten bearbeitet zu werden; so lassen sich auch keine allgemeine Regeln darüber festsetzen, und alle gesetzliche Anordnungen darüber sind unnütz oder schädlich-\*).

Uebrigens ist es richtig, daß es für die Nation vertheilhafter ist, wenn die Landgüter einen mittlern als einen allzugroßen Umfang haben. Erstere sind leichter zu übersehen und lassen sich daher auch vollkommener bearbeiten. Auch werden die Eigenthümer mittelmäßiger Grundstücke mehr auf ihren Gütern gehalten, um sie selbst zu bewirthschaften; sie sind geneigter ihre gesammelten Capitale zur Verbesserung der Cultur anzulegen, und überhaupt selbst productive Arbeit zu verrichten; dahingegen große Gutsbesitzer selten gute Landwirthe sind, und das Einkommen aus ihren Gütern in fremden Ländern oder in der Hauptstadt des Reichs verthun, ohne daß ihre Güter und die auf denselben befindlichen Einwohner den mindesten Nutzen davon haben. Wären solche große Güter in mehrere kleinere und mittlere vertheilt; so würde a) das Land viel fleißiger bebauet werden und weit mehr Producte liefern; b) es wür-

---

\*) Nationalökonomie, S. 381.

den weit mehr wohlhabende Landleute entstehen, deren Vermögen zusammen genommen weit ansehnlicher wäre, als das Vermögen des einen großen Grundherrn; c) dieses Vermögen würde theils zur Verbesserung des Landbaues, theils zur Aufmunterung der inländischen Manufacturen gebraucht werden.

So gegründet diese Bemerkungen sind; so kann der Staat doch keine gewaltsame Veränderung der bestehenden nachtheiligen Gütervertheilung vornehmen. Indem er aber die Gesetze, Sitten und Gewohnheiten allmählig abschafft, welche der größern Vertheilung der Güter im Wege stehen und der Freyheit, die Bahn eröffnet, trifft er die beste Vorbereitung zu einer zweckmäßigeren Vertheilung des Grundeigenthums.

Was zweytens das persönliche Verhältniß der Landarbeiter betrifft; so ist kein Zweifel, daß es das vortheilhafteste ist, wenn alle Arbeiter frey sind, und nur vertragsweise bey den Grundherren arbeiten. Daß Handwerke, Manufacturen und Künste nur da gedeihen können, wo es freye Arbeiter gibt, darüber ist unter den Politikern heutzutage nur eine Stimme. Warum aber sollte dieses beim Ackerbau anders seyn? Wo der höhere Lohn, die Hoffnung, sein Vermögen wachsen zu sehen, die Möglichkeit, in einen unabhängigen Stand zu

gelangen; keine Reizmittel find, da kann der Fleiß und die Industrie nie einen hohen Grad erreichen. Sobald der Arbeiter keinen Vortheil von dem vermehrten Ertrage der Felder hat, sucht er nur seine Arbeit zu vermindern und seine Mühe sich zu erleichtern.

Allenthalben, wo eine solche Leibeigenschaft herrscht, daß die Knechte für den bloßen Unterhalt für ihre Herren arbeiten müssen; find Trägheit, Faulheit, Schlaffucht, Trunkenheit, Bosheit und Dummheit die herrschenden Eigenschaften der Leibeigenen. Dreyhundert Domestiken in Rußland leisten den Herren weniger Dienste, als vier freye Dienstboten in Deutschland. Zehn Bauern dort führen mit zwanzig Ochsen nicht so viel Getreide zu Markte, als hier ein freyer Bauer mit seinen vier Pferden. Ohnerachtet in vielen Gegenden des südlichen Rußlands die ganze Arbeit des Düngens wegfällt; so bearbeiten doch zwanzig Bauern dort kaum die Hälfte des Feldes, was eine gleiche Anzahl deutscher freyer Bauern mit weit größerer Mühe bearbeiten. Fröhnarbeiten sind noch weniger fruchtbar, als selbst die Arbeiten der Leibeigenen. Denn diese können doch noch durch Strenge zu einigem Fleiße angehalten werden; bey Fröhnarbeiten aber ist die Willkür der Herren gemeiniglich mehr eingeschränkt. Welche Zeit, welche Kräfte gehen

dadurch verlohren! — Die Arbeiter bringen nicht die Hälfte von dem hervor, was sie hervorbringen könnten, verzehren und zerstören mehr als es geschehen würde, wenn sie frey wären, und nehmen Laster an, welche für den Nationalreichthum höchst zerstörend sind. Ueberdem führt die Aufhebung der Leibeigenschaft und des Frohnwesens am sichersten zu einer besseren Vertheilung der allzugroßen Grundstücke, wenn nur die Fesseln der freyen Veränsserung gelöst werden. Welche Gründe kommen also hier noch zu den oben (§. 126) angeführten hinzu, die Leibeigenschaft und das Frohnwesen abzuschaffen!

Die Ausführung ist freilich nicht immer leicht, aber doch fast nirgends so schwer, als Eigennutz, Hochmuth und Gewohnheit an das Herkommen es vorstellen. Der sicherste und beste Weg der Abschaffung wird immer seyn, wenn die Grundherren selbst aus eigener Ueberzeugung, daß sie nicht nur keinen Schaden, sondern Vorthail davon haben, an der Vertilgung der Leibeigenschaft und des Frohnwesens arbeiten. Diese Ueberzeugung und mit ihr die Neigung zur Aufhebung der Leibeigenschaft wird befördert werden, wenn

- 1) durch Beyspiele an Ort und Stelle gezeigt wird, daß ein freyer Bauer auf demselben Umfange des Landes weit mehr durch sei-

- nen Fleiß hervorbringt, als die leibeigenen Arbeiter hervorbrachten, daß folglich der Freye dem Grundherrschaft allen Gewinn, den er von der Arbeit des Leibeigenen hatte, als Pachtgeld geben, und dabey doch noch wohlhabend werden kann;
- 2) Wenn man den Grundherren beweiset, daß durch die Formirung einer Menge solcher wohlhabenden kleinen Leute, der Werth ihrer Güter immer mehr und mehr steigen muß. Denn je mehr wohlhabende Bauern entstehen, desto mehr Handwerker, Fabrikanten und Künstler werden dafelbst sich ansiedeln, desto stärker wird die Bevölkerung wachsen, desto mehr Ackerproducte aller Art werden verlangt, desto theurer werden folglich die Ackerproducte, und desto wohlfeiler die Manufacturwaaren werden. Die Gutsherren werden also durch Einführung der Freyheit an zwey Enden gewinnen. Die Hälfte ihrer Ländereyen wird ihnen bey einem größern Bevölkerungsstande, der nur bey einzuführender Freyheit möglich ist, mehr einbringen, als ihnen da, wo Leibeigenschaft herrscht, das Ganze einträgt. Ein System, wobey alle Parteyen gewinnen, kann unmöglich von schlechten Folgen seyn.



3) Wenn sich ergibt, daß auch freye Dienstleute von leibeigenen viele Vorzüge haben, indem man a) sich der schlechten viel leichter entledigen und bessern andern dastellen bringen kann; b) indem der Lohn sie viel thätiger, fleißiger und ordentlicher macht; c) indem sie auch weniger kostbar sind, da ihre Anschaffung kein Capital erfordert, bey ihrem Lohne die Ausgabe für ihre Kleidung erspart und von ihnen nie so viel Schaden angerichtet wird, da die Furcht, von ihnen von dem Lohne entsetzt zu müssen, sie viel behutsamer macht.

Wird dem Ankauf kleiner Landstücke kein Hinderniß in den Weg gelegt; so werden die großen Gutsbesitzer es bald vortheilhaft finden, von ihren großen Grundstücken, die sie nicht ganz bearbeiten können, einzelne Theile zu veräußern und die dafür erlangten Capitale zur Verbesserung des zurückgehaltenen Landes anzuwenden. So wird das Land wohlhabender, ohne daß die großen Grundherren ärmer werden.

Die Regierung aber kann und muß allerdings auf mannigfaltige Art thätig seyn, um die Einführung einer durchgängigen persönlichen Freyheit aller Unterthanen allmählig zu bewirken und sich durch Schwierigkeiten von einem so edeln Ziele nicht abschrecken lassen. Die

Maßregeln dazu haben wir schon oben (§. 127) angezeigt. Was den dritten Punkt anlangt; so ist klar, daß die Aussicht, die Ackerproducte vortheilhaft anwenden oder verkaufen zu können, die Haupttriebfeder zur Production ist. Alles also, was die Freyheit, mit den Erzeugnissen des Bodens nach Gutdünken zu verfahren, einschränkt, was die Fabrication der Landesproducte oder die Ausfuhr beengt, that sich der Production Abbruch; was dagegen den Transport erleichtert, die Fabrication der dändlichen Producte begünstiget, was die Nachfrage nach den Früchten des Bodens vermehrt, spornet den Fleiß an, die Erzeugnisse des Landes zu vermehren, und zielt also auf Bereicherung der Nation ab.

Eben so muß auch viertens bey Bestimmung der Abgaben darauf gesehen werden, daß der Ackerbau nicht niedergedrückt werde, daß der Staat nie einen andern Theil, als den reinen Ertrag des Bodens besteuere, und dem Eigenthümer immer noch so viel übrig lasse, daß er Lust behält, seine Arbeit fortzusetzen und auf Vergrößerung des Ertrags zu sinnen. Auch können die Instrumente des Ackerbaues nicht ohne Nachtheil der Landescultur zum Princip der Vertheilung der Grundsteuer gemacht werden, und überhaupt müssen alle Werkzeuge des

Landbau und der Industrie mit Abgaben möglichst verschont bleiben, weil dem Staate an der Vermehrung dieser Instrumente gelegen seyn muß, Abgaben darauf aber ihre Verminderung bewirken \*).

§. 195.

Wo alle Hindernisse der freyen und möglichst besten Cultur weggeschafft sind, da wird die Privatindustrie am besten für die erweiterte Cultur der Erde sorgen; und wo diese Unterstützung und Aufmunterung bedarf, da kann allerdings der Staat auf mancherley Weise zu Hülfe kommen. Wenn er nicht wüßte Elecke

\*) In dieser Hinsicht scheint das Princip der Bestimmung der Ländereyen in Rußland, wo die Bauernzahl, welche ein Grundherr besitzt, zum Maßstabe der Landsteuer dient, nicht ohne Nachtheil zu seyn. Die Bauern sind in diesem Lande die Instrumente des Landbauers für den Herrn. Je stärker aber die Auflage auf die Bauern wird, desto mehr können die Herren darauf, die Zahl ihrer Bauern zu vermindern, und sich mit wenig Leuten gleiches Einkommen zu verschaffen. Man findet ein Mittel dazu in großen Brantweinbrennereyen, wo wenig Hände große Revenüen schaffen können; dagegen bleiben die Felder unbestellt oder werden dem Vieh zur Weide überlassen. Würde die Abgabe nicht nach den Köpfen der Bauern regulirt; so würde die Zahl derselben weit mehr vermehrt und also auch eine größere Menge Ländereyen angebaut werden. Eine Veränderung dieses Steuerprincips würde überdem eine große Schwierigkeit gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft heben.

mit Ackerleuten besetzt oder reiche Privatpersonen und Privatgesellschaften zur Urbarmachung aufmuntert, und da, wo dieses nicht gelingen will, und doch großer Vortheil dabey ist, die Urbarmachung selbst unternimmt \*), wenn er die Landbauern zu einer ehrenvollen Corporation (§. 185.) verbindet; wenn er für Vervollkommnung des Unterrichts in der Landwirthschaft und für Verbreitung aufgeklärter landwirthschaftlicher Ideen sorgt; wenn er die Anschaffung und Verbreitung nützlicher Saamen und Gewächse unterstützt, wenn er die Privatgesellschaften, welche sich die Vervollkommnung der Landwirthschaft zum Zwecke machen, aufmuntert; so trägt er auch auf eine positive Weise, die mit den Principien einer gesunden Staatsökonomie vollkommen übereinstimmt, zur Vervollkommnung des Ländbaues etwas bey.

Auf gleiche Weise wird Gartenbau, Weinbau, Viehzucht und alles, was sonst noch zun

---

\*) Mir ist eine Provinz bekannt, wo ein See liegt, dem man mit einem Vorschusse von 30 bis 50,000 Thaler 22,000 Morgen des schönsten Landes abgewinnen könnte. Weil aber mehr als zwanzig Herren an diesem See Theil haben, und sie sich über die Antheile nicht vereinigen können, die jedem nach der Urbarmachung zu fallen sollen; so ist die Einsicht schon 100 Jahre ohne Wirkung geblieben. Soll die Regierung dabey unthätig seyn, und soll sie nicht Mittel ergreifen, ein Ichönes Werk, das 4000 neue Einwohner nähren kann, zu beschleunigen?

ländlichen Oekonomie gehört, am besten gedeihen, wenn der Staat in Ansehung ihrer dieselben Principien befolgt, welche wir für den Ackerbau angezeigt haben. Wo die Privatindustrie noch nicht gehörig in den Gang gebracht ist, da werden öffentliche Reben- Baumschulen, Anstellung von Kreisgärtnern, Einführung fremder Viehrazen u. s. w. ein öffentlicher Aufwand seyn, der dem Lande reichen Gewinn bringt.

Dafs der Schutz und die Sicherheit des ländlichen Eigenthums besondere Mafsregeln erfordern, und dafs diese vor die Regierung gehören, wo die Privatkräfte nicht hinreichen, dafs also öffentliche Anstalten gegen Ueberschwemmungen, Feuersgefahr, Viehseuchen, Insectenfrafs u. s. w. getroffen werden müssen, ist schon oben (§. 179) erwähnt worden.

#### Sechster Abschnitt.

*Von der öffentlichen Vorsoorge für die Gewerbe, wodurch die rohen Producte für die menschlichen Bedürfnisse in allerley Gestalten verwandelt werden.*

#### §. 196.

Der Regierung mufs ungemein viel daran gelegen seyn, dafs Manufacturen und Künste

im Laude blühen. Durch sie allein kann eine solche Vertheilung des inländischen Vermögens zu Stande gebracht werden, welche die Freyheit und die Unabhängigkeit allen Ständen sichert, durch sie allein kann der Landbau seinen höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen. Treibt ein Volk nur Landbau, so trifft man nur Grundherren und Slaven in demselben an. Die wenigen Grundherren sind reich, alle übrigen sind arm, und werden von den Grundherren ernährt, es sey als müßiges Gefindel oder als seine Arbeiter; diese mögen nun sein Land bauen, oder Manufacturarbeit für ihn verrichten. Immer bleiben sie in einer sclavischen Abhängigkeit von ihm. Denn so lange der Manufacturarbeiter nur für einen oder für wenige arbeiten muß, und seine Subsistenz von diesen wenigen allein abhängt, bleibt er deren Slav, selbst wenn er den Namen eines Freyen führt. Nur wenn die Manufacturisten für eine unbekannte Welt mit ihren eignen Capitalen arbeiten, nur wenn ihnen von allen Seiten Abnehmer zufließen, nur wenn sie selbst so reich werden, daß die Grundherren eben so abhängig von ihnen sind, als sie von jenen, wird eine allgemeine Freyheit aller Stände begründet werden.

Manufacturen können nur in einem solchen Lande gedeihen, wo viele kleine Grund-

eigenthümer in kleinen Räumen vereinigt sind. Ist der Boden unter lauter große Grundherren vertheilt; so werden diese ihre Arbeiter in einem solchen Zustande erhalten, daß sie Handwerkern und Künstlern wenig oder nichts zu verdienen geben können. Sie werden also die einzigen seyn, welche Kunstwaaren bedürfen. Da sie aber auf dem Boden weit von einander zerstreut leben; so wird kein Fabrikant bey ihnen sein Glück machen können. Nur in den Hauptstädten, wo sich der Adel eines großen Reichs zusammendrängt, werden einige Manufacturen für den Luxus sich bilden, aber solche Fabriken, die Hunderttausende und Millionen Menschen zu ihren Abnehmern verlangen; werden auch hier nicht entstehen können; in den Provinzen werden die Leibeigenen die Stelle der Künstler und Handwerker vertreten, und was diese nicht leisten können, wird aus der Hauptstadt, die größte Menge der Kunstwaaren aber aus dem Auslande verschrieben werden müssen. In einem solchen Lande wird der Ackerbau nach der Proportion der Ausdehnung der Ländereyen immer nur sehr wenig Producte im Vergleich mit denen liefern, die er geben könnte. Denn es wird an Menschen fehlen, welche mehr Landproducte kaufen wollen, als vorhanden sind.

Ist aber das Land in kleine Stücke getheilt und sind sowohl die Eigenthümer des Bodens als auch die Arbeiter frey; so werden sich sehr viele wohlhabende Grundeigenthümer in kleinen Räumen sammelndrängen. Diese werden eine große Menge Kunstfachen bedürfen, und die freyen Leute werden es der Mühe werth achten, sich in ihrer Nachbarschaft anzusiedeln, und sie mit allerley Kunstwaaren gegen den Werth ihrer überflüssigen rohen Producte zu versehen. Die Menge der wohlhabenden Landleute und der durch sie bereicherten Handwerker und Manufacturisten wird größere Fabrikanstalten erwecken, welche das ganze Land und selbst fremde Länder mit ihren Waaren versorgen können. Die Grundherren werden nun nicht mehr die einzigen Reichen seyn; es werden große und kleine Capitale in den Händen geschickter Manufacturunternehmer sich bilden; die Nachfrage nach allerley Waaren wird sich vermehren und alle persönliche Abhängigkeit der Arbeiter von ihren einzelnen Kunden aufheben. Die durch die Industrie des Landbaues und der Manufacturarbeit erzeugten Capitale werden neue Anwendungen suchen, und theils auf den Anbau und die Verbesserung der Ländereyen, theils auf neue oder erweiterte Manufacturen verwandt werden, und auf diese Weise werden die Gewerbe stets neue Quellen des



Reichthums eröffnen und dadurch eine größere Bevölkerung hervorlocken.

§. 197.

Vermehrung der mittleren Grundeigenthümer, und Aufhebung der Leibeigenschaft werden daher die beyden kräftigsten Mittel seyn, um in ein Land Manufacturen einzuführen, wo bisher nur große Landeigenthümer und Leibeigne waren. Die Aufhebung der Leibeigenschaft zieht eine andere Vertheilung der Güter und der Arbeiten unmittelbar nach sich. 1) Die einzelnen Arbeiter werden theurer, ohne, daß deshalb die Arbeit theurer wird, folglich sind die Herren auf Verminderung ihrer Anzahl bedacht, und die wenigen leisten mehr, als die vielen. 2) Die Hände, welche das Land bey einer solchen Crisis nicht bedarf, werden den Manufacturen zuströmen. 3) Die freyen Arbeiter werden sich von ihrem größern Lohne kleine Capitale sammeln oder von den Ueberschüssen über ihre nothwendigen Lebensbedürfnisse sich Manufacturwaaren kaufen. 4) Es wird eine Concurrenz zwischen den Landarbeitern und Manufacturisten entstehen, sobald sie nur der Staat nicht hindert, d. h. die Landarbeiter werden in die Manufacturen, und die Manufacturisten zur Landarbeit übergehen, je nachdem der größere Vortheil oder

die Neigung diese oder jene dazu lockt; und so wird es keiner Art von Gewerbe an Arbeitern fehlen.

So lange die Landgüter nur in wenig Händen sind, und so lange das Land in der Regel durch Leibeigene bebauet wird, so lange werden alle Mittel, welche die Regierung anwendet, die inländischen Manufacturen zu heben, nur sehr geringe Wirkungen hervorbringen können. Sind jene Hindernisse gehoben; so werden sich eine Menge Manufacturen ohne alle Unterstützung der Regierung bilden. Die Ausdehnung des Handelsstandes hängt natürlicher Weise von der Ausdehnung der Zahl und dem Reichthume derer in einem Lande ab, welche Waaren kaufen und verkaufen. Ein großer Handelsstand kann also gleichfalls nur da entstehen, wo Ackerbau und Manufacturen recht viele wohlhabende Leute bilden.

Man hat Städte angelegt, aber kann der Name Stadt auch städtische Beschäftigungen hervorbringen? Einige wenige Kronbeamte, die man in diese Oerter versammelt, und einige benachbarte Edelleute, welche sich einige Zeit daselbst aufhalten, können keiner Stadt eine blühende Nahrung verschaffen. Die mehresten dieser Städte sind nur unbequeme Dörfer mit wenig schlechten Handwerkern und mit Ackerbauern besetzt, welche durch das Zusammen-

drängen der Häuser von ihren Aeckern entfernt werden, deren Gewerbe also dadurch erschwert wird. Nur ein rund umher blühender Bauernstand kann innere Landstädte blühend und glücklich machen.

Man hat fremde Handwerker und Künstler ins Land gerufen, aber sehr geringen Nutzen davon empfunden. Denn diese Leute finden kaum für sich selbst ihr Brot. Ihr Gewerbe im Lande zu erweitern, dazu fehlt es bald an freyen Arbeitern, bald an Capital, bald an Absatz. Gemeinlich erlöschet daher ihre Kunst wieder mit ihrem Tode, und nicht selten findet auch der Handwerker und Künstler nicht einmal eine solche Nachfrage, daß er dabey etwas Ansehnliches gewinnen kann. Die vom Auslande eingeführten Manufacturwaaren werden im Lande fast immer wohlfeiler verkauft werden können, als die im Lande verfertigten; a) weil in Manufacturländern die Arbeiten im Großen und mit Maschinen betrieben werden; b) weil der Zinsfuß in Manufacturländern niedriger ist; c) weil der Arbeitslohn der Freyen daselbst geringer ist, als in Ländern, wo Sklaverey oder Leibeigenschaft herrscht. Denn, dahin können freye Arbeiter nur durch sehr hohen Lohn gelockt werden.

Man hat die Einfuhr fremder Manufacturwaaren mit starken Zöllen belegt, oder sie ganz-

lich verboten, um die inländischen Manufacturen zu heben. Allein dadurch hat man nur den Reichthum des Landes vermindert, wie ich unten (§. 212.) deutlicher zeigen werde. Man hat dadurch nichts bewirkt, als daß die Einwohner gewisse Waaren den Inländern theurer bezahlen müssen, die sie sonst wohlfeiler von den Ausländern kauften, und daß gewisse Arbeiter und gewisse Capitale durch den erhöhten Preis gewisser Waaren zur inländischen Fabrication derselben gelockt worden sind. Aber was hat das Land dabey gewonnen? — Erst waren dieselben Hände und dieselben Capitale, welche zur neuen Manufactur übergegangen sind, in einem andern nützlichen Gewerbe beschäftigt, und hatten ihren regelmäßigen Gewinn; jetzt steht dieser Theil des Gewerbes still, und ein anderer ist dafür in Gang gebracht, der vielleicht diesen Arbeitern einen etwas größern Gewinn bringt, welcher aber der Nation so viel mehr kostet, als die Erhöhung des Preises dieser Waaren, welche das Verbot der fremden Waaren bewirkt hat. Offenbar verliert also die Nation durch solche Manufacturen. Manufacturen soll aber der Staat nicht errichten, damit nur Manufacturen im Lande sind, sondern sie sind nur in sofern wünschenswerth, als sie die Nation wirklich reicher machen. Jede Manufactur aber, welche einen

regelmäßigen Zuschufs fordert, welche sich ohne Verbot oder Belastung ausländischer Waaren nicht erhalten kann, macht das Land ärmer, und ist daher schädlich.

### §. 198.

So wie sich der Reichthum im Lande verbreitet, entwickeln sich die Manufacturen von selbst, und ihre Stärke und Mannigfaltigkeit dehnt sich mit dem Freigenden und allgemein verbreiteten Reichthume des Landes immer mehr und mehr aus; alles so, wie es das Bedürfnis und die Nachfrage der Einwohner erheischt. Diese Entwicklung wird da am besten erfolgen, wo die Regierung ihr nur den Weg bahnt, und alle Hindernisse wegräumt, welche dieselbe aufhalten könnte.

Der menschliche Fleiß versteht diejenige Art von Arbeit am besten auszufuchen, welche ihm den meisten Vortheil bringt. Der Staat wird also am besten thun, wenn er in diese Auswahl sich durchaus nicht mischt, sondern die Maxime befolgt: Jeden sich den Stoff und die Art seiner Arbeit selbst ausfuchen zu lassen und hierin vollkommne Freyheit zu gestatten.

Da die Verfertigung derjenigen Sachen, welche im Lande am häufigsten gebraucht werden, und wozu das Land die rohe Materie lie-

fert, auch die größten und sichersten Profite gibt; so werden diese ohne alle weitere positive Ermunterung auch am fleißigsten gefertigt werden, und es wird sich überhaupt diejenige Ordnung in den Manufacturen von selbst einführen, wornach der Fleiß und die Capitale denen Arbeiten am ersten zufließen, welche den Arbeitern und Unternehmern die größten Vortheile versprechen.

Um den Waaren die größtmögliche Vollkommenheit zu verschaffen, ist ebenfalls freye Concurrenz das sicherste Mittel, und der Staat hat dabey weiter nichts zu thun, als: Gelegenheiten zur Erwerbung und Vervollkommenung der Manufacturkenntnisse zu eröffnen (§. 187). Alles was daher die Freyheit der Arbeiter, sich ihre Arbeiten nach eigenem Gefallen zu wählen, einschränkt, oder was die Concurrenz der Arbeiter hemmt, gehört zu den Hindernissen der Vervollkommenung der Manufacturen, welche die Regierung nicht aufkommen lassen, oder, wo sie sich eingeschlichen haben, wegchaffen muß.

Nicht selten hat man aber diese Hindernisse selbst für Beförderungsmittel der Manufacturen gehalten. Auch können sie wirklich so gebraucht werden, daß sie einzelne Manufacturzweige heben; aber dieses geschieht nicht zum Vortheil sondern zum Schaden des Landes.

Es gehören unter diese Hindernisse der freyen Concurrrenz vorzüglich folgende:

- 1) Monopole, und allerley vorzügliche Befreyungen, Prämien, Vorschüsse u. s. w.
- 2) Einschränkende Zünfte und Gildeverfassungen.
- 3) Unproportionirliche Auflagen auf gewisse Waaren und Aus- oder Einfuhrverbote gewisser Waaren.
- 4) Landesherrliche Manufacturen;
- 5) Gewaltthätige Trennung der Gewerbe der Städte und Dörfer.

Alle diese Eingriffe in die Freyheit der Gewerbe haben ursprünglich zur Absicht, die Gewerbe auf eine für das Ganze vortheilhafte Art zu ordnen. Dafs die ersten drey Mittel dieses nicht vermögen, ist schon oben (§. 138.) im allgemeinen gezeigt worden. Hier nur noch einige Bemerkungen.

§. 199.

- 1) Die Schädlichkeit der monopolistischen Gewerbe ist jetzt allgemein anerkannt, und dieses sollte billig den Staat abhalten, sich ihrer zu irgend einem Zwecke zu bedienen. Denn es ist offenbar, dafs sie auf Verminderung des Nationalreichthums wirken, da sie machen 1) dafs durch sie die Producte schlechter und theurer zugleich werden, folglich 2) den innern Debit

vermindern und den äußern fast immer vernichten, also der Production großen Abbruch thun; 3) das Contrebandiren begünstigen und dadurch den Nationalcharacter verderben helfen, und 4) für die untergeordneten Fabrikarbeiter im höchsten Grade drückend werden. So einleuchtend dieses im Allgemeinen ist, so hat man dennoch die Monopole oft für Mittel gehalten, den Staat mit nützlichen Gewerben zu bereichern. Man kann einräumen, daß dieses in einzelnen Fällen (§. 188.) möglich sey. Ob aber der Staat nicht auf der andern Seite durch die Beschränkung der Industrie mehr verliere, als er durch Einführung des neuen Gewerbes gewinnt, und ob es überhaupt vortheilhaft ist, daß ein Gewerbe durch Kunst früher hervorge- trieben wird, als es von selbst entstanden seyn würde, ist im höchsten Grade zweifelhaft, und in solchem Falle scheint es immer besser zu seyn, wenn der Staat nichts thut, als wenn er eine Maßregel befolgt, deren gute Wirkung nicht ganz gewiß ist.

Persönliche Vorrechte und Privilegien sind ein anderes oft gebrauchtes Mittel, zur städtischen Industrie zu locken. Offenbar aber wälzen jene Vorrechte andern Gliedern des Staats eine Last allein auf, die gemeinschaftlich getragen werden soll. Befreyung vom Soldatenstande, von der Einquartierungslast, von Fuh-



renstellungen u. s. w. der Städter sind Auflagen auf den Landmann, und tragen gewiß zur Vermehrung der Production im Ganzen nichts bey. Wo sie also nicht durch andere höhere Staatszwecke geboten werden, welches allerdings in Ansehung einiger Personen der Fall seyn kann, da kann die Vermehrung der Production kein Grund für deren Beybehaltung seyn.

Vorschüsse der Regierung, um nützliche Gewerbe empor zu bringen, wo die Capitale der Privatleute nicht hinreichen, können allerdings etwas Gutes wirken. Allein ein großer Staat kann dabey gar zu leicht betrogen werden, und es erfordert daher die Organisation eines Collegiums, welches die Gewerbe durch Vorschüsse aufmuntern soll, außerordentlich viel Klugheit und Vorsicht. Dergleichen Vorschüsse müssen nie geleistet werden, wo dadurch andern, die dasselbe Gewerbe schon mit ihren Capitalen betreiben, Abbruch geschehen könnte, und überhaupt muß sie die Regierung nur da leisten, wo keine Concurrenz der Privatcapitale Statt findet, und nicht niedrigere als die landüblichen Zinsen nehmen, wenn nicht wichtige Gründe vorhanden sind, durch die niedrige Zinse eine Prämie zu bewilligen.

§. 200.

2) Die bisherige Zunftverfassung der Handwerker und Künstler beschränkt die Gewerbe auf die nachtheiligste Weise, da sie durch eine Menge unnützer Kosten, Zeitverluste, Einschränkungen der Meister und durch das Monopolrecht, welches sie für die Zünfte bestimmt, die Preise der Dinge erhöht, und zugleich den Uebergang der Arbeiter von einem Gewerbe zum andern hindert (Nat. Oek. §. 548 u. f. w.). Alle Vortheile derselben können durch die freyen Corporationen (§. 185) der Gewerbgelassen erreicht und alle Nachtheile dahey vermieden werden.

§. 201.

Was 3) das Auflagensystem und die Ein- und Ausfuhrverbote betrifft; so hat sich noch kein Staat ganz davon losreißen können, sie als Instrumente der Industrie zu gebrauchen. Nun ist zwar gewis, daß man dabey beobachten müsse, daß dadurch kein Gewerbe unterdrückt werde (§. 188). Aber die bisherigen Versuche, der Industrie durch diese Mittel aufzuhelfen, beruhen sämmtlich auf irrigen Vorstellungen, und wirken mehr auf Verminderung als auf Vermehrung des Nationalreichthums. So hält man gewöhnlich Ausfuhrverbote der rohen Stoffe, oder starke Auflagen auf die Ausfuhr derselben für ein gutes Mittel,

die inländischen Manufacturen in diesen Stoffen zu ermuntern. Allein

- 1) wenn der Inländer auch dann nicht einmal die Waaren wohlfeiler und besser verfertigen kann, wenn er den Stoff dazu vor der Thür hat; also die Transportkosten dabey erspart, welche der Ausländer tragen muß; so muß er ein schlechter Arbeiter in diesem Fache seyn und es ist daher besser, daß er etwas anders thue;
- 2) Die Production des rohen Stoffs wird dadurch vermindert und seine Qualität verschlechtert. Es wäre also besser, die Hände und Capitale auf Vermehrung dieses Stoffs durch völlige Freyheit der Ausfuhr zu ziehen. Diese Freyheit hat in Sachsen weit mehr feine Wolle hervorgebracht, als es in den preussischen Staaten die vielen positiven Aufmunterungen vermochten. Denn diese vermochten nicht die Nachteile aufzuwiegen, welche aus dem Verbot der Wollausfuhr entsprangen.
- 3) Der Zweck, dadurch die fremde Fabrication zu zerstören und die Ausländer zu zwingen, unsere Fabrikwaaren zu kaufen, wird dadurch nie oder doch nur in einem unbedeutenden Grade erreicht.
- 4) Die Furcht, daß Fremde allen inländi-

ischen Stoff aufkaufen, und uns ihre daraus verfertigten Fabrikwaaren desto theurer wieder verkaufen werden, ist schimärisch. Denn warum sollten denn die Inländer nicht mit den Ausländern wetteifern können, wenn sie Capitale und Geschicklichkeit dazu haben, da ihre Lage ihnen so große Vortheile verschafft? Fehlt es ihnen aber an Capital und Geschicklichkeit; so ist es immer besser, eine solche Fabrication Ausländern zu überlassen und ihre Kunstarbeit mit den Producten der Arbeit zu bezahlen, die man besser hervorzubringen versteht, als sie.

§. 202.

So wie man bemüht gewesen ist, alle rohen Stoffe im Lande zur inländischen Verarbeitung zu behalten, so hat man auch dahin zu wirken gesucht, alle rohen Stoffe im Lande selbst zu erbauen, so weit es möglich ist, um die Fabriken damit zu versehen. Deshalb hat man 1) die Einfuhr ausländischer Stoffe erschwert oder gar verboten, um die Nationalindustrie zur Erzeugung derselben zu reizen, oder man hat 2) durch Prämien dazu aufgemuntert, oder 3) gar dessen Erzeugung erzwungen. In allen drei Fällen muß dieser Stoff dem Lande höher zu stehen kommen, als man ihn auswärts kau-

*Jakobs Policygesetzgebung.*

Kk

fen kann. Wenn aber Statt der künstlich hervogelockten oder erzwungenen Erzeugnisse, andere rohe Stoffe erzeugt werden, wozu der eigne Vortheil von selbst einladet; so werden diese mehr werth seyn; man wird also die benöthigten Stoffe in der Fremde kaufen können und noch einen Ueberschuß haben. Für die Pflaumen oder Aepfel, welche Statt der durch Zwang erhaltenen Maulbeerbäume auf demselben Felde hätten können gewonnen werden, hätte man die rohe Seide zehnmal bezahlen können, die durch diese Maulbeerbäume in den preussischen Staaten erzeugt wurde.

Ein anderes sehr übliches Mittel, wodurch die Regierungen den inländischen Manufacturen zu Hülfe zu kommen suchen, sind die Einfuhrverbote fremder Manufacturwaaren oder deren Belegung mit hohen Zöllen. Die Wirkung davon wird freylich seyn, daß mehr von diesen Waaren im Lande verfertiget wird; allein das Volk wird diese Waaren nur theurer bezahlen müssen, als es solche im Auslande kaufen könnte. Es wird also den Vortheil niederer Preise einbüßen, weniger genießen und weniger produciren können, und bloß einige Fabrikanten werden einige Vortheile ziehen, die sie aber, wäre jenes Verbot nicht vorhanden, auch auf einem andern Wege, ohne

diesen Schaden der übrigen, bey einem andern Gewerbe hätten gewinnen können \*).

§. 203.

4) Ein Regent kann freylich glänzende Manufacturen errichten; aber noch nirgends ist es zum wahren Vortheil des Landes geschehen. Denn es liegt a) in der Natur der Sache, daß die Einrichtung und Verwaltung von Staatsmanufacturen kostbarer ist, als von Privatmanufacturen; b) wird eine solche Manufactur alle Concurrenz niederschlagen. Denn da die Regierung sich das Monopol ertheilen kann, und es auch gemeinlich thut, da sie große Capitale wagen und wegwerfen kann; welcher Privatmann wird es wagen, sich mit ihr in Wettstreit einzulassen? Was aber c) der wichtigste Grund ist, der den Regierungen alle Gewerbe verbietet, ist, daß sie dadurch ein ihrer Bestimmung entgegengesetztes Interesse erhalten. Als Regierung soll sie mit dem Staatsvermögen haushälterisch umgehen und jedem einzelnen die freye Anwendung seiner Kräfte und seines Vermögens sichern, als Gewerbsmann hat sie einen großen Reiz, das öffentliche Vermögen zu wagen, und die Gewerbe der Unterthanen zu beschränken,

Kk 2

---

\*) S. Soder Nationalökonomie, Bd II. §. 231 u. f. w.

um sich einen großen Gewinn aus ihren Gewerben zu verschaffen. Einer Versuchung, welche die Diener der Regierung so heftig reizt, den Zweck der Errichtung der bürgerlichen Gesellschaft zu verletzen und geradezu auf Verminderung des Nationalvermögens hin zu wirken, sollte sich die Regierung niemals aussetzen \*).

## §. 204.

5) Eine gesetzliche Scheidung der Gewerbe für Stadt und Land, hat bisher fast allenthalben Statt gefunden, und die mehresten Staatskundigen halten diese für nothwendig und nützlich. Dafs nun ein Ort, wo eine große Menge wohlhabender Staatsbeamte versammelt werden, wo der Hof, die Landes- oder Provincialcollegia, viele Menschen hinziehen, welche ihr Einkommen daselbst verzehren, wo der Handel und große Manufacturen ihre Wohnsitze haben, ein einladender Aufenthalt für Handwerker und Künstler seyn werde, und dafs die dadurch steigende Bevölkerung und die Bequemlichkeit, alles was man nöthig hat, auf einer Stelle zusammen zu finden, immer noch mehr Handwerker und Künstler dahin ziehen wird, ist eine sehr natürliche Folge der vorhandenen Ursachen. Städte werden also beständig die ge-

---

\*) S. meine Nat. Oek. §. 552 und Soden II. §. 254.

schicktesten Handwerker und Künstler am ersten an sich ziehen, und um so stärker, je reicher und wohlhabender ihre Einwohner sind, und jemehr alle Künfte und Waaren in denselben angetroffen werden, die ein Arbeiter zur Vervollkommnung seiner Arbeit braucht. Aber ob es nothwendig und nützlich sey, die Handwerke und Künfte ausschließlich in die Städte einzufuhren, und die Kunstgewerbe von dem platten Lande gänzlich zu verbannen? Dieses bedarf einer näheren Untersuchung, da in der practischen Staatsverwaltung noch ganz allgemein das Princip herrscht; man müsse nur den dem Landmanne unentbehrlichsten Handwerkern verstatten, ihr Gewerbe in den Dörfern zu treiben, alle Kunstgewerbe aber, welche unmittelbar der Landmann nicht bedarf, in die Städte verweisen. Ob es nun gleich ganz gerecht und menschlich gedacht ist, die Städte nicht mit einem Male eines Privilegiums zu berauben, welches die Regierung ihnen gesichert hat, und durch dessen Einbuße viele Bewohner derselben um einen großen Theil ihres Vermögens kommen würden; so ist es doch gewiß, daß dieser Vortheil den Städtern nur auf Kosten der übrigen Einwohner verschafft wird und also kein wahrer Nationalgewinn ist, und daß es daher Maxime des Staats werden müsse, den Städten nicht nur keine neuen Begünstigungen die-



fer Art zuzugestehen, sondern auch ihre bisherigen Gewerbsprivilegien, wo nur immer ein gerechter Weg dazu ausfindig gemacht werden kann, abzu schaffen. Denn 1) es werden alle diejenigen Gewerbe sich von selbst in den Städten niederlassen und daselbst verbleiben, welche ihren Vortheil dabey finden; 2) ist es offenbar, daß viele Gewerbe, die man in die Städte gebannt hat, auf dem Lande mit weit größerm Vortheil getrieben werden können, als Branntweinbrennereyen, Brauereyen, Stärkemacherey u. s. w. Warum will der Staat verhindern, daß diese Waaren besser gemacht und zu niedrigeren Preisen verkauft werden? 3) Viele Manufacturen würden für das Land eben so vortheilhaft seyn, als der Wohnsitz auf dem Lande für sie seyn würde. Der Landmann, welcher im Winter so viel müßige Zeit hat, würde darin einen Reiz finden, sich zu beschäftigen und würde in den Familien der Manufacturisten zu der Zeit, wo die Landarbeit viel Hände verlangt, Mitarbeiter finden. Gemüse und Gartenbau würde sich mehr verbreiten; der Transport der Landfrüchte in die Stadt für die Manufacturarbeiter würde erspart, die Viehzucht und die Düngervermehrung erleichtert u. s. w. So würde offenbar der Reichthum des Landes wachsen, wo jetzt der Städtezwang ihn vermindert. Hieraus folgt also, daß der Staat alle er-

zwungenen Schranken zwischen Stadt und Land aufheben und jedem sein Gewerbe dahin zu verlegen verstatten müsse, wo er seinen größten Vortheil dabey zu finden gedenkt, und wo es nicht höhere und wichtigere Staatszwecke (§. 115. 1) verbieten. Die Verbannung der Kunstgewerbe von dem Lande ist zwar ein Mittel, diesen Gewerben an einem bestimmten Orte einen gewissen Glanz zu verschaffen, aber dieselben Gewerbe würden blühender und fruchtbringender für das Land seyn, wenn sie sich frey ihren Ort suchen könnten: folglich ist die Einschließung gewisser Gewerbe in die Städte nur ein scheinbares Beförderungsmittel der Kunstgewerbe, im Grunde aber ein wahres Hinderniß.

Unter den Schwierigkeiten dieses Hinderniß wegzuschaffen, wird das in den mehresten Ländern eingeführte Accisesystem oft als die größte genannt. Aber es kann diese Schwierigkeit unmöglich so groß seyn, um eine Einrichtung bestehen zu lassen, welche leicht dem Staate jährlich einen eben so großen Verlust zuzieht, als die Accise dem Staate einbringt. Wo man Bereicherungsquellen eröffnet, da kann es einem klugen Finanzier nicht schwer werden, ein besseres Abgabensystem statt eines schlechteren zu finden.

## §. 205.

Da man bemerkte, daß ein niedriger Arbeitslohn und ein niedriger Zinsfuß hauptsächlich die Fabrikanten in den Stand setzen, ihre Waaren wohlfeil zu verkaufen, folglich auf fremden Märkten mit andern Verkäufern zu wetteifern; so sann die Regierungen hauptsächlich darauf, wie sie durch künstliche Mittel beydes hervorbringen könnten.

Von der Slaverrey und der Leibeigenschaft, als Mitteln, einen niedrigen Arbeitslohn zu bewirken, wollen wir hier nichts erwähnen, da sie beyde einer gefunden Politik zu sehr widersprechen, als daß man daran denken sollte, sie einführen zu wollen, wo sie noch nicht vorhanden sind. Man weiß, daß es sehr zweifelhaft ist, ob die Arbeit, welche durch diese Zustände erzwungen wird, im Allgemeinen wirklich wohlfeiler sey, und man weiß, daß Manufacturarbeiten nur unter freyen Händen vollkommen werden. Ein eben so unzweckmäßiges Mittel, einen niedrigen Arbeitslohn zu erzwingen, sind obrigkeitliche Taxen. Sind diese zu niedrig, so werden sie die Arbeiter verjagen, und dadurch auf Erhöhung des Lohnes wirken; drücken sie aber den natürlichen Preis aus, so tragen sie nichts zur Erniedrigung des Lohnes bey.

Um das Arbeitslohn seinem natürlichen Preise nahe zu bringen, und dabey zu erhalten; ist Concurrenz der Arbeiter das sicherste Mittel, welches der Staat durch alle Mafsregeln befördert, durch welche er auf Vermehrung der Population wirkt (§. 72 u. f. w.). Freyheit der Personen und der Gewerbe vertheilt die Einwohner am besten, und bringt allenthalben die dem Lande am meisten zuträgliche Concurrenz hervor. Wenn man aber einen niedrigen Arbeitslohn wünscht, so kann man doch keinen real-, sondern nur einen nominal-niedrigen Lohn verstehen, d. h. man mufs wünschen, daß die Geldsumme, welche der Arbeiter empfängt, zwar gering ist, aber daß er für dieses geringe Geld doch alles im Lande kaufen könne, was er zu seiner Zufriedenheit braucht. Bey einem solchen Zustande der Dinge werden die Waaren für wenig Geld verkauft werden können, und mit diesem wenigen Gelde wird man im Lande doch gut leben können. Der niedrige Preis der Lebensmittel trägt in dieser Hinsicht zur Erniedrigung des Arbeitslohnes hauptsächlich bey, und die Staaten, denen an auswärtigem Absatz ihrer Manufacturwaaren hauptsächlich gelegen ist, haben allerley Mittel angewandt, um die nothwendigsten Lebensmittel im niedrigsten Preise zu erhalten. Erniedrigung der Consumtionssteuer, und Abschaffung der

Zunftabgaben sind legale und zweckmäßige Mittel, dazu zu gelangen; die Vermehrung der Production der Lebensmittel durch vollkommnere Arbeit wirkt noch sicherer und unmittelbarer. In wiefern es also der Staat in seiner Gewalt hat, zu dieser Vermehrung mitzuwirken, wird er zugleich die Wohlfeilheit der Lebensmittel befördern. Wenn aber Ausfuhrverbote, Markttaxen und andere ähnliche Zwangsmittel angewandt werden, um den Preis der Lebensmittel niedrig zu erhalten; so nimmt

- 1) der Staat den Producenten der Lebensmittel das ab, was er den Manufacturarbeitern erspart, bereichert sie also auf deren Kosten.
- 2) Vermindert er die Production, denn nur der hohe Preis und die Hoffnung des auswärtigen Debits konnte dieselbe erweitern. Das Ausfuhrverbot wird also nicht einmal seinen Zweck lange erreichen, da die Verminderung der Production den Preis bald wieder heben oder gar Mangel erzeugen wird. Der Staat muß daher den natürlichen Preis sich ganz frey bestimmen lassen, und nur dadurch, daß er die Production durch alle Mittel, die in seiner Gewalt sind, aufmuntert, dafür sorgen, daß der Preis der Lebensmittel nicht so hoch steige, daß er auf Verminderung der im Lande eingeführten Nahrungszweige wirkt.

Da der Arbeiter täglich, um so weniger zu empfangen braucht, je mehr er jährlich Arbeitstage hat, und um so mehr für jeden Tag empfangen muß, je weniger er Arbeitstage hat, so wird allerdings die Abschaffung der vielen überflüssigen Festtage auch auf Erniedrigung des Arbeitslohnes Einfluß haben können, und wird wenigstens den Fleiß und das Product des Fleißes vermehren. Viele Feste gewöhnen das Volk an die Faulheit, und eine jede gute Regierung muß daher auf deren Verminderung bis auf die nöthigen Ruhetage bedacht seyn.

Sobald eine Nation reich wird und sich die Wohlhabenheit durch alle Stände ausbreitet, werden natürlich auch die Arbeiter an diesem Zustande Theil nehmen wollen, und jeder muß wünschen, daß dieses geschehe. Dieses ist aber nicht anders möglich, als durch Erhöhung des Lohnes der einzelnen Arbeiter, die auch in einem solchen Lande natürlicher Weise erfolgen wird. Andere ärmere Länder würden die Producte einer solchen Nation nicht mehr bezahlen können, wenn sie nicht andere Mittel ersünne, nicht den Arbeitslohn der einzelnen Arbeiter, sondern den Preis der Arbeit in Masse, herunterzubringen, oder zu machen, daß, obgleich der Arbeiter viel bekommt, die Arbeit ihrer Manufacturproducte doch wenig

kostet. Das Mittel, dazu zu gelangen, findet eine solche Nation in ihrem Scharf Sinne und in ihrer vergrößerten Cultur, indem sie Maschinen erfindet und die Vertheilung der Arbeiten einführt, wobey mit wenig Händen viel und so vollkommne Arbeit verrichtet wird, als ohne diese Mittel eine weit größere Anzahl von Menschen nicht zu Stande bringen können. Dem Staate wird daher nicht so sehr an Erniedrigung des Arbeitslohns der einzelnen Arbeiter, als vielmehr an Vervollkommnung der Geschicklichkeit der Arbeiter gelegen seyn müssen, und es wird ihm lieb seyn, wenn seine geschickten Arbeiter einen sehr hohen Lohn erhalten, und dennoch der Waarenpreis niedrig erhalten werden kann. Die Vervollkommnung der Arbeit aber wird sich mit der steigenden Wohlhabenheit des Volks einfinden, wenn er nur derselben kein Hinderniß in den Weg legt, und die Ausbreitung der Kenntnisse und Geschicklichkeiten seiner Seits befördert.

## §. 206.

Capitale sind die unentbehrlichen Mittel zur Ausdehnung und Vervollkommnung der Gewerbe. Je ausgedehnter sie sind, je leichter man sie finden kann, desto leichter können alle Gewerbe unternommen und mit Vortheil betrieben werden. Je wohlfeiler aber, d. h. zu je

geringeren Zinsen diese Capitale zu haben sind, desto weniger werden sie den Preis der durch ihre Hülfe verfertigten Waaren erhöhen. Allein der Staat hat kein directes Mittel in seiner Gewalt, den Zinsfuß auf eine für die Gewerbe vortheilhafte Weise zu erniedrigen. Indirecte trägt er dazu bey, wenn er 1) die Production und eben dadurch die Vermehrung der inländischen Capitale begünstiget. Denn Vermehrung der Capitale wirkt natürlich auf Verminderung des Preises dieser Waare; und 2) wenn er den Credit durch gute Gesetze und zweckmäßige Anstalten befördert. Wie ersteres geschehen könne, zeigt dieses Werk auf allen Seiten; die Lehre vom Credit wird weiter unten, wo vom Handel die Rede ist, abgehandelt werden.

Fast in allen Staaten hat man die Zinsen gesetzlich bestimmt, und höhere Zinsen zu nehmen verboten. Man hat geglaubt, hierdurch die Capitale in einem niedrigen Preise zu erhalten. Allein eine solche gesetzliche Bestimmung der Zinsen thut der Ausdehnung der Production nothwendig Abbruch, anstatt ihr zu nützen, wenn sie sich auch auf diejenigen Capitale erstreckt, welche zur Production oder zum Erwerbe bestimmt sind. Denn 1) werden dadurch Fremde abgehalten werden, uns ihre Capitale zu leihen, die sie uns zu einem höheren



Zinsfuß geliehen haben würden; 2) werden viele einheimische Capitale aus dem Lande strömen, und Länder auffuchen, wo sie mit Sicherheit höhere Zinsen erhalten können. Dieses Gesetz wirkt also auf Verminderung der Capitale, d. h. der Productionsmittel, folglich der Production selbst. Aber 3) wird das Gesetz dennoch nicht erzwingen können, daß der niedrige Zinsfuß beobachtet werde. Man wird insgeheim durch stille Verabredungen, durch Nebenverträge und durch eine Menge sich in der Zeit der Noth entwickelnder Mittel so hohe Zinsen sich verschaffen und bewilligen, als die Concurrenz und der Credit bestimmt, wie es in allen Ländern wirklich geschieht, wo der Zinsfuß niedriger bestimmt ist, als sein natürlicher Preis ist; man wird dadurch dem Betrug und der Habfucht einen gefährlichen Spielraum eröffnen, die Gesetze dem Gespött preis geben, und Statt Erniedrigung der Zinsen gerade das Gegentheil, nemlich Erhöhung bewirken, nicht nur, weil man dadurch die Capitale vermindert, sondern auch weil man die Gefahren der Ausleihung vermehrt oder den Credit geschwächt hat. Die Capitalisten werden sich also außer dem natürlichen Preise, der wegen Verminderung der Concurrenz der Capitale schon an sich erhöht ist, auch noch etwas für die Gefahr be-

zahlen lassen, welche mit der Nehrnung widergesetzlicher Zinsen verbunden ist \*).

Soll die gesetzliche Zinsbestimmung den Gewerben nicht schädlich werden und einen guten Zweck erreichen; so darf sie nur eine Bestimmung des im Lande üblichen Mittelpreises der Zinsen zur Regulirung solcher streitigen Fälle seyn, wo zwischen Creditor und Schuldner bey der Anleihe nichts bestimmtes gemacht worden ist, oder wo erwiesen werden kann, daß Arglist, Betrug und Bosheit das Unglück bloß benutzt haben, um sich zu bereichern.

§. 207.

Güte der Waaren befördert ihren Absatz oft noch mehr als Wohlfeilheit. Sie hängt ab: 1) von der guten Beschaffenheit des rohen Stoffs; 2) von der Geschicklichkeit der Arbeiter und Unternehmer; 3) von der Vollkommenheit der Maschinen und einer geschickten Vertheilung der Arbeit. Zur Verbesserung der inländischen rohen Stoffe kann allerdings der Staat Aufopferungen machen, die sich reichlich verzinsen. Besonders wird dieses in einem Staate geschehen müssen, wo die Reichtümer der einzelnen und die Privatindustrie noch keinen

\*) Ueber die Ursachen, welche die Zinsen bestimmen. S. meine Nat. Oak. §. 269. Soden I. p. 79 u. f. w.

sehr hohen Grad erreicht haben. Einführung vollkommener Gewächse, besserer Viehracen, Prämien auf vollkommene Erzeugnisse u. s. w., können ungemein wohlthätig wirken. Wie er die Geschicklichkeit der Arbeiter vervollkommen könne, ist schon an mehreren Orten gezeigt. Dieselben Mittel werden auch die Vollkommenheit der Maschinen und die Vertheilung der Arbeiten bewirken, wenn sie nur sonst durch die vorhandenen Capitale und durch die vermehrte Nachfrage begünstigt werden. Die alten Vorurtheile gegen den Vortheil der Maschinen, für die Vermehrung des Nationalreichthums, sind jetzt aus den Köpfen der Staatskundigen so sehr verschwunden, daß es überflüssig scheint, hier etwas dagegen sagen zu wollen \*). Je mehr die Maschinen Statt des Menschen verrichten, desto mehr kann er noch neben denselben hervorbringen, und desto mehr Bedürfnisse können also die Menschen befriedigen. Die Maschinen vermehren daher die Production und folglich auch die Bevölkerung. Es können daher nie zu viel gute Maschinen erfunden und eingeführt werden. Wie der Staat zur Abhelfung der Inconvenienz beytragen könne, die aus ihrer plötzlichen Entstehung für die dadurch ihr

---

\*) *Say Nationalökonomie; aus dem Französischen von L. H. Jakob. Halle Bd. I. S. 35. u. f. w.*

Brot verlierenden Arbeiter entspringt, muß in der Abhandlung von dem Armenwesen gezeigt werden.

Alle positiven Vorschriften des Staats, gute Waaren zu verfertigen, und die darüber verordneten Aufsichtsanstalten, scheinen überflüssig und mehr schädlich als nützlich zu seyn. Schauanstalten verwandeln sich sehr bald in eine bloße Auflage, erhöhen also den Waarenpreis, ohne die Waaren zu verbessern. Alle Fabrikenreglements, welche Länge, Breite und andere Beschaffenheiten der Waaren vorschreiben, werden in vielen Fällen unpassend, und erschweren die Gewerbe oft auf eine unbillige Art. Es scheint, daß dieses alles dem Privatinteresse am sichersten überlassen werden könne; die vollkommensten Arbeiter offenbaren sich am besten durch ihre Werke. Um aber die Käufer gegen Betrug zu schützen, ist nichts nöthig als 1) für jeden Namen, der eine GröÙe oder Beschaffenheit andeutet, die Begriffe genau zu bestimmen, Einheit des Mafses und des Gewichtes einzuführen; 2) die Fabrikanten zu verbinden, ihre Waaren durch Etiquetten oder Aufschriften genau anzudeuten und darauf GröÙe, Echtheit der Farben u. s. w. zu bestimmen und sie für ihre Angaben dergestalt verantwortlich zu machen, daß der, welchen sie durch eine falsche Angabe be-

*Jakobs Policeygesetzgebung.*

L 1

trügen, nicht nur ohne alle Kosten Gerechtigkeit erhält, sondern sie selbst auch noch in empfindliche Strafe verfallen.

~~~~~

Siebenter Abschnitt.

*Von der öffentlichen Vorsorge für den Umsatz der Waaren oder den Handel.*

§. 208.

Der Boden bringt bey fleißiger Bearbeitung weit mehr Producte hervor, als diejenigen, welche ihn besitzen und zu keiner Bearbeitung nöthig sind, selbst verzehren können; eben so kann jeder einzelne Handwerker und Künstler weit mehr Producte seiner Kunst verfertigen, als er für sich selbst braucht, und um so mehr, je geschickter, thätiger, fleißiger er ist, und je mehr er die Maschinen anzuwenden und die Arbeit geschickt zu vertheilen versteht (§. 207.). Nun strebt aber jeder Mensch nur deshalb einen Ueberfluß von Waaren über sein eignes Bedürfnis zu erhalten und bringt ihn nur in dem Maße hervor, als er ihn gegen andere Waaren oder Dienste, die er wünscht, zu vertauschen hoffen kann. Je leichter daher die Besitzer der Landfrüchte dieselben absetzen und sich dafür andere Sachen, worauf ihre Begierde gerichtet ist, werden eintauschen können, und

je leichter und gewisser überhaupt jeder seinen Ueberfluß zu verkaufen hoffen kann, desto mehr Ueberfluß aller Art wird hervorgebracht, desto grösser wird also der Nationalreichthum werden. Das Geschäft, welches den Umtausch der Waaren zum Zweck hat, heisst der Handel, und wer den Handel zu seinem Gewerbe macht, ist ein Kaufmann. Der Handel nimmt dem einen den Ueberfluß seiner Waaren ab und führt sie den Bedürftigen zu, um ihnen dafür ihre überflüssigen Waaren abzunehmen; er vertheilt also die Waaren nach den Bedürfnissen, und ist eben dadurch die stärkste ja die einzige Triebfeder zur Vermehrung des Nationalreichthums. Jedem Staate muß daher im höchsten Grade daran gelegen seyn, daß der Handel im Lande blühe. Welche öffentlichen Mittel aber anzuwenden sind, um den Handel in Flor zu bringen, und ihn so zu dirigiren, daß er den allgemeinen Staatszwecken nicht entgegen wirke, darüber sind die Politiker sehr verschiedener Meinung.

Nach der bisherigen Praxis hat man dafür gehalten, daß der Handel dem Staate nur unter mannigfaltigen Einschränkungen nutzen, dahingegen eine totale und unbedingte Freyheit dieses Gewerbes leicht ganze Bürgerclassen ruiniren, einige auf anderer Kosten bereichern, und das Land in eine gefährliche Abhängigkeit von

andern Staaten bringen könne. Andere hingegen haben gemeint, daß eine vollkommene uneingeschränkte Freyheit des Handels allein der Gerechtigkeit gemäß, und zugleich das beste Mittel sey, den Nationalreichthum zu vermehren, daß eine solche Freyheit den Reichthum der Nation in keinem Falle vermindern könne.

Die Gründe, welche die Nothwendigkeit der unbefchränkten Handelsfreyheit aus dem Begriffe der Gerechtigkeit beweisen sollen, sind sehr schwach. Die Einführung des Eigenthumsrechtes gründet sich nur auf den gemeinsamen Nutzen, und in wiefern dieser nach einer allgemeinen Regel verletzt wird, muß dasselbe jederzeit durch ein Gesetz eingeschränkt werden. Daß kein Recht auf eine absolute Freyheit und kein unbefchränktes Eigenthumsrecht in der Vernunft gegründet sey, ist schon an mehreren Stellen dieses Werks (§. 173. 183.) bewiesen worden. Die Freyheit eines jeden ist nicht nur durch die Freyheit anderer beschränkt, sondern so wie sich die Menschen zu einer Gesellschaft vereinigen, setzen auch die gemeinsamen Zwecke dieser Gesellschaft der Freyheit jedes einzelnen Schranken (§. 123). Insbesondere aber ist das Eigenthumsrecht nie ein absolutes Recht (§. 173. 174.); es muß durch die wichtigeren gemeinsamen Zwecke, wozu das Eigenthum nur Mittel ist, stets eingeschränkt

werden, und wo der Privatvortheil nicht vor selbst antreibt, diese Schranken zu beobachten, da muß es durch Gesetze geschehen. Das Rechtsprincip ist daher: Dem Staat ist befohlen, dem Gebrauche des Eigenthums alle diejenigen Schranken zu setzen, ohne welche wichtigere gemeinsamer Zwecke der Staatsbürger nicht erreicht werden könnten.

Was die politischen Gründe betrifft, wodurch man die absolute Handelsfreyheit zu beweisen gesucht hat; so ist im allgemeinen zu bemerken, daß sich aus bloßen Begriffen nie beweisen läßt, daß es keinen Fall geben könne, wo wichtigere gemeinsame Zwecke Einschränkung der Handelsfreyheit fordern, und daß jede Einschränkung dem Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft allemal zuwider sey. In der Politik gibt es keine ganz allgemeinen Sätze, es müssen die Ursachen, welche einfließen, ihrer Natur nach erwogen, und die Wirkungen, welche durch die verschiedene Verbindung oder durch das mannigfaltige Entgegenstreben derselben erzeugt werden können, verschlossen werden. Jeder Staat, jede besondere Lage desselben, jede veränderte Cultur kann andere politische Maßregeln erfordern. Ein allgemeines Satzgesetzbuch ist unmöglich, noch weit unmöglicher aber ein allgemeines Policeygesetzbuch.



Nur die Grundsätze, nach welchen es abgefaßt seyn muß, sind allgemein; die Mätsregeln, welche diese Grundsätze bestimmen, können nach der verschiedenen Lage der Umstände sehr verschieden seyn. Folgende Betrachtungen werden uns in den Stand setzen, diesen Gegenstand richtig zu beurtheilen.

§. 209.

Die Einführung des Privateigenthums auf Grund und Boden kann in der That unter keiner andern Bedingung als übereinstimmend mit der Vernunft gedacht werden, als daß dabey denen, welche keine Grundeigenthümer sind, die Bedingungen ihrer Subsistenz gesichert bleiben (§. 174). Diese Bedingungen sind keine andern als die Möglichkeit, durch ihre Arbeit, Geschicklichkeit und Fleiß so viel zu gewinnen, daß ihnen die Grundeigenthümer für den Werth ihrer Arbeit so viel von den Früchten ihres Bodens ablassen müssen, als zu ihrer Erhaltung nöthig ist.

Daß die Freyheit der Gewerbe und des Handels eine solche Ordnung der Dinge von selbst hervorbringen werde, worin jeder für seine Producte den bestmöglichen Preis erhalten kann, scheint man allgemein bezweifelt zu haben, und man hielt daher bürgerliche Gesetze

für nothwendig, um den Einwohnern des Landes ihr Auskommen zu sichern.

Es ist sehr natürlich, daß für jeden Bezirk des fruchtbaren Bodens, auf welchem weit mehr Früchte gebauet werden, als die Herren und Bearbeiter des Bodens verzehren können, sich leicht eine Menge Handwerker, Künstler u. s. w. einfinden werden, welche den Ueberfluß der Nahrungsmittel dadurch zu verdienen suchen, daß sie die mannigfaltigen Bedürfnisse des Landbauers erfüllen. Man glaubte aber, diese Sache nicht ihrem freyen Gange überlassen zu dürfen, sondern meinte, der Staatszweck werde am besten erreicht, wenn das ganze Land in gewisse Districte eingetheilt, die Landarbeiter auf dem Lande nach den Bedürfnissen der Bearbeitung des Bodens zerstreut, die Handwerker hingegen in Städte versammelt, und in denselben in einer solchen Proportion gehalten würden, als die Bedürfnisse des Landes sie fordern möchten; dagegen die Einwohner des umliegenden platten Landes zwang man, die Städte ihres Bezirks ausschließlich mit Lebensmitteln zu versehen, und ihre städtischen Bedürfnisse von ihnen zu kaufen. Um dieses desto besser übersehen zu können, verbot man alle städtischen Gewerbe auf dem Lande, wies jeder Stadt einen gewissen Distriet an, den sie ausschließlich mit ihren Producten und Diensten

zu versehen hatte, hielt die Zahl der Stadtarbeiter durch Innungen, Concessionen u. s. w. in den Schranken der nöthigen Proportion gegen ihre Abnehmer, und kannte zugleich die in dem Stadtbezirk liegenden Dorfschaften mit ihren Producten in die Stadt. So glaubte man am besten für das Bedürfnis aller gesorgt, denn Landmänner feinen Abplatz und den Städtern ihr Brod gesichert zu haben. Nur die Producte der Oekonomie, welche die Städter zu ihren Bedürfnissen nicht nöthig hatten, erlaubte man aus der Provinz, oder, wenn alle inländische Provinzen derselben entbehren konnten, aus dem Reiche zu verführen. Nur solche Producte durften in die Stadt gebracht werden, welche Städter nicht selbst hervorbringen konnten, und damit der Städter die Nahrungsmittel zu den besten Preisen erhielt, ward der Bauer genöthiget, alles unmittelbar zur Stadt zu bringen, und der Zwischenhandel entweder ganz unterlagt oder doch sehr eingeschränkt.

Ich wage nicht, zu leugnen, daß diese Politik, so lange es ungewiß ist, ob das freye Spiel der menschlichen Triebe die neben einander lebenden Menschen von selbst mit den nöthigen Bedürfnissen versehen wird, richtig sey. Wenn aber die Erfahrung lehrt: 1) daß der Landmann von selbst seinen Ueberfluß denjenigen Städten am liebsten zuführt, welche ihn

am nächsten und bequemsten liegen; 2) daß er sich der ihm nahe wohnenden Arbeiter, Handwerker und Künstler freywillig am liebsten bedienen wird; 3) daß sich die Zahl der Handwerker und Künstler von selbst den vorhandenen Bedürfnissen angemessen stellt; 4) daß es vortheilhafter für das Ganze ist, wenn jeder nach seinen Bedürfnissen seinen Wohnsitz in der Stadt oder auf dem Lande nach seinem eignen Belieben nehmen kann; 5) daß es oft vortheilhaft für Producenten und Consumenten ist, sich der Zwischenhand beym Handel zu bedienen, und daß bey verstatteter Freyheit am leichtesten der vortheilhafteste Weg gewählt wird; wenn, sage ich, dieses eingesehen wird, so wird man jenes System um so mehr verlassen, da es, wenn es nicht zerstörend werden soll, eine solche stete Aufmerksamkeit auf alle Details, solche stete Veränderungen mit den täglich sich verändernden Umständen und Bedürfnissen erfordert, daß ein Staat von einigem Umfange es nur sehr schlecht und unvollkommen ausführen kann. In diesem Fall aber muß es nothwendig allenthalben die schädlichsten Störungen verursachen, den Fleiß niederschlagen, die Production lähmen, und nicht selten den Mangel erzeugen, den es verhindern soll. Eine Maschine, die allzuviel Kunst im Gebrauche erfordert, richtet selten viel aus. Daher hat man auch allenthalben;

wo die Staatskunst grössere Fortschritte gemacht hat, diese ängstliche Politik aufgegeben, und nach liberalern Grundsätzen.

1) die Sperre zwischen den Provinzen eines und desselben Landes aufgehoben, so daß jedermann im ganzen Reiche die Producte seines Fleißes vertreiben, und seine Bedürfnisse einkaufen konnte, obgleich fast allenthalben eine Menge Ausnahmen, Privilegien, Gerechtigkeiten u. s. w. geblieben sind.

2) Man hat dem Landmanne mehr Freyheit sowohl in Ansehung der Wahl seiner Production, als des Verkaufs seiner Producte verstattet. Vorkäufer und Zwischenhändler hat man aus einem mildern Lichte betrachtet, da der Nutzen, welchen sie der Gesellschaft leisten, einleuchtend wurde.

Man hat bemerkt, daß bey verstatteter Freyheit alle Kräfte viel besser agiren, daß eine weit größere Quantität von Producten hervorgebracht wird, daß der Handel sich viel besser und vortheilhafter ordnet, daß die Nation dabey mit allen Bedürfnissen weit besser versorgt und viel reicher wird, und daß die Mittel, die Nachtheile zu heben, welche aus der Freyheit des Handels entspringen, in dieser Freyheit selbst, sehr leicht gefunden werden. Wenn die Handelsfreyheit schon diese Vortheile hat, so

ist sie noch mehr deshalb zu empfehlen, weil sie die Regierung aller Einmischung überhebt, ihr folglich eine Menge künstlicher Gesetze erspart, deren Wirkungen sämmtlich so sehr zweydeutig sind, und welche, den Umständen nach, jeder Zeit so zu modificiren, daß sie nicht größern Schaden als Vortheil stiften, keine menschliche Weisheit hinreicht.

Das Resultat aller bisherigen politischen Erfahrungen und Betrachtungen ist: Freyheit des Handels muß die Regel in einem Staate seyn. Einschränkungen dieser Freyheit sind Ausnahmen, welche da gemacht werden, wo diese Freyheit offenbar zum Nachtheil des Landes oder zum Schaden mehrerer Bürger gemißbraucht wird.

Wir wollen dieses Princip 1) in Ansehung des innern und 2) in Ansehung des äußern Handels betrachten, die Folgen desselben erwägen und zugleich die Principien der Ausnahmen zu bestimmen suchen.

§. 210.

Wenn der Handel so wie die übrigen Gewerbe innerhalb der Grenze eines Reichs völlig frey sind, so wird

- 1) der Landmann angetrieben werden, dem Boden so viel Producte abzugewinnen, als

die Einwohner des Landes zu ihren mannigfaltigen Bedürfnissen nöthig haben. Der Absatz seiner Producte wird um so leichter und um so sicherer seyn, je größer der Umfang des Landes ist, wohin er seine Waaren verföhren oder verkaufen kann, und je mehr der Transport seiner Waaren theils durch die Lage der Provinzen gegen einander, theils durch die vorhandenen Communicationsmittel erleichtert ist. Eine solche Freyheit wird den Landmann anreiben, seinen Schachfsinn anzuwenden, um diejenige Art der Cultur zu erwählen und diejenigen Arten von Producten zu erzeugen, welche am stärksten im Lande gesucht werden. Sie wird also von allen Seiten dazu dienen, den Wohlstand des Landraumes zu vermehren.

Die Besorgnis, daß bey einer solchen Freyheit einzelne Provinzen von den nöthigen Lebensmitteln entblöst oder die Preise derselben zu hoch getrieben werden könnten, ist grundlos und enthält keinen vernünftigen Grund zur Einschränkung. Denn a) werden bey einem vollkommenen freyen Handel sowohl Producenten als Kaufleute die Bedürfnisse ihrer Provinz bald sehr genau kennen lernen, und sie bey vermehrter Nachfrage nach Lebensmitteln die Wahrscheinlichkeit eintritt, daß die Preise

ball noch höher steigen werden; so werden stets eine Menge Producenten und Kaufleute ihre Vorräthe für die künftige Nachfrage zurückhalten oder solche vermehren, so dafs es nie an Befriedigung der Nachfrage innerhalb der Provinz selbst fehlen wird. Ueberdem ist eine Provinz nicht so leicht ausgeleert, als man oft glaubt, da einerseits die verschiedenen Arbeiten, welche nöthig sind, um das Getreide in verkäuflichen Zustand zu setzen, den Verkauf einer grossen Quantität stets verzögern, andererseits aber es immer eine Menge Speculanten gibt, die ihre Vorräthe zurückhalten, um noch höhere Preise abzuwarten, oder die in dieser Hinsicht gröfsere Vorräthe aufkaufen.

b) Wenn die hohen Preise der Lebensmittel einige Stände in Verlegenheit bringen; so setzen sie auch den Landmann in den Stand, mehr Arbeit zu bezahlen, folglich erhöhen sie das Arbeitslohn, da die Erhöhung des Arbeitslohnes der einen Classe die Erhöhung des Lohnes der übrigen zur Folge hat; und wenn dabey dennoch einige Classen der Einwohner gedrückt werden, so gibt es zweckmäfsigere Mittel, deren Leiden zu lindern, als ein so enghetziges Staatssystem, das jede Provinz von der andern isoliren will. Ueberdem kann das Schwanken der Preise durch ein solches System nicht verhütet, sondern es mufs vielmehr dadurch vergrößert



werden, weil Missernten in den einzelnen Provinzen nie ausbleiben, und bey einer so allgemeinen Sperre desto drückender empfunden werden müssen. Bey freyem innern Handel wird dagegen eine Provinz stets die andere so gut sie kann unterstützen und der Getreidepreis wird keinem grossen Schwanken ausgesetzt seyn.

2) Die Verforgung der Städte mit nöthigen Lebensmitteln wird aus der vergrößerten Production besser von selbst folgen, als ihn alle Policeyverordnungen bewirken können, und alle Gesetze, welche dem Handel mit Lebensmitteln Schranken setzen, werden weder Ueberfluß noch wohlfeilere Preise derselben, sondern sehr oft das Gegentheil bewirken. Es wird daher 1) unnöthig und schädlich seyn, die Landbauern eines gewissen Bezirks zu zwingen, ihre Producte in die ihnen nahe liegende Stadt zu verkaufen und sie selbst unmittelbar auf den Markt zu bringen. Denn wo die Bauern sich nahe an einem Orte befinden, in welchem sie einen bequemen und leichten Absatz antreffen, da werden sie von selbst am liebsten hineilen; sind sie aber von der Stadt zu entfernt, kostet ihnen der Transport zu viel Geld und Zeit, besteht ihr Vorrath aus einer Kleinigkeit; warum soll der Zwischenhändler verhin-

dert werden, der Gesellschaft zu dienen. Er erspart dem Bauer Zeit und Mühe, nimmt ihm seinen Ueberfluß, der ohne seine Vermittelung vielleicht verdorben wäre, ab, und führt ihn den Bedürftigen zu. Wo aber der Bauer großen Vortheil bey dem unmittelbaren Verkauf an den Consumenten findet, da wird er bey vollkommener Freyheit den Zwischenhändler nicht gebrauchen. Die Declamationen gegen Verkauf und Aufkauf von Lebensmitteln, die wöchentlich zu Märkten gebracht werden, beruhen größtentheils auf nichtigen Gründen. Diese Lebensmittel sind größtentheils von der Art, daß sie fast mit jeder Stunde von ihrem Werthe verlieren, die Vorräthe von Butter, Fleisch, Obst u. s. w. müssen schnell wieder verkauft werden, eine Erhöhung der Preise kann so leicht das Zufließen aus fremden Gegenden beschleunigen, die Concurrenz der Verkäufer ist so groß, daß bey vollkommener Freyheit dieses Handels gewiß Niemand leicht den Preis durch Auf- oder Vorkauferey mit Vortheil wird steigern können. Vielmehr werden Höker in solchen entfernten Oertern ihre Aufkäufe vortheilhaft machen, welche den Weg in die Stadt scheuen; sie werden die kleinen einzelnen Vorräthe,

die bey den Landleuten zu finden sind, sammeln, und so das Zufließen der Lebensmittel vermehren. Die gewöhnliche Policey gegen die Höker ist daher mehr schädlich als nützlich.

Eine Stadt wird vielmehr am allerbesten und wohlfeilsten mit Lebensmitteln aller Art versorgt werden; a) wenn die Wege von den anliegenden Dörfern in gutem Stande sind; b) wenn in den Thoren kein Aufenthalt und keine Plackerey derer, die Lebensmittel einführen, Statt finden; c) wenn die Verkäufer auf dem Marktplatze alle Bequemlichkeit und Erleichterung finden; d) wenn sie ihre Waare auf dem Dorfe oder in der Stadt, nach Belieben verkaufen oder nicht verkaufen können, und weder an Ort oder Zeit, noch an Personen gebunden sind; e) wenn weder Becker- noch Fleischerinnungen, noch andere Personen ein Monopolrecht haben, sondern bey dem Handel mit Lebensmitteln eine ganz freye Concurrenz verstattet wird; wenn also auch Auf- und Verkauf ganz frey ist.

Dass eine Stadt ohne Becker- und Fleischerinnungen nicht mit genugsamen Brod und Fleisch versehen werden möchte, ist eine unnütze Furcht. Eine so große Nachfrage, als eine Stadt veranlaßt, wird immer machen, dass mehrere das Liefern von Brod und Fleisch zu ihrem

Gewerbe machen, folglich stets damit beschäftigt sind, Vorräthe herbeyzuschaffen. So lange Gewinn bey dergleichen Lieferungen zu machen ist, wird es nie daran fehlen. Nur wo Beckern und Fleischern Taxen vorgeschrieben werden, wird man ihnen auch die Verbindlichkeit auflegen müssen, gewisse Quantitäten ihrer Waare jeden Tag oder jede Woche zu liefern; wo aber der Preis frey ist, wird sich der Bedarf weit sicherer einfinden. Will man ganz sicher gehen, so darf nur denen, welche mit Lebensmitteln handeln, zur Pflicht gemacht werden, zu jeder Zeit und an jedermann Lebensmittel zu verkaufen.

So frey als der Handel mit Fleisch, Butter, Eyer, Gemüse, Obst u. s. w. kann auch der Getreidehandel innerhalb des Landes seyn. Die Furcht, daß große Gutsbesitzer ihre Vorräthe zurückhalten oder einzelne Aufkäufer sich derselben bemächtigen würden, um übertriebene Preise zu erzwingen, kann nur da Statt finden, wo es wenig privilegirte Kornhändler gibt, oder wo aller Zwischenhandel mit Getreide unterlagt ist. Wo aber der Handel damit ganz frey ist, da werden sich sehr viele Getreidehändler bilden, die stets Getreide verkaufen und stets Vorräthe unterhalten, und eine so starke Conourrenz so vieler regelmäßiger Verkäufer wird es für einzelne schwer, gefähr-

*Jakobs Policeygesetzgebung.*

M m

lich, ja unmöglich machen, sich aller Vorräthe zu bemächtigen, und die Preise auf eine solche Art zu steigern, daß sie sichern Gewinn von ihren Speculationen erwarten könnten. Denn sie werden zu jeder Zeit eine große Menge Mitkäufer finden, und diese werden machen, daß sie es nie in ihre Gewalt bekommen, die Bedürftigen zu nöthigen, von ihnen zu kaufen.

Wenn die Freyheit des Handels mit Lebensmitteln auch nicht immer niedrige Preise bewirken kann; so wird sie doch machen, daß nie Mangel daran entstehen wird, und daß sie stets zu den natürlichen, folglich billigsten Preisen zu haben sind.

- 3) Wird der Landmann gezwungen, seine Bedürfnisse in einer bestimmten Stadt zu kaufen; so wird er in Gefahr seyn, schlechte Waaren und theure Preise bezahlen zu müssen. Bey vollkommner Freyheit werden aber die Städter durch gute Waare und billige Preise die Käufer anzulocken suchen und die nächste Stadt wird es auch immer in ihrer Gewalt haben, die Waaren den benachbarten Landbewohnern zu den besten Preisen zu liefern. Sie wird also von selbst die ihr nahe liegenden Dörfer anziehen. Nur da, wo die städtische Industrie und die Waaren, welche in den Städten verkauft werden, mit hohen Abgaben be-

legt sind und das Land frey ist, wo fremde Grenzstädte, welche keinen oder geringern Abgaben unterliegen, die Käufer anlocken, würden die inländischen Städte von der Freyheit der Landleute reellen Schaden leiden. Aber daran ist nicht die Freyheit Schuld.

- 4) Findet in den Städten gleichfalls vollkommene Freyheit Statt, ihre Producte im Lande zu kaufen und zu verkaufen, wo, wie und an wen sie wollen, so wird der Wettsifer die Waaren vervollkommen und billige natürliche Preise bewirken. Ist die Einbringung gewisser Waaren, die in der Stadt verfertiget werden, verboten oder erschwert; so werden die Einwohner ihren Mitbürgern dieselben theuer bezahlen müssen und diese werden keine starke Triebfeder haben, sie zu vervollkommen. Wenn der Künstler, welcher in der Stadt wohnt, sein Product nicht besser und wohlfeiler liefern kann, als ein anderer, welcher von der Stadt entfernt wohnt und also noch die Kosten des Transports übernehmen muß; so ist er entweder ungeschickt oder seine Kunst paßt nicht für diesen Ort. In beiden Fällen verdient er keine Belohnung von dem Staate.

M m 2

Jede Provinz, jede Stadt, ja fast jedes Dorf hat seine Eigenthümlichkeiten, und kann gewisse Producte besser, vorthellhafter und wohlfeiler liefern, als eine andere Provinz, Stadt oder Dorf. Ist der innere Commerz völlig frey; so wird jeder Ort diejenigen Dinge in der grössten Quantität hervorbringen, welche er am vollkommensten und wohlfeilsten zu machen versteht, damit alle übrigen, die es nicht so gut verstehen, versehen, und dafür diejenigen Dinge von andern Provinzen eintauschen, welche diese am vollkommensten und wohlfeilsten liefern. Da auf diese Art jede Provinz und jeder Ort den grösstmöglichen Werth hervorzubringen Gelegenheit findet; so ist die Freyheit des innern Handels das Mittel, den grösstmöglichen Reichthum hervorzubringen, welcher durch den innern Commerz überhaupt hervorzubringen ist.

## §. 211.

Was den äussern Handel betrifft; so haben die neueren staatswirthschaftlichen Untersuchungen satzhaft gezeigt, dass die ältere Theorie, wornach man seine Nützlichkeit nur nach dem Ueberschusse des baaren Geldes berechnete, welchen er ins Land führte, irrig, und dass es abgeschmackt ist, zu behaupten, dass, wenn das eine Land im Handel mit dem andern gewinne, das andere verlieren müsse, so wie,

dafs die meisten Einschränkungen desselben auf einem ganz falschen Grunde beruhen und schädlich sind \*). Aber auf der andern Seite läst sich auch die Behauptung einiger neuern Schriftsteller, dafs eine absolute Freyheit des äusseren Handels dem Nationalreichthum und Volkswohlstande nie nachtheilig, sondern immer vortheilhaft sey, schwerlich beweisen.

Ueberhaupt mufs man bey dieser Materie auf drey Punkte seine Aufmerksamkeit richten. Erstlich, ob und in wiefern durch den äussern Handel der Nationalreichthum im Ganzen gewinne? zweytens, ob und in wiefern dadurch eine vortheilhafte oder nachtheilige Vertheilung des Nationalreichthums befördert werde? und drittens, ob und in wiefern dadurch ein Staat von dem andern in Abhängigkeit gerathe? Im Ganzen ist es wahr, dafs, wenn zwey aufgeklärte Nationen mit einander handeln, jede derselben allemal einen gleichen Werth von der andern empfängt, als sie derselben gibt, dafs also der Reichthum keiner von beyden dabey etwas verliert, dafs er vielmehr durch diesen Umtausch allein vergröfsert wird, wenn der Ueberflufs, den ein Land dem andern zusendet, sonst gar nicht wäre producirt worden, und nichts anderes Nützliches dafür ein-



zutaufchen gewesen wäre. Wenn indessen die für die inländischen Producte eingetauchten Waaren von der Beschaffenheit sind, daß sie keine neue Arbeit im Lande erzeugen, sondern bloß von einigen wenigen verzehrt werden; so würden jene Waaren den Reichthum der Nation allerdings mehr haben vermehren können, wenn sie im Lande geblieben wären. Aber wenn keine Käufer dieses Ueberflusses im Lande sind, so ist eine solche Anwendung nicht möglich. Alles kömmt darauf an, daß die hereinkommenden Producte eine eben so große innere Production wieder veranlassen, als ihr Werth beträgt, und daß ohne die Ausfuhr das zur neuen Production erforderliche Capital würde gefehlt haben. Unter welchen Umständen diese Fälle Statt finden, muß jedes Mahl insbesondere untersucht werden. Folgende Betrachtungen werden dazu dienen, mehrere Fälle gründlich zu entscheiden.

1) Wenn ein Land einen großen Ueberfluß an rohen Producten hat, und durch leichte Arbeit dem Boden immer mehr abgewinnen kann, so wird es durch die Ausfuhr derselben nothwendig bereichert werden. Die dafür einströmenden Capitale werden die Grundherren und Pächter in den Stand setzen, noch mehr Arbeiter zu bezahlen, folglich die Production und die Ausfuhr immer noch mehr zu erwei-

tern. Wollte man, bey solchen Umständen, die Ausfuhr der rohen Producte hemmen; so würde ein großer Theil derselben allen Tauschwerth verlieren, folglich entweder nicht mehr erzeugt oder unnütz verzehrt werden, indem man mehr Bedienten unterhält, und die einzelnen weniger Arbeit verrichten. Umsonst würde man sich schmeicheln, daß durch das zurückgehaltene Getreide Manufacturisten und Künstler im Lande ernährt werden würden, welche die Waaren verfertigen, welche man sonst für das Getreide aus dem Auslande holte. Denn 1) wo sollen die Arbeiter, die Geschicklichkeiten, Maschinen und was sonst noch zur Hervorbringung jener Waaren außer dem Brote erfordert wird, sogleich herkommen? — Wollte man mit Gewalt Manufacturen errichten, so würden dem Ackerbau die Hände entzogen werden, folglich sich dessen Producte vermindern. 2) Auf jeden Fall würden die im Lande erzwungenen Manufacturwaaren viel theurer zu stehen kommen, als sie das Ausland lieferte, folglich würde ein größeres Capital nöthig seyn, als der Werth des im Lande erzeugten Ueberschusses der rohen Producte im Lande beträgt, und wo soll dieser hergenommen werden. Endlich 3) würden manche Producte im Lande gar nicht erzeugt werden können, die sonst für das inländische Getreide ein-

getauscht wurden. Die Hemmung der Ausfuhr des Getreides in einem solchen Lande würde also offenbar den Reichthum desselben in einem hohen Grade vermindern.

Dagegen wird eine freye Ausfuhr des Getreides in einem solchen Lande stets zur Vermehrung des Nationalreichthums und des allgemeinen Wohlstandes dienen. Der dadurch gesicherte Debit und der höhere Preis wird die Grundherren aufmuntern, die Cultur zu erweitern; dadurch wird die Nachfrage nach Arbeit steigen, folglich der Arbeitslohn erhöht werden, folglich wird das durch die Ausfuhr hereinströmende Capital durch alle arbeitende Classen Wohlstand verbreiten. Sind die Arbeiter frey, so werden von selbst bald diejenigen Manufacturen im Lande aufblühen, deren Producte wohlfeiler und besser geliefert werden können, als sie das Ausland schafft. Man wird von selbst das Getreide in Mehl, Stärke, Branntwein, Bier u. f. w. die Wolle in Garn und Tuch, den Flachs in Leinwand u. f. w. verwandeln, sobald Vortheil damit verbunden, und das Capital dazu vorhanden ist.

Folglich wird der Reichthum, welcher durch die Ausfuhr ins Land kommt, nach der verschiedenen Beschaffenheit der Constitution des Landes auch sehr verschiedene Grade des allgemeinen Wohlstandes hervorbringen. Ist das

Grandeigenthum in den Händen weniger Großen; so wird die Einnahme, für das ins Ausland geschickte Getreide, größtentheils für Gegenstände des Luxus verwandt werden. Sie werden köstlichere Weine, mehr Gewürze, prächtigere Meubeln u. f. w. anschaffen, mehr Schmaufereyen geben, mehr Luxuspferde, Hunde, Bedienten, Hofnarren u. f. w. unterhalten, und der arbeitenden Classe wird nur wenig von diesem Reichthume zu Gute kommen und um so weniger, wenn sie Leibeigene sind, wo die Herren ihren Zustand nur in so weit verbessern werden, als es zu ihrer Vermehrung nothwendig ist, d. h. sie werden die Heirathen befördern und ihnen eine solche Kost reichen, daß sie nicht so leicht sterben, weil ihnen ihre Arbeit Vortheil bringt. Ist dagegen das Land unter größere, mittlere und kleinere Herren vertheilt, und sind alle Eigenthümer und alle Arbeiter frey, so wird alles an dem für die ausgeführten Producte einströmenden Reichthume Theil nehmen. Die ganze Menge der Grundeigenthümer wird auf Erweiterung der Production bedacht seyn, alle werden ihre Bequemlichkeiten, ihre Genüsse erweitern wollen, und die Begierden der kleinern und mittlern Eigenthümer werden größtentheils auf solche Gegenstände der Bequemlichkeit fallen, die im Lande selbst gefertigt werden können. Welche

Nachfrage nach Arbeit, welches Regen und Leben, welches Zufließen fremder Handwerker und Künstler wird dadurch entstehen! und wie wird durch dieses alles auf Vermehrung des Volks, der innern Production und Consumption gewirkt werden! Ohne daß der Staat Zwangsverordnungen und künstliche kostspielige Anreizungen nöthig hat, werden alle diejenigen Manufacturen im Lande von selbst entspringen, welche mit Vortheil unternommen werden können. Alle Manufacturen aber, welche der Staat erzwingt oder erkünstelt, werden dem Ackerbau ein Capital entziehen und bewirken, daß eine kleinere Production mit einer größeren vertauscht wird.

Ein Land, dessen Hauptproduct der Ackerbau ist, das seine Erdproducte durch Arbeit noch sehr vermehren kann, wird von einer unbefchränkten Handelsfreyheit lauter Vortheile haben. Fischereyen, Forstcultur, Ackerbau, Bergbau, alles wird durch die Aussicht, in und auferhalb des Landes sichern Debit und gute Preise zu finden, in Thätigkeit und Leben gesetzt werden. Alles wird es im Auslande wohlfeiler kaufen, als es solches bey sich selbst verfertiget haben würde, und sobald es im Lande wohlfeiler geschaffen werden kann, wird der inländische Fleiß es bald verfertigen.

Da es im Lande an Materialien der Arbeit und an Gelegenheit, werthvolle Sachen hervorzubringen, nicht fehlt, so wird jede Hemmung der Einfuhr der Producte fremden Fleißes dem Nationalreichthume Abbruch thun; jede Auflage auf fremde Manufacturwaaren, welche zur Absicht hat, die ähnlichen Manufacturen im Lande zu begünstigen, wird eine Auflage auf die Consumenten dieser Waare seyn, und machen, daß statt des größeren Werthes, der im Lande hätte erzeugt werden können, ein kleinerer Werth hervorgebracht wird. Man setze, ein Reich dieser Art verbiete den Eingang fremder Uhren, oder lege eine so starke Abgabe darauf, daß ihr Preis dadurch z. B. um 100 Procent gesteigert würde, um die inländischen Uhrmacher in den Stand zu setzen, so viel mehr für ihre Arbeit zu nehmen. Es würde also nun ein Capital auf die Uhrfabriken gewandt werden, welches vorher nicht darauf gewandt werden konnte, und die Nation muß für jede Uhr, die sie sonst mit 50 Thalern kaufte, 100 Thaler geben. Wäre nun dieses Capital z. B. auf Getreidebau verwandt worden; so hätten für das Product dieses Capitals gerade noch einmal so viel fremde Uhren gekauft werden können. Hätte also das Verbot nicht existirt, so würde die Nation außer den Uhren den Werth derselben in Getreide noch einmal erhalten haben,

den sie durch die im Lande künstlich etablirten Uhrenmanufacturen gänzlich eingebüßt hat.

2. Wenn ein Land viele Manufacturen und dabey noch Ueberfluß an Getreide, Fleisch oder anderen Lebensmitteln hat, so kann es Fälle geben, wo das gemeinsame Beste einige Einschränkungen der Handelsfreyheit erfordert. Man setze: A) Die Manufacturen arbeiten hauptsächlich für das Land selbst; die Ausfuhr der Lebensmittel veranlaßt aber eine plötzliche Erhöhung derselben im Lande, welches bey schnell eintretender Noth mehrerer reicher Länder nothwendig ist; so werden zwar die Getreidebesitzer ein großes Capital von den Ausländern erhalten; allein die inländischen Consumenten, welche keine Landbauer sind, werden, wenn wir annehmen, der Getreidepreis sey dadurch um 100 Procent gestiegen, ein noch einmal so großes Capital bedürfen, um das ihnen nöthige Getreide zu kaufen, als sonst. Die Befoldeten aber werden es gar nicht in ihrer Gewalt haben, ihren Gehalt gleichmäÙig zu erhöhen, und was die Manufacturisten anbetrifft; so werden sie, bey vollkommener Handelsfreyheit, den Preis ihrer Waaren nur dann erhöhen können, wenn sie in keinem andern Lande wohlfeiler zu haben sind. Ist aber das letztere, so werden sie mit den Ausländern, die

wohlfeilere Lebensmittel haben, Prels halten müssen, wenn sie nicht ihren Debit verlieren wollen. Wie aber, wenn ihnen die Theuerung der Lebensmittel und der rohen Products dieses unmöglich macht? Zwar könnte man sagen, daß die Höhe der Preise der Lebensmittel zur Erweiterung der Cultur des Landbaues auffordern würde, und daß folglich die müßiggewordenen Manufacturisten leicht beym Landbau Beschäftigung finden würden. Allein erstlich ist es nicht so leicht, daß die Manufacturisten eine gewohnte Lebensart mit einer ungewohnten verwechseln; zweitens bedarf es lange Zeit, ehe eine solche neue Vertheilung zu Stande kommt; und drittens veranlaßt eine bloß vorübergehende erhöhte Nachfrage auch nicht eine Erweiterung der Cultur. Die Noth und die Armuth, welche aus einer solchen allgemeinen Preiserhöhung der Lebensmittel für die zahlreiche Classe der Staatsdiener und Manufacturisten entstehen müßte, würde offenbar größer seyn, als das Glück und Reichthum der Eigenthümer der Lebensmittel seyn würde, und da der Reichthum der letzteren mehr aus dem Capital ihrer Mitbürger als von den Capitalen der Ausländer gebildet würde; so würde der Nationalreichthum durch dieses gewaltsame Zusammendrängen der Capitale in wenig Hände eher vermindert als vermehrt werden. B) Noch leichter



wird dieser Fall eintreten, wo viele Manufacturen im Lande sind, welche für Ausländer arbeiten. Denn da sie den Preis ihrer Manufacturwaaren selten erhöhen können, ohne ihre Kundschafft zu verlieren; so würde eine plötzliche Erhöhung der Preise der Lebensmittel, welche verhinderte, die Waaren um den alten Preis zu verfertigen, diese Classe von Einwohnern offenbar dem Hungertode überliefern, und sie haben ein Recht, von dem Staate zu verlangen, daß er solche Mafsregeln ergreife, welche ein solches Schicksal verhindern.

Um dieses zu bewirken kann der Staat verschiedene Wege einschlagen:

- 1) Er kann die Ausfuhr des Getreides mit einer Auflage belasten, und den Ertrag derselben zur Unterstützung der leidenden Classen verwenden. Die Auflage muß so eingerichtet werden, daß sie den Preis des Getreides im Auslande nicht erhöht, wohl aber ihn im Inlande erniedriget. So wird der Abzug des Ueberflusses nicht verhindert, und doch der Preis im Lande erhalten, wobey die übrigen Stände bestehen können, und wo etwa Noth entstünde, da wäre der Staat durch die Auflage in Stand gesetzt, zu helfen. Die Getreidebesitzer wären diejenigen, welche diese Unterstützung reichten, und dieses nach all-

gemein zu bälligenden Principien des öffentlichen Rechts. Denn es kann ihnen nur in sofern ein Eigenthumsrecht über Grund und Boden, und die Früchte derselben zugestanden werden, als den übrigen Einwohnern, welche der Gesellschaft die nöthigen Dienste leisten, ihre Subsistenz und gehöriges Auskommen nicht benommen wird (§. 173). Sie können daher nie ein Recht haben, für ihr Getreide einen Preis zu verlangen, wobey diese Bedingung wegfiel. Wo daher jener Fall eintritt, können sie die Mittel, welche den inländischen Preis bis auf den Punct, wo die Erfüllung der Bedürfnisse der übrigen möglich ist, einschränken, nicht für ungerecht halten. Der Preis wird unter den genannten Umständen schon immer etwas höher steigen, und da die Ausfuhr des Ueberflusses, bey der vorgeschlagenen Anordnung, möglich bleibt; so werden die Landwirthe immer einen grossen Gewinn ziehen. So bald die Auflage so hoch wäre, dafs sie die Ausfuhr des Ueberflusses unmöglich machte, würde sie für den Landmann drückend und ungerecht seyn. Die Verminderung seines Profits aber durch eine Auflage, welche zur Absicht hat, die durch eine solche Theuerung entstandene Noth der leiden-

den Klassen zu mildern, ist nichts anders als ein Mittel, die innern Güter nach demjenigen richtigen Princip zu vertheilen, wornach sie sich, ohne den außerordentlichen Umstand, der durch vermehrte äußere Nachfrage das Getreide erhöht, von selbst vertheilen würden. Die Gesellschaft garantirte den öffentlichen Beamten in ihrer Befoldung eine gewisse Quantität Unterhaltungsmittel, und jeder versprach von seinen Unterhaltungsmitteln eine bestimmte Quantität dazu herzugeben, welche in den meisten Staaten durch Geld bestimmt und geliefert wird. Erhält nun dieses Geld einen geringeren Werth an Unterhaltungsmitteln, so müssen natürlich diejenigen, welche mehr Geld einnehmen, auch eine grössere Quantität Geld, nemlich so viel hergeben, daß damit eben so viel Unterhaltungsmittel gekauft werden können, als vorher. Eine fast gleiche Convention findet zwischen den Manufacturisten und Landbauern Staat. Jene übernahmen nur für eine gewisse Quantität Lebensmittel, die zu ihrem Unterhalt hinreichte, die Manufacturarbeit für den Landmann. Diese Quantität wurde durch Geld bestimmt. Tritt nun plötzlich der Fall ein, daß jene Quantität Lebensmittel für das bestimmte

Geld nicht mehr geschafft werden kann; so muß der Manufacturist so viel Geld mehr für seine Arbeit bekommen, daß er eben-dieselbe Quantität Lebensmittel dafür erhalten kann, wenn letztere im Realpreise nicht gestiegen sind, d. h. ihre Gewinnung nicht etwa auch mehr Arbeit erfordert. Und immer wird dieses der bezahlen müssen, der mehr Geld für die Producte seiner Arbeit einnimmt als vorher, also in unserm Falle der Landmann. Kann der Manufacturist die Erhöhung der Preise seiner Waaren nach der natürlichen Ordnung der Dinge erzwingen, so bedarf es von Seiten des Staats keine besondere Mafsregel; kann er es aber nicht, so müssen ihm Verordnungen des Staats dazu verhelfen. Dieses geschieht durch die erwähnte Auflage, indem sie den Preis der Lebensmittel im Lande in den gehörigen Schranken erhält.

Um eine solche Auflage nach richtigen Principien zu ordnen, muß der Staat erforschen:  
a) Welches diejenigen Getreidepreise sind, bey welchen der Landmann bey gewöhnlichen Ernten seine Cultur fortsetzen und zur Erweiterung derselben gereizt werden könne, welches unstreitig zugleich diejenigen sind, wobey auch die Staatsbedienten und Manufacturisten am be-

*Jakobs Policygesetzgebung.*

N n

sten bestehen. b) Wenn der Getreidepreis durch die auswärtige Nachfrage über diesen Preis so sehr in die Höhe getrieben wird, daß dadurch die Subsistenz der übrigen Stände erschwert wird; so muß er eine so hohe Auflage auf die Ausfuhr legen, daß das Getreide nahe an dem Normalpreise erhalten wird, und um dieses Ziel desto sicherer zu erreichen, muß auch die Ausfuhr aller Manufacturwaaren aus dem Getreide, als Stärke, Branntwein u. s. w. gleichmäßig belegt werden. Wie hoch die Auflage seyn müsse, wird der Preis auf den ausländischen Märkten, wo der Zug hingeht, am besten bestimmen. c) Wenn der Getreidepreis wegen schlechter Ernten steigt; so verdient der Landmann einen höhern Preis, als bey guten Ernten, und, um dem Landmanne in diesem Falle die nöthige Erholung zu gönnen, muß der Normalpreis, welcher durch die Auflage auf die Ausfuhr erhalten werden soll, etwas höher angenommen werden. Man könnte zwar sagen, es sollte in diesem Falle die Ausfuhr gänzlich verboten werden. Allein dieses würde hart gegen diejenigen Getreidebesitzer seyn, welche an der Grenze, an schiffbaren Flüssen und Meeren liegen, die oft, selbst bey den höchsten inländischen Preisen ihr Getreide nicht ohne den größten Schaden dem weit von ihnen entfernten Inlande verkaufen können, und doch

verdienen sie zu solchen Zeiten gerade am ersten eine Aufmunterung durch hohe Preise. Zu einer Zeit, wo der Landmann selbst leidet, können die andern Stände keine Unterstützung von ihm verlangen. Die allgemeine Noth muß gemeinsam getragen werden.

- 2) Er kann die Einfuhr der Producte verbieten oder belegen, deren Manufacturisten durch die hohen Getreidepreise gedrückt werden würden, wenn sie ihre Waaren nicht gleichmäſsig erhöhen könnten. Ist ein Land bloß auf inländische Manufacturen eingeschränkt; so wird dieses Mittel allerdings von guter Wirksamkeit seyn, und die Auflage auf die Ausfuhr vielleicht entbehrlich machen. Man setze, die Tuch-, Strumpf- und Leinwandmanufacturisten eines Landes würden durch den hohen Getreidepreis außer Stand gesetzt, ihre Waaren um den alten Preis zu liefern; in einem benachbarten Lande aber würden die Getreidepreise so niedrig gehalten, oder es durch Prämien u. s. w. dahin gebracht, daß die Manufacturisten dieses Landes ihre Waaren für den alten Preis ins Land schaffen könnten; so würden die inländischen angegebenen Manufacturclassen ruinirt werden und in die schrecklichste Noth gerathen. Hier wird also der Staat

wohl thun, wenn er die Einfuhr der ausländischen Manufacturwaaren so lange mit einem proportionirlichen Zoll belegt, bis die Ursache wegfällt, weshalb die Concurrenz der Inländer mit ihnen unmöglich war. Eine solche Auflage auf die ausländischen Manufacturwaaren, welche den inländischen Manufacturwaaren den Untergang drohen, wird für die inländischen Manufacturen sehr heilsam seyn. Denn der vergrößerte Reichthum der Landleute wird diese anreizen, mehr Manufacturwaaren zu kaufen, und die erweiterte Nachfrage nach Manufacturwaaren wird diese in den Stand setzen, höhere Preise zu fordern und sich auf diese Weise für die höheren Getreidepreise zu erholen. — Hat aber ein Land viel Manufacturen, welche fürs Ausland arbeiten; so wird diese Mafsregel dieser Art Manufacturisten so wenig als den Staatsdienern helfen. Letztern hilft sie auf keinen Fall etwas, sondern schadet ihnen vielmehr, da sie dadurch gezwungen werden, nicht nur das Getreide, sondern auch die Manufacturwaaren theurer zu bezahlen. Daher ist es fast nie rathsam, sich dieser Mafsregel zu bedienen.

3) Er kann Magazine errichten, aus wel-

chen er zur Zeit der Noth die bedürftigen Classen mit Getreide zu billigen Preisen versteht. Indessen ist ein solches Magazinwesen, wenn es auf Kosten des Staats unterhalten werden soll, mit ungemein großen Kosten und vielen Umständen verbunden, welche machen, daß das Getreide, welches auf diese Art aufbewahrt wird, ungemein theuer zu stehen kommt. Könnte man eine Anordnung treffen, daß die Landwirthe selbst dergleichen Vorräthe aufbehalten müßten, worüber der Staat zur Zeit der Noth disponiren könnte, oder daß den Getreidehändlern die Verbindlichkeit, dafür zu sorgen, auferlegt würde; so würde das Project mit weit weniger Aufwand und Verlust ausgeführt werden können, und der Getreidehandel könnte dabey vollkommen frey bleiben \*). In beyden Fällen würden diejenigen, welche den größten Privatvorthail von den hohen Preisen haben, angezogen, um einen Theil dieses hohen Profits zur Unterstützung ihrer leidenden Mitbürger herzu-

---

\*) Der detaillirte Vorschlag zu einem idealen Getreidemagazin der ersten Art findet sich in Sodens National-Oekonomie, 1. B. S. 317 u. f. w., der letzteren Art in den Annalen der preuss. Staatswirthschaft, 2. Bd. 1805. S. 175 u. f. w.



geben, nicht aus Gnade, sondern weil es die Natur der bürgerlichen Gesellschaft so verlangt, daß Niemand auf Kosten der übrigen gewinne, oder daß jeder dem andern die Producte seiner Arbeit für eine solche Quantität Producte vertaufe, die ohngefähr gleiche Arbeit von gleicher Quantität und Qualität kosten. Da natürliche Ursachen dieses Verhältniß von selbst hervorbringen, so hat sich der Staat in der Regel darum nicht zu bekümmern. Sobald aber solche Verhältnisse eintreten, welche dieses Verhältniß gewaltsam und so stark stören, daß der eine Theil in Gefahr kommt, darüber zu Grunde zu gehen, muß der Staat eingreifen und auf die bestmögliche Weise das Gleichgewicht, wie es bey der Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft vorausgesetzt wurde, wieder herzustellen suchen. Und da eine auffallende Abweichung von diesem Verhältnisse nie leichter und fast nie in einem andern Falle eintreten kann, als in Ansehung des Preises der Lebensmittel, so muß der Staat für diesen Fall besondere Vorbereitungen treffen. Auf jeden Fall scheint die Ausführung der Idee eines Magazinwesens mehr mit der Gerechtigkeit und Freyheit übereinzustimmen, als irgend ein anderes Mit-

tel, und zugleich auch dem Nationalreichtume den wenigsten Abbruch zu thun. Wenn die angegebenen Ideen nicht ausführbar sind; so könnten doch Magazine von jeder Gemeinde im Lande errichtet werden, um dadurch den ärmeren Classen zur Zeit der Noth zu Hülfe zu kommen. Doch von dieser Art Magazine werden wir in dem folgenden Abschnitte noch etwas sagen.

- 4) Wenn ein Land sein Getreide hauptsächlich oder doch einen grossen Theil ausser Landes kaufen muss, so ist jedes Ausfuhrverbot des inländischen Getreides überflüssig und unnöthig. Sind es in diesem Lande die Kaufleute und Manufacturisten, welche die grössten Gewinne ziehen, so wird bey steigenden Preisen es nicht unbillig seyn, von diesen eine Abgabe zu ziehen, und sie zur Prämie auf die Getreideeinfuhr zu benutzen, um dadurch den leidenden Classen etwas bessere Preise zu verschaffen. Ein solcher Staat, welcher vom ausländischen Handel und ausländischen Manufacturen grosse Gewinne zieht, wird überhaupt weit zusammengesetztere Mafsregeln ergreifen müssen, um eine gerechte Vertheilung des Vermögens zu bewirken, als ein Staat, der einfachere Ge-

werbe treibt, und sich z. B. hauptsächlich mit innern Gewerben, mit dem Ackerbau, Bergbau, mit Manufacturen für das Land u. s. w. beschäftigt. Er wird berechnen, welche Gewerbezweige die größten Profite machen, und wird oft diesen etwas durch Abgaben u. s. w. abnehmen müssen, um dadurch die zu unterstützen, deren Gewerbe plötzlich stocken, und mit einem Male zusammen zu fallen drohn. Man setze, in einem Lande falle denen, welche nach Indien handeln, mit einem Male, durch besondere Staatsverhältnisse, ein äußerst großer Gewinn zu, und einige Fabriken gerathen mit einem Male durch besondere öffentliche Ursachen, als wegen eines Kriegs, in große Aufnahme; dagegen stocken mit einem Male aus denselben Ursachen, aus welchen jene in Flor gerathen, andere, und eine Menge Menschen werden dadurch brotlos, wenn man sie nicht in den Stand setzt, ihre Waaren wohlfeiler zu liefern oder ihr Arbeitslohn etwas erhöht; so wird kein Unrecht darin seyn, wenn der Staat die größeren Profite durch eine Abgabe mäßigt und diese zur Unterstützung der Nothleidenden verwendet. Diese Unterstützungen sollen nie so weit gehen, daß die Trägheit

Grund darin fände, bey einem der öffentlichen Unterstützung bedürftenden Gewerbe zu bleiben. Sie sollen nur die äußerste Noth lindern, um die Arbeiter nicht umkommen zu lassen, während die Unternehmer andere Anwendungen für ihre Capitale suchen, und bis die Arbeiter ein anderes Unterkommen finden können; sie können daher, ihrer Natur nach, nur periodisch seyn. Wir werden bey der Lehre von dem Armenwesen hierauf wieder zurückkommen. Hier wollen wir nur wiederholen, daß der Handel in der Regel und so lange frey seyn müsse, bis ein gemeinsamer Zweck welcher wichtiger ist, als der grössere Gewinn einer gewissen Classe von Bürgern, eine Einschränkung nothwendig macht. Gibt es andere zweckmäßige und gerechte Mittel dem Uebel abzuhelpen; kann die freye Regsamkeit der Menschen ein solches selbst hervorbringen, ist von dem Privatvortheile die Hülfe zu erwarten; so muß die positive Einmischung des Staats unterbleiben. Denn es bleibt immer besser, daß eine geschickte Vertheilung der Güter durch das freye Spiel der Privatkräfte ge-

schehe, als wenn der Staat dabey eingreifen muß.

§. 212.

Sind alle Classen der Unterthanen sicher gestellt, die Lebensmittel zu einem solchen Preise zu verkaufen, den sie durch Fleiß und Arbeitsamkeit erschwingen können; so scheint es übrigens am besten zu seyn, den auswärtigen Handel ganz seinem eignen freyen Gange zu überlassen. Die in der Praxis bisher gewöhnlichen einschränkenden Maximen, welche zur Absicht haben, dem Lande einen größern Gewinn zu sichern, beruhen größtentheils auf falschen Vorstellungen. Dergleichen sind:

- 1) Dafs man die Ausfuhr roher Producte, die im Lande verarbeitet werden können, verbieten müsse. Ein solches Verbot hat zur Absicht, den inländischen Manufacturisten Beschäftigung zu verschaffen, und die Ausländer zu nöthigen, die Manufacturwaaren zu kaufen, wobey dem Lande nicht blofs der rohe Stoff, sondern auch die Manufacturarbeit bezahlt wird. Allein warum werden die rohen Stoffe, ohne ein solches Verbot, nicht im Lande verarbeitet? Es kann nur aus folgenden Ursachen nicht geschehen: a) weil es an geschickten Arbeitern fehlt. Aber diese werden durch das Verbot nicht erzeugt.

Man würde in diesem Falle nur die Production dieses Products vermindern; b) weil es an Capital und an Unternehmern fehlt. Wenn aber alle Capitale und Unternehmer im Lande vortheilhaft beschäftigt sind, warum will man sie von ihren nützlichen Gewerbszweigen abziehen? Sollte der rohe Stoff, der bisher im Auslande fabricirt wurde oder doch dafelbst fabricirt worden wäre, wenn kein Verbot der Ausfuhr existirt hätte, im Lande fabricirt werden; so ist es nicht anders möglich, als es müssen Capitale und Arbeiter ein Gewerbe, das sie bisher ohne Zwangs-gesetz nährte, verlassen, und ein Gewerbe ergreifen, das nur dadurch Gewinn bringt, weil es den Profit der Producenten des rohen Stoffs vermindert. Die Woll- oder Hanferzeuger bekommen nun weniger für ihre Wolle, und die neuen Manufacturherren und Manufacturarbeiter gewinnen dabey nicht mehr, als sie in einem andern Gewerbszweige, der nun leer steht, würden gewonnen haben, ohne daß die Woll- und Hanferzeuger etwas dabey verloren hätten. Der durch das Ausfuhrverbot der rohen Producte erzwungene niedere Preis derselben, wird ihre Production vermin-

dern und das Land wird offenbar dabey an Reichthum einbüßen (§. 190.).

Ist im Lande Gelegenheit, die rohen Producte immer mehr zu vermehren; so werden Capitale und Hände dieser Vermehrung zufließen, und der Werth, welchen das Ausland für die rohen Producte zahlt, wird vollkommen hinreichen, die fremde Manufacturarbeit, welche das Land nöthig hat, zu bezahlen, und das Land wird einen größern Ueberschuß des Werths behalten, als wenn seine Einwohner gezwungen würden, sie Statt ihrer productiveren Beschäftigung selbst zu verrichten. Gibt es aber müßige Capitale und müßige Hände im Lande, welche bey der Erzeugung der rohen Producte kein vortheilhaftes Unterkommen mehr finden können; so werden diese von selbst diejenigen Manufacturzweige ergreifen, welche im Lande am vortheilhaftesten betrieben werden können. Da sie die rohen Producte in der Nähe haben, die besten Preise ablauern können; so haben sie dadurch schon so viele Vorzüge vor den Ausländern, daß sie keine weiteren Begünstigungen verdienen. Denn wenn sie bey solchen Vortheilen nicht mit den Ausländern wetzeln können; so ist es besser, daß sie einen andern Gewerb-

zweig ergreifen, den sie mit mehr Vortheil betreiben können; c) weil die Einfuhr der Manufacturwaaren aus dem rohen Stoffe, den wir dem Auslande verkaufen, in demselben verboten ist. Aber werden wir durch unser Verbot die Aufhebung eines solchen Verbots bewirken, werden die Ausländer nicht auf andern Märkten jene rohen Stoffe finden, die wir ihnen entziehen, und sind wir nicht in Gefahr, durch ein solches Verbot um den Absatz unserer rohen Producte, und der daraus verfertigten Manufacturwaaren zugleich zu kommen? Ueberdem finden rohe Producte immer einen leichtern Vertrieb als Manufacturwaaren. Holt sie das Ausland nicht mehr, so erwacht die inländische Industrie desto mehr, sie zu verarbeiten. Wo viel rohe Producte erzeugt werden, da nimmt die Bevölkerung schnell zu und erhält einen soliden Grund, und die Manufacturen, welche Folgen der inländischen Production der rohen Stoffe sind, und hauptsächlich für das Land selbst arbeiten, ruhen auf einem weit festeren Boden und haben keine solche Erschütterungen zu fürchten, als Manufacturen, die hauptsächlich aufs Ausland berechnet sind.



Einem Lande, welches hauptsächlich mit Erzeugung roher Producte beschäftigt ist, kann nichts willkommener seyn, als das Steigen der reellen Preise dieser rohen Producte. Dadurch wird es aufgemuntert, immer mehr zu erzeugen, und kauft viele fremde Manufacturwaaren so wohlfeil, daß es dieselben dafür durch eigne Arbeit nie verfertigen könnte. Alle Hände und Capitale werden am vortheilhaftesten mit Hervorbringung roher Producte beschäftigt seyn; nur diejenigen Manufacturwaaren werden im Lande verfertiget werden, welche das Ausland nicht mit Vortheil liefern kann, und jede Störung dieses freyen Ganges der Gewerbe und des Handels, jede gewaltsam veränderte Richtung des Handels kann nicht anders als nachtheilig für den Nationalreichthum seyn \*).

2. Daß man die Einfuhr solcher Materialien und Manufacturwaaren unterlagt oder erschwert, welche im Lande erzeugt werden können. Warum werden gewisse Manu-

---

\*) Herr von *Struensee* (Abh. Bd. III. S. 337) vertheidiget den Fabrikenzwang; aber seine Gründe beweisen die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Zwanges nicht. Er setzt voraus, daß ohne solchen Zwang keine Fabriken im Lande entstehen würden, und doch sollen diese Zwangsfabriken die Waaren so gut und so wohlfeil liefern, als die Ausländer. Wenn sie aber dieses thun; warum hat der Staat nöthig, die Einwohner zu zwingen, ihre Waaren zu nehmen.

facturwaaren nicht im Lande erzeugt?

a) Weil die Hände und Capitale schon mit anderen nützlichen Arbeiten beschäftigt sind. In diesem Falle wäre es unpolitisch, die Hände und Capitale der vortheilhafteren, gewohnten Arbeit zu entziehen, um sie auf eine weniger vortheilhafte zu lenken. Wäre die andere Beschäftigung vortheilhafter; so würden sie von selbst zu ihr übergehen; b) weil es noch an den gehörigen Kenntnissen und Geschicklichkeiten fehlt. Diese wird man aber sicherer durch guten Unterricht und andere Mittel hervorbringen, als durch Verbote der fremden Waaren; c) weil Vorurtheile das Volk für ausländische Waaren stimmen. Aber dieses Vorurtheil wird hauptsächlich durch die Verbote fremder Waaren erzeugt und unterhalten. Warum verbietet der Staat die fremden Waaren? — sagt ein jeder; wenn die inländischen so gut und so wohlfeil oder noch wohlfeiler wären, als die ausländischen, würden wir sie nicht von selbst lieber kaufen? — Gewiss würde bey vollkommner Freyheit das Vorurtheil viel leichter erlöschen, als bey dem Verbot. Von großer Ausdehnung kann wenigstens die Wirksamkeit eines solchen Vorurtheils nicht seyn.

Allenthalben, wo das Volk noch rohe Producte in Menge vortheilhaft erzeugen kann, wo Getreide, Wolle, Flachs und andere Erdproducte durch vermehrten Fleiß und erweiterte Cultur in größserer Menge gewonnen werden können, da wird jede erzwungene Manufactur den Ertrag des Bodens vermindern helfen, weil sie dem vortheilhafteren Gewerbe Capital und Hände entzieht. Die Manufacturen werden hier von selbst in derjenigen Ordnung entstehen, in welcher es für das Land am nützlichsten ist, und es wird kein Nachtheil damit verbunden seyn, wenn das Volk mit seinen rohen Producten fremde Manufacturen kauft, wenn es nur die für seine Producte einströmenden Waaren auf die Erweiterung seines Landbaues, Bergbaues, kurz der inländischen Production verwendet.

- 3) Dafs man die Ausfuhr der inländischen Fabrikate auf alle Art begünstigen und befördern müsse. Eben diese Maxime war die Ursache, wesshalb man den Preis der rohen Producte und der Lebensmittel im Lande niedrig erhalten zu müssen glaubte, um die Fabrikanten in den Stand zu setzen, ihre Waaren auf ausländischen Märkten wohlfeil zu verkaufen, wesshalb man Monopole, Privilegien, Prämien u. s. w. anwandte, um eine große Ausfuhr zu erzwin-

gen. Wie wenig Nutzen diese Anstrengungen dem Lande bringen, wie oft sie wirklich schädlich sind, erhellet aus dem vorigen. Nichts kann gebilliget werden, als die Mafsregel: den inländischen Fabrikwaaren die Abgaben, die von ihnen schon erhoben worden sind, bey der Ausfuhr ganz oder zum Theil zu erstatten, wenn dadurch ihr Preis so gesteigert wird, dafs ihr Debit auf den ausländischen Märkten dadurch gehemmt werden mufs, ob es gleich auch hier vielleicht besser seyn würde, das Abgabensystem so einzurichten, dafs Rückzölle nicht nöthig wären, da diese so sehr leicht Gelegenheit zu Mißbrauch und Unterschleifen geben \*).

- 4) Dafs man insonderheit auf Vermehrung der edeln Metalle im Lande sehen, und also dafür sorgen müsse, dafs keine edeln Metalle oder baares Geld ausgeführt, desto mehr fremdes Geld aber hereingeführt werde. Da aber die edeln Metalle nicht

---

\*) In den Oesterreichischen Staaten müssen alle goldene und silberne Geräthschaften poncirt werden; auf die Gold- und Silberwaaren aber, welche ausser Landes gehen, wird die Abgabe bey der Ausfuhr erstattet. Was geschieht? Eine Menge poncirter Waaren gehen heraus, kehren aber bald wieder als Contrebande zurück, um ohne Abgabe und doch mit dem gehörigen Stempel versehen, gebraucht zu werden.

anders ausgeführt werden, als wenn sie im Lande unnütz oder überflüssig sind, und dafür etwas erhalten wird, was denen, welche das Metall weggeben, lieber oder wichtiger ist, da die edeln Metalle hauptsächlich nur dazu dienen, nützliche Sachen einzutauschen; so ist kein Grund vorhanden, die edeln Metalle gewaltsam im Lande zurückzuhalten, oder sie vor andern nützlichen Sachen ins Land zu treiben. Was das Inland davon nöthig hat, wird nicht herausgehen, und wenn es herausgegangen ist, für leichte Kosten wieder zu erlangen seyn, da der Transport der edeln Metalle nicht viel beträgt, und ihr Preis fast an allen Orten in der ganzen Welt gleich ist. Es kann daher dem Staate ganz gleichgültig seyn, ob für die Exporte Gold und Silber oder andere Waaren hereinkommen. Denn diejenige Waare wird allemal am gewissesten hereingezogen werden, welche das Volk in größter Menge verlangt, welche also dem Staate am nützlichsten ist. Die Furcht, daß das geprägte Gold ins Ausland strömen und das Reich davon entblößt werden möchte, wenn die Ausfuhr desselben nicht verboten wäre, ist gleichfalls ohne Grund. Denn Niemand wird das Geld außer Landes schi-

cken, wenn er nicht den vollen Werth dafür zurück bekömmt, und da der Staat das Geld für den vollen Werth ausgibt, so büßt er nie etwas bey dessen Ausfuhr ein, ja da ihm auch noch das Gepräge bezahlt wird, so wird die Ausfuhr seines Geldes der Münzfabrik Vorthail bringen. So viel Geld aber, als zur innern Circulation und zu den übrigen Staatsbedürfnissen nothwendig ist, wird immer im Lande bleiben oder hereingezoget werden können, wenn nur der Staat einen gesuchten Werth dafür anzubieten hat. Man muß sich wundern, daß nach so deutlichen Beweisen über das Unnütze und Schädliche der Geldausfuhrverbote, welche die einsichtsvollesten Staatsmänner geliefert haben, diese dennoch in so vielen Staaten fortdauern \*).

§. 213.

Ein Land, das hauptsächlich von Manufacturen und Handel für fremde Völker lebt, und viel rohe Producte und Lebensmittel dafür eintauscht, bedarf jederzeit viel complicirter

O o 2

---

\*) *Struensee* über den freyen Gold- und Silberhandel in dessen Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Staatswirthschaft. II. Bd. S. 251. *Adam Smith* an Inquiry etc. ed. Basil. T. II. 109 u. f. w.

Mafsregeln, als ein Land, dessen Haupt- und Grundgewerbe der Ackerbau ist. Manufacturisten, welche für das Ausland arbeiten und also ihre Subsistenzmittel aus der Fremde empfangen müssen, können durch tausend Veränderungen in der politischen Welt, durch Veränderung der Preise, der Mode, der Policeygesetze in den Ländern, für welche sie arbeiten, ausser Brot gesetzt werden, und eine solche Regierung mufs um so grössere Aufmerksamkeit anwenden, dieses zu verhindern, und um so künstlichere Wege einschlagen, der einreisenden Noth unter ihren Manufacturisten entgegenzukommen, je mehr Menschen im Staate auf diesem Wege ihr Brot gewinnen. Bewachung der Handelswege und Eifersucht gegen alle Nationen, die mit ihr in Concurrnz treten wollen; Unterstützung der einen Fabrik auf Kosten der übrigen bey widrigen Zufällen, Prämien, Ausfuhrverbote der rohen Producte, alles nach den Umständen so regulirt, dafs auf den fremden Märkten Preis gehalten werden kann; einstweilige Aufopferungen, um andere aufkeimende Manufacturen, die ihnen den Debit zu nehmen drohen, zu ersticken, listige Handelstractate mit fremden Nationen, um sich Monopole bey ihnen zu verschaffen, Verdrängung aller Nationen an der Theilnahme ihres Handels u. s. w.; das wird die Politik seyn, zu

welcher eine solche Lage eine consequente Regierung unvermeidlich führt, so bald sie einmahl diesen Weg für den einzigen und besten hält, ihrer Nation ein gutes Auskommen zu sichern. Eine solche Politik ist so künstlich, so zusammengesetzt, daß ein göttlicher Verstand dazu gehört, um keine Fehlgriffe zu thun, und doch wird sie es nicht dahin bringen, ganze Volksclassen vor großem Elend zu verwahren. Gegen andere Staaten, die mit ihrem Handel und mit ihrer Industrie in Collision kommen, kann sie nicht anders, als egoistisch, hinterlistig, feindselig und herrschsüchtig erscheinen. Denn die Existenz ihres Volks hängt davon ab, daß andere Nationen ihre Waaren kaufen.

Wäre es möglich einen ewigen Frieden unter allen Staaten zu stiften, und Handelsfreiheit zum allgemeinen Princip derselben zu machen; so würden alle Staaten, und selbst ein Staat der letzteren Art sich dabey am besten befinden. Mangel an Lebensmitteln und selbst übermäßige Theuerung könnte nirgends entstehen, wenn sie zu jeder Zeit ungehindert von daher gezogen werden könnten, wo der größte Ueberfluß und der beste Preis ist. Es würde sich fast allenthalben ein guter Mittelpreis festsetzen und sich wenig verändern. Das Land, welches zu Manufacturen und zum Handel am geschicktesten ist, würde auch am geschickte-



ften seyn, neue Handels- und Manufacturzweige ausfindig zu machen, wenn ihm die Industrie anderer Länder die alten entzöge, und da bey einem friedlichen Zustande und bey allgemeiner Handelsfreyheit nie plötzlich große Stockungen eintreten könnten; so würden alle gewaltfame Mafsregeln unnöthig werden, der National-scharffinn würde alles zur rechten Zeit verbessern. Jedes Land würde diejenigen Gewerbe betreiben, die für dasselbe die vortheilhaftesten sind, und mit ihren Producten diejenigen eintauschen, die es nicht so vortheilhaft selbst erzeugen kann, und die Länder würden sich einander durch ihren wechselseitigen Verkehr um so mehr bereichern, je näher sie einander liegen, je reicher und je wohlhabender sie sind. Ein armes Land würde von dem reichen und dieses von dem armen durch den freyen Handel mit ihm gewinnen, da dieses jenem seine Producte liefert und jenes dafür von diesem das erhält, was es nöthig hat. Kurz eine allgemeine Freyheit des Handels würde die Welt in Einen Staat verwandeln, und so wie der freye Handel der Provinzen eines und desselben Landes allen Provinzen vortheilhaft ist; so könnte auch der freye Handel aller Reiche jedem einzelnen nicht anders als höchst nützlich seyn.

So lange aber der schöne Traum eines ewigen Friedens und der Vereinigung aller

Staaten zur allgemeinen Handelsfreyheit unerfüllt bleibt; so lange muß jeder Staat von dieser allgemeinen Freyheit nur so viel zu realisiren suchen, als es die eigennützigen, feindseligen oder unpolitischen Maßregeln anderer gestatten. Handelsfreyheit muß Regel bleiben; die Einschränkung muß immer als ein Uebel betrachtet werden, zu welchem man nur da seine Zuflucht nimmt, wo ein größeres Uebel, welches aus den Maßregeln anderer Staaten entspringt, es nothwendig macht.

Wir haben in den letzten Jahrhunderten wenig Kriege gesehen, die nicht den auswärtigen Handel zur Ursache oder doch zum Nebengegenstande gehabt hätten. Schwerlich aber haben alle diese Kriege irgend einem Reiche so viel Vortheil geschafft, als es bey voller allgemeiner Handelsfreyheit würde gewonnen haben. In unsern Tagen sehen wir den fürchterlichsten Handelskrieg, der je gewesen ist. Das ganze Continent vereinigt sich, eine Insel dadurch zum Frieden zu zwingen, daß es ihr den Handel von Europa verschließt. Was wird die Folge davon seyn? Europa wird eine unendliche Menge Reichthümer verlieren, die nur dadurch zu Reichthümern wurden, daß sie über die See verführt und gegen andere Güter umgetauscht werden konnten. Die Leinwand- und Tuchmanufacturen Deutschlands, welche

America verforget, werden zu Grunde gehen; das Getreide, der Hanf, der Talg, das Holz u. f. w. das die Engländer aus den Häfen von Petersburg, Riga, Danzig u. f. w. wegführten, wird verfaulen, und die Millionen, welche dafür einströmten, werden ausbleiben; Frankreichs Weine werden verderben, und es wird alles das einbüßen, was für jene Millionen von ihm gekauft wurde; Europa wird arm und elend werden. Wird es aber England dadurch zwingen, sich zu unterwerfen? — England wird den Stofs empfinden, aber die offenen Meere und die Herrschaft zur See werden ihm aus der Verlegenheit helfen. Es wird sich der Manufacturen für die andere Welt ausschliesslich bemächtigen; die Leinwand, welche Schlesien, Sachsen, Frankreich nach America lieferten, wird nun in Irland gemacht werden, die Tücher, die Metall- und Holzwaaren, die Zeuge, kurz alles was der Continent bisher über die See schickte, wird von den Engländern gefertigt werden, und dieses wird nach und nach alle die Hände hinlänglich beschäftigen, die sonst für den Continent arbeiteten. Und wird es so leicht seyn, die heimliche Einfuhr der Waaren zu verhindern, mit welchen England handelt, als England die Theilnahme aller übrigen Mächte an dem Seehandel verhindern kann? Werden die verlorenen Manufacturzweige so bald

wieder zu gewinnen seyn? England wird dieser Krieg Verluste verursachen, aber es wird dabey immer weniger verlieren, als das übrige Europa.

§. 214.

Ein anderer Gesichtspunct, den man bey der Anordnung des auswärtigen Handels haben muß, ist die Unabhängigkeit des Landes in Ansehung der Befriedigung der Bedürfnisse (§. 211). Zwey Völker, die mit einander handeln, sind allemal wechselseitig von einander abhängig. Da aber beyde ihren Vortheil dabey finden, ihre Bedürfnisse gegenseitig zu befriedigen; so ist eine solche Abhängigkeit keine Last. Eine Nation, welche überflüssiges Holz, Getreide u. s. w. hat, will dieses eben so gern los seyn, als eine andere Nation ihre überflüssigen Arzneymittel, Gewürze, Uhren, Spitzen u. s. w., und es liegt jener eben so viel daran, für ihren Ueberfluß andere an sich entbehrliche Dinge zu bekommen, als dieser, die unentbehrlichen einzutauschen. Lebten die Staaten unter einander in einem stets friedlichen System mit einander, und wäre allgemeine Handelsfreyheit das Grundgesetz aller Staaten; so wäre die Abhängigkeit der Staaten in Ansehung des Handels für alle gleich und für keinen ein Uebel. Da aber unter den Staaten oft feindfeliche Verhältnisse eintreten, und die Politik der

einzelnen oft die Freyheit des Handels unterbricht; so ist allerdings der Grad und die Art der Abhängigkeit verschieden, und es kann einem Staate nicht gleichgültig seyn, in welcher Art und in welchem Grade der Abhängigkeit er sich in Ansehung des Handels von andern Staaten befindet. In dieser Hinsicht ist

- 1) Ein Staat um so unabhängiger, je mehr er seine nothwendigen und unentbehrlichen Bedürfnismittel, d. h. die zur Nahrung, Kleidung und Wohnung nöthigen Materialien in hinreichender Menge sich selbst erzeugt, und wenn daher ein Staat, dem unter zu fürchtenden Umständen leicht die Zufuhr dieser Dinge entzogen werden könnte, selbst mit Aufopferung eines grösseren Handelsgewinnes, solche Anstalten trifft, welche die Erzeugung der Lebensmittel bis zu dem Grade seiner Unabhängigkeit vermehren; so kann dieser Zweck Einschränkungen der Handelsfreyheit, wenn sie zur Erreichung desselben nothwendig sind, allerdings rechtfertigen. Indessen wird die Schwierigkeit, Lebensmittel zu erhalten, öfters grösser vorgestellt, als sie ist. Einem Staate, der an der See liegt und von allen Ländern der Welt Lebensmittel ziehen kann, wird es nie daran fehlen, sobald er gesuchte Waaren da-

für anzubieten hat, und es gibt mehr Beyspiele von Hungersnoth in Frankreich, Deutschland und Rußland, als in Holland und England. Arzneywaaren, Zucker, Caffee, Manufacturwaaren u. f. w. sind den ackerbauenden Nationen so unentbehrlich als jenen die Nahrungsmittel, das Holz u. f. w.; und wenn der Handel damit gehemmt wird; so leiden die ackerbauenden Nationen noch einen größern Verlust, und gerathen in noch größere Noth als jene. Denn Manufacturwaaren finden leichter an andern Orten ein Unterkommen, und wenn der Ocean offen steht, findet leicht anderswo was er sucht. Wo aber die überflüssigen rohen Producte unverkauft bleiben, da verbreitet sich schnell die größte Armuth.

- 2) Eine schlimmere Art von Abhängigkeit ist diejenige, wornach sich ein Staat über den andern ein Monopol annahmt, andere von gewissen Handelszweigen ausschließt und sie mit gewissen Waaren aus gewissen Ländern allein versorgen will, wo also die Freyheit des Handels gewaltsam unterbrochen wird. Dieser Punct gehört ganz in die äußere Politik, mit der wir hier nichts zu thun haben.

## §. 215.

Seit der Entdeckung von America hat Europa eine Menge Bedürfnisse erhalten, die nur die neu entdeckte Welt befriedigen kann, und die Seemächte haben einen Vortheil darin gefunden, sich jener Länder zu bemächtigen, Colonien dafelbst anzulegen und sich den Handel zwischen diesen Colonien und Europa ausschließlich zuzueignen. Wie ein solcher Colonialhandel durch ein doppeltes Monopol dem Mutterlande nützlich, der Colonie aber desto schädlicher werde, ist bekannt genug und von mehreren Schriftstellern gezeigt \*). Erwägt man aber 1) was die Anlegung und der Schutz dieser Colonien jedem Mutterlande kostet; 2) in welche unselige und kostspielige Kriege er die Seemächte verwickelt; 3) wie ein solcher Handel oft dem Mutterlande viele Capitale und viel nützliche Hände entzieht; 4) zu welcher unedlen Politik er verführt; so scheint es, daß die Freyheit der Colonien und ihres Handels den Seemächten im Ganzen weit mehr Vortheil gewähren würde, als sie aus ihren Monopolen ziehen. Dann 1) würden sie alle Kosten ersparen, welche die Unterhaltung der Flotten, die Führung der Kriege u. s. w. kosten, welche zu ihrer Erhaltung nöthig sind; 2) würden die

\*) Adam Smith.

Colonien bey vollkommener Handelsfreyheit viel bevölkerter und reicher werden, folglich mehr europäische Waaren verbrauchen, die ihnen doch immer die am Meer liegenden Nationen zuführen würden; und 3) würden die Colonialwaaren wohlfeiler und eben deshalb ihre Consumption viel ausgedehnter, folglich auch der Handel mit denselben für die seefahrenden Nationen viel beträchtlicher werden. Da aber keine Hoffnung ist, daß die Eifersucht der seefahrenden Nationen aufhören, und die Einsicht, daß allgemeine Freyheit des Handels und allgemeiner Friede für jede einzelne Nation am vortheilhaftesten sey, bey großen Mächten so lebhaft werden wird, daß sie darüber ihre vorübergehenden eigennützigen Plane vergessen werden; so ist auch an die Realisirung einer so schönen Idee nicht zu denken. Dennoch wird diejenige Politik in Ansehung der Colonien immer die beste seyn, welche dahin arbeitet, auf die Vermehrung des Reichthums der Colonien eben so sehr bedacht zu seyn, als auf den Wohlstand des Mutterlandes, und ihnen die größtmögliche Handelsfreyheit und Gewerbefreyheit zu gestatten. Da in der Colonialverbindung jederzeit schon genug Gründe liegen, den Handel der Colonie mit dem Mutterlande angenehm zu machen, so wird auch bey vollkommener Freyheit dem Mutterlande doch immer der



größte Theil desselben verbleiben, wenn das letztere den Handel und die Gewerbe zu treiben gehörig versteht. Wenn die Staaten jederzeit genau berechneten, wie groß eigentlich die Wirkung des Monopols bey dem Colonialhandel ist, und wie wenig bey liberaleren Grundsätzen davon verloren und durch andere weisere Mafsregeln der Freyheit wieder gewonnen werden könnte; so würden sie schwerlich in diese Monopole so große Vorzüge setzen.

§. 216.

Wenn dem Staat an dem freyen und schnellen Umsatz der Waaren sehr viel gelegen seyn muß, weil nur dadurch der Reichthum in vollkommenen Grade genossen werden kann, und ein solcher Umsatz das wahre Mittel ist, das Verzehrte schnell wieder hervorzubringen und zu vermehren; so muß auch dem Staat an der schnellen Beförderung dieses Umsatzes viel gelegen seyn, und wo Privatkräfte nicht hinreichen oder zu langsam wirken, da muß er ihn durch öffentliche Anstalten unterstützen. Er kann dieses

- 1) durch solche öffentliche Anstalten, wodurch er den Kauf und Verkauf sichert und erleichtert;
- 2) Durch Anstalten, welche den Transport und die Uebergabe sichern und erleichtern.

- 3) Durch Anstalten, welche die Bezahlung sichern und erleichtern.
- 4) Durch Anstalten in fremden Staaten für den auswärtigen Handel, um seinen Unterthanen auswärtigen Debit, ihrem Handel Ausdehnung und ihren Gütern Sicherheit zu verschaffen.

Vor allen sind aber gute Rechtsverhältnisse in Ansehung der Handelsverhältnisse nothwendig. Die Gesetzgebung muß der allgemeinen Vernunft so nahe kommen, als nur immer möglich. Die Abschließung der Handelsverträge muß nicht an viele Formalitäten gebunden werden; wenn ein Kauf als geschlossen anzusehen, was mit den Worten des Malses und Gewichtes für Begriffe verbunden werden müssen, wann die Uebergabe als geschehen zu erachten u. f. w., alles dieses muß in den Gesetzen genau bestimmt seyn. Insbesondere aber ist an einem guten und bestimmten Wechsel-, Frachtfahrer-, Affecuranzrechte u. f. w. sehr viel gelegen. Der Credit muß von den Gesetzen aufs stärkste in Schutz genommen werden; er kann da nie groß seyn, wo die Gesetze gegen die Schuldner gelinde sind und ist da am stärksten, wo der Schuldner mit eiserner Härte zur Erfüllung seiner Verbindlichkeit gezwungen wird, wo die Proceße kurz und wohlfeil und die Richter unbestechlich sind. Eine

gute Handelsjustiz erhält mehr Vermögen und muntert den Handel oft mehr auf, als die kostbarsten positiven Beförderungsmittel dieses Gewerbes. Sie wird also bey den folgenden Rathschlägen vorausgesetzt.

§. 217.

1) Soll der Umtausch von statten gehen; so müssen Käufer und Verkäufer sich einander aufsuchen, und soll der Käufer kein Bedenken tragen, auch im Ganzen und das, was er nicht ohne große Umstände vor dem Kauf genau betrachten und prüfen kann, unbesehen zu kaufen, so muß er sich auf die bloßen Angaben des Verkäufers verlassen können.

Käufer und Verkäufer finden sich am ersten, wenn eine gewisse Zeit und gewisse Orte bestimmt sind, wo sie regelmäßig zusammenkommen, und also sicher sind, einander anzutreffen, welches natürlicher Weise am besten durch öffentliche Anordnungen geschieht. Wenn die Obrigkeit bestimmt, an welchen Orten und zu welcher Zeit die Verkäufer ihre Waaren zum Verkauf aufstellen können, so ordnet sie einen Markt an. In den Städten sind wöchentlich gewisse Tage zur Einbringung der Lebensmittel und Ausstellung der Bedürfnisse des Landmannes unter dem Namen von Wochenmärkten bestimmt; die größern Märk-

te, wo man zu gewissen Jahreszeiten Waaren gewisser Art oder aller Gattungen zusammenbringt und Käufer und Verkäufer aus der ganzen Provinz sich sammeln, heißen Jahrmärkte, und wenn sie noch einen größern Umfang haben, und insbesondere zur Versammlung ausländischer und entfernter Waaren und Einkäufer dienen, pflegt man sie Messen zu nennen.

Wochenmärkte werden in allen Städten nützlich, die nicht so groß sind, daß die Verkäufer jeden Tag sicher seyn können, Abnehmer zu finden, und auch hier wird es gut seyn, wenn bestimmte Plätze für die Märkte angewiesen werden. Zur guten Marktordnung für den Verkauf der Lebensmittel wird erfordert; 1) daß die Lebensmittel einerley Art an besondere Plätze verwiesen; 2) daß ungesunde und verdorbene Lebensmittel gar nicht feil geboten werden dürfen; 3) daß Maß und Gewicht von den Verkäufern genau beobachtet werden; 4) daß alles was nach Probe verkauft wird, die Probe genau halten müsse! Hingegen ist 1) der Zwang für die Landleute, alles zu bringen, und nichts auf den Dörfern, unterwegs oder in den Häusern zu verkaufen, gegen diese ungerecht, und bringt ihnen weit mehr Nachtheil, als er den Städtern Vortheil gewährt.

*Jakobs Polizeygesetzgebung.*

Pp.

2) Die Einschränkung, daß Hörter und Aufkäufer nicht auf dem Markte vor bestimmter Zeit kaufen sollen, ist für die Landleute drückend und hält viele ab, ihre Waaren auf den Markt zu schicken. Hierdurch aber wird der Vortheil wieder vernichtet, den man den städtischen Consumenten dadurch verschaffen will. Erleichterungsmittel und Reize für das Zuführen der Lebensmittel schaffen den Städtern mehr Nutzen als alle Zwangsmafsregeln (§ 210).

Jahrmärkte können nützlich seyn, um dem Landmanne und dem Fabricanten auf dem Lande und in kleinen Städten Gelegenheit zu verschaffen, seine Producte oder seine Fabricate schnell abzusetzen. Sie sparen den Käufern das Auffuchen der Waaren und erleichtern die Auswahl, und wenn die Verkäufer die Mühe des Transports übernehmen müssen; so wird doch den Käufern, die mehrere mannigfaltige Arten von Waaren suchen, die noch größere Mühe des Auffuchens erspart. Versammeln sich auf einem Markte vorzüglich fremde Käufer und Verkäufer; so gewinnt das Land an Fracht, Consumption und Zöllen, die inländischen Kaufleute durch Speditions- und Commissionsgeschäfte, und selbst der Debit der Landesproducte muß dadurch sehr befördert werden, wenn das Volk industriös und ffinnreich ist. Denn da sie dem Markte nahe sind; so werden

se die Concurrenz mit allen Ausländern in Ansehung aller Waaren leicht aushalten können; welche in ihrem Lande mit Vortheil verfertigt werden.

Indessen darf ein Staat auf dergleichen Märkte und Messen keine so grossen Vorzüge setzen, daß er die Freyheit des Handels ausser den Märkten und Messen stören sollte, um nur recht frequente Messen zu haben. Denn

- 1) Ist es klar, daß die Märkte und Messen sowohl für Käufer als Verkäufer einen grossen Aufwand verursachen, der nothwendig auf den Preis der Waaren fällt. Der Verkäufer versäumt viel Zeit, er führt seine Vorräthe aufs Ungewisse hin, muß grosse Mieth-, Magazin- und andere Kosten auf der Messe bezahlen, Hin- und Rückreise, Aufenthalt während der Messe u. s. w. verursachen grosse Ausgaben. Er würde seine Waaren unstreitig viel wohlfeiler verkaufen können, wenn solche Einrichtungen getroffen werden könnten, daß sie jeder Käufer aus seinem Hause beziehen oder verschreiben könnte. Auch der fremde Käufer hat einen gleichen Aufwand und doch ist er nicht immer gewiss, ob er auf der Messe alles finden wird, was er sucht. Was für Noth, welche Verluste entstehen, wenn eine gewisse Classe Käufer oder Ver-

käufer, wie häufig geschieht, auf den Messen ausbleiben. Oft werden die Waaren von Käufern gekauft, die sie wieder einen Theil desselben Weges zurückführen, den sie gemacht haben, oder die sie auf viel näheren Wegen würden haben erhalten können, wenn sie solche von dem Orte, wo sie verfertigt sind, unmittelbar gezogen hätten. Kann der Käufer von seinem Wohnorte aus die gehörigen Notizen einziehen, die Preise und Qualitäten der Waaren, Transportkosten u. s. w. vorher erforschen; so geht sein Geschäft viel sicherer, solider und wohlfeiler.

- 2) Messen sind daher nur da nützlich, wo der Handel noch keine große Vollkommenheit im Lande erreicht hat, wo noch wenig große Städte existiren, in welchen man regelmäsig einen Vorrath aller Waaren finden kann, wo es keine Gelegenheit gibt, seine Vorräthe zu einer allgemeinen Notiz zu bringen. Wo aber viele Städte im Lande sind, die einander nahe liegen, wo geschickte Kaufleute etablirt sind, welche alle Waaren an Ort und Stelle, wo sie verfertigt werden, zu finden und von da her zu beziehen wissen, wo Posten und Frachtfahrten regelmäsig und sicher sind, wo ein gutes Intelligenz- und Zeitungswe-

fen eingerichtet ist, da werden Consumen-  
ten und Kaufleute sich den grössten Theil  
der nöthigen Waaren ohne Hülfe der Messe  
und zu jeder ihnen gefälligen Zeit viel  
wohlfeiler verschaffen können. Die Mes-  
sen, welche jetzt noch in cultivirten Län-  
dern blühen, haben ihren Flor hauptsäch-  
lich den Völkern zu danken, welche die  
directen Handelswege noch nicht gehörig  
kennen. Russen, Polen und Griechen ma-  
chen die Hauptgeschäfte auf der Messe in  
Leipzig, und kaufen daselbst Waaren, wel-  
che sie auf viel näheren Wegen haben  
könnten, wenn sie den Handel gehörig  
verstünden. Jemehr daher in einem Lande  
sich der Handel vervollkommnet und je  
ausgedehnter er wird, desto mehr werden  
die Messen, die dazu gedient haben, der-  
gleichen Länder mit Waaren zu versehen,  
in Abnahme gerathen. Immer mögen Mes-  
sen und Jahrmärkte bleiben, nur dürfen  
keine Zwangsmittel angewandt werden,  
sie zu heben und den Handel auf sie zu be-  
schränken. Viehmehr ist es besser, den  
Handel jeder Art an allen Orten und zu  
allen Zeiten neben den bestehenden Jahr-  
märkten und Messen frey zu geben, damit  
ein jeder zu der ihm bequemsten Zeit kau-  
fen und verkaufen könne. Muß durch Ir-



gend einen Zwang der Kauf oder Verkauf bis zur Messzeit verschoben werden, so hemmt dieses die Circulation, da die Gelder und Waaren für die Messe gesammelt werden und also länger mühsig in Kasten oder Magazinen liegen müssen, als sie ohne dem gelegen haben würden \*).

Soll der Verkauf leicht und ohne Aufenthalt von statten gehen; so muß schlechterdings ein hoher Grad von Sicherheit vorhanden seyn,

---

\*) Auch für den Buchhandel ist die Messe mehr schädlich als nützlich. Der Aufwand, der dadurch für jeden Buchhändler verursacht wird, ist sehr beträchtlich. Weder zur Regulirung der Rechnungsabschlüsse, noch zur Zahlung, noch zur Bekanntmachung und Verschreibung neuer Schriften ist die persönliche Zusammenkunft notwendig. Alles dieses läßt sich schriftlich und durch Catalogen besser thun. Leipzig könnte immerhin der Hauptzahl- und Stapelort bleiben, andere könnten Hamburg, Frankfurt am Mayn u. s. w. noch bequemer zu den ihrigen machen. Würden die Assignationen auf ein großes Haus in diesen Städten gestellt, so wäre nichts leichter, als deren Realisation für jeden Buchhändler, der sie empfangt; und aller der Münz- und Geldwucher, der von den Buchhändlern in Leipzig getrieben wird, siele weg. Die Bücher brauchten dann nicht zu bestimmten Zeiten zu erscheinen. Die allgemeinen Catalogen würden alle Monate fertiggestellt werden können, die Arbeit der Buchdrucker würde gleichförmiger vertheilt werden, da sie sich gegen die Messe nicht mehr zusammendrängte, und die Werke würden, wenn sie einzeln und nach und nach erschienen, mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehen und mehr zum Kauf anreizen, als wenn sie in so großer Menge mit einem Male ausgedoten werden.

dafs der Käufer das wirklich empfängt, wofür es der Verkäufer ausgibt. Denn es ist schwer, ja oft unmöglich, die einzelnen Stücke vor dem Kaufe bey allen Waaren nachzusehen. In den mehresten Ländern hat man daher öffentliche Schau- oder Stempleranstalten eingerichtet, welche vorher die Güte und Probekaltigkeit der Waaren prüfen und durch ein öffentliches Zeichen bestätigen müssen. Allein es sind dergleichen Anstalten schwer so einzurichten, dafs sie ihren Zweck erreichen und nicht in blofse unnütze Beschatzungen ausarten. Es scheint, als wenn der Zweck, den Käufer gegen Betrug zu sichern, weit besser erreicht werde, wenn man die Verkäufer blofs für ihre Declarationen (§. 207) streng verantwortlich macht; und wenn man sie zu dergleichen Declarationen verbindet, oder da, wo keine gegeben ist, in streitigen Fällen das Gesetz zum Nachtheil des Verkäufers stellt; so scheint weit mehr für den öffentlichen Credit der Landeswaaren geforgt zu seyn, als durch Schauanstalten \*).

---

\*) Auch die allgemeinen Bestimmungen der Obrigkeit, wie viel Ellen, Faden im Einschlag, Breite u. s. w. ein Stück Zeug enthalten soll, sind nicht so zweckmäfsig, da der Besteller oft dieses ganz anders verlangt. Mufs aber der Fabrikant auf jedes Stück Zeug: Breite, Länge, Feine, Einschlag, Gewicht u. s. w. setzen; ist er für jede Inschrift, die er seinen metallnen Waaren, Farben

Wo viele Waaren zusammenströmen und öfters einige Zeit liegen bleiben müssen, da ist die Einrichtung öffentlicher Niederlagsörter von großem Nutzen, sowohl für einheimische als fremde Kaufleute. Denn die Gefahr, die Güter durch Wasser, Feuer, Diebstahl u. s. w. zu verlieren, kann dadurch sehr vermindert werden. Dagegen ist das, was man bisher unter Niederlags, Stapel- und Cronrecht besonderer Städte verstanden hat, ein Druck für den Handel, wodurch die Preise ohne allen Nutzen für die Consumenten erhöht, die Arbeit unnützer Weise vervielfältiget, und bloß einigen Bürgern auf Kosten der übrigen Gesellschaft Profite zugespielt werden.

## §. 218.

2. Ein wichtiger Gegenstand bey dem Handel ist der leichte und sichere Transport. Die einzelnen Kaufleute und Versender sind nicht im Stande, alle Bedingungen dazu herbeyzuschaffen. Vieles muß von der Regierung erwartet

---

u. s. w. gibt, streng verantwortlich; ist jeder Mittelverkäufer für die Aufschrift, unter welcher er die Waare verkauft, wieder verantwortlich; welche Sicherheit würde dann entstehen! Man könnte diese Etiquetten auf alles, selbst auf Thiere, Lebensmittel u. s. w. ausdehnen, und die Verkäufer würden ihren Waaren bald Vorzüge dadurch zu verschaffen suchen.

werden. Dahin gehört die Einrichtung und Erhaltung guter Wege, Vorschriften für die Beschaffenheit der Wagen, Räder und Wagenspuren, worüber sich billig die benachbarten und sich durchkreuzenden Länder mit einander vereinigen sollten. Alle Wege sollten, außer daß sie eben erhalten werden, auch Wegzeiger haben und mit Bäumen besteckt seyn, letzteres nicht bloß wegen der Schönheit und des Schattens, sondern hauptsächlich, damit des Nachts und im Schnee keine Verirrung möglich wäre.

Vorzüglich aber gehört die Einrichtung der Gewässer zum leichten Transport für die Regierung. Schiffbarmachung der Flüsse, Einrichtung von Canälen, Bau guter und sicherer Häfen, Unterhaltung von Leuchthürmen, Einrichtung des Lootsenwesens u. s. w. Alles dieses sind specielle Dinge, zu deren Vervollkommenung der Staat da mitwirken muß, wo Privatkräfte nicht hinreichen.

§. 219.

3) Nichts ist aber wichtiger, als die Einrichtung eines guten Geld- und Münzwesens im Staate. Geld ist der allgemeine Hebel, wodurch eine Waare aus einer Hand in die andere gehoben wird, und wenn die Waaren auch nicht mit Gelde unmittelbar bezahlt werden, so wird doch ihr Werth darin berechnet.

und jeder Werth wird erst auf Geld reducirt, ehe er mit einem andern Werthe verglichen und vertauscht wird. Ueberdem werden nicht nur eine unendliche Menge Umtausche unmittelbar mit Gelde abgemacht, sondern es werden auch alle Differenzen des Werths zuletzt mit Gelde ausgeglichen. Geld ist also das größte und wichtigste Instrument des Handels, dessen Einrichtung hauptsächlich vom Staate abhängt. Man kann mit baarem Gelde, man kann mit Papieren, man kann mit Credit bezahlen, alle Zahlungsmittel aber, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, beziehen sich auf baares Geld und werden darnach bestimmt.

Das Geldwesen aber kann nur durch die Regierung selbst in einer guten Ordnung erhalten werden, da es eine gemeinsame Sache ist, und die einzelnen Privatleute durch Ausgebung schlechter Gelder auf Kosten anderer sehr viel gewinnen könnten. Man mag daher im Staate ein Geld einführen welches man will, der Staat mag es selbst ausprägen, oder von Privatleuten ausprägen lassen, oder man mag sich auch fremder Geldsorten bedienen, immer bedarf das Geldwesen einer öffentlichen Aufsicht und Anordnung.

Die Grundsätze der Anordnungen des Staats über Geld und Landescredit müssen sich auf eine gesunde Theorie des Geldwesens, des

Credits und der Circulation überhaupt gründen, welche hier aus der Nationalökonomie vorausgesetzt wird. Die Punkte, welche von den Anordnungen der Regierung in Beziehung auf das Geld und die Circulation desselben erwartet werden, sind:

- 1) Dafs das Metallgeld des Landes gut sey;
- 2) Dafs alles Papiergeld stets dem Metallgelde des Landes gleich erhalten werde;
- 3) Dafs ein leichter und schneller Umlauf im Lande Statt finde;
- 4) Dafs der Credit im Lande aufrecht erhalten werde.

§. 220.

Zu einem guten Metallgelde wird erfordert;

- 1) dafs es aus einem solchen Metalle bestehe, dessen Tauschwerth den wenigsten Veränderungen unterworfen ist, das also lange Zeit hindurch einen gleichförmigen Werth gegen andere Waaren behält;
- 2) dafs es in einem kleinen Umfange grofse Werthe in sich schliesse, wodurch dessen Bequemlichkeit und Beweglichkeit viel gewinnt;
- 3) dafs der Gehalt eines jeden Stückes genau bestimmt und unbezweifelt gewifs sey, und alle gleichnamige Stücke, auch vollkommen gleichen Gehalt haben;
- 4) dafs die Münzen in solcher Menge und in solchen Abtheilungen vorhanden sind, dafs so wohl kleine als grofse Zahlungen ohne Anstofs

und mit Bequemlichkeit verrichtet werden können.

Was den ersten und zweyten hier erwähnten Punct betrifft; so schickt sich Kupfer, unter den gewöhnlichen drey Münzmetallen am schlechtesten zur allgemeinen Landesmünze. Da dieses Metall zu so vielerley Bedürfnissen des menschlichen Lebens gebraucht wird, welche oft plötzlich in verschiedenen Graden die Nachfrage darnach vermehren oder vermindern, so ist der Preis desselben großen und plötzlichen Schwankungen ausgesetzt, und eine Nation, bey welcher Kupfergeld die Landesmünze ist und also den Werth der Tauschmittel regulirt, wird daher nie recht wissen können, welchen Werth sie eigentlich in ihrem Gelde besitzt. Man sieht aber leicht, wie viel daran gelegen sey, daß das Geld einen gleichförmigen und fixen Werth eine geraume Zeit hindurch behalte. Denn da Geldverbindlichkeiten nicht sogleich erfüllt werden, wenn sie eingegangen sind, und doch viel darauf ankommt, daß jemand keinen größern Werth gebe und keinen kleinern empfangé, als zur Zeit des Contracts ist festgesetzt worden, so erleidet man leicht, was für Verwirrungen, Ungleichheiten und selbst Vermögenserschütterungen durch ein Geld hervorgebracht werden müssen, dessen Werth oft schwankt. Sinkt der

Werth des Kupfers, so empfangen alle die, welche zu der Zeit, als der Werth höher stand, Zahlungen stipulirt hatten, weniger als sie ausgemacht hatten und als sie empfangen sollten. Steigt der Werth des Kupfers plötzlich, so müssen die Schuldner mehr bezahlen, als sie eigentlich bezahlen sollten. Alle inneren und auswärtigen Geldgeschäfte werden, sobald sie sich nur einigermaßen in die Länge ziehen, da wo Kupfer das regulirende Geld ist, die größte Ungewissheit haben; sie müssen daher nothwendig erschwert werden, und der List und dem Speculationsgeiste eine Menge Gelegenheiten eröffnen, sich auf Kosten der Ehrlichkeit, der Unwissenheit oder Unaufmerksamkeit anderer zu bereichern. Die Schwerfälligkeit des Transportes ist ein anderer Umstand, welcher macht, daß sich Kupfer nicht zur Handelsmünze eines Landes schickt, und um so weniger, je größer der Umfang des Reichs ist. Käme man hier nicht mit Papiergeld zu Hülfe; so würde die größte Unbequemlichkeit in den Zahlungen entstehen. In Rußland, wo fast alle große Zahlungen in Papiergelde gemacht werden, hält es doch ungemein schwer, das Kupfergeld, welches zu den kleineren Zahlungen nöthig ist, gehörig zu vertheilen. In manchen Gouvernements ist zuweilen ein solcher Mangel daran, daß man fünf ja zehn Pro-



cent geben muß, um für Assignationen Kupfer zu erhalten, während man in andern bis zum Uebermanß damit verfahren ist.

Gold und Silber sind ohne Zweifel für beyde Zwecke weit besser. Vorzüglich aber schickt sich Silber am besten zu derjenigen Landesmünze, welche zum steten Regulator des Werthes aller übrigen Geldforten und Sachen gebraucht wird. Denn Gold ist theils zu kleinen Münzen nicht geschickt, theils gibt es zu viele Umstände, welche machen, daß es bald mehr, bald weniger gesucht wird, und diese Verschiedenheit der Nachfrage macht, da dessen Quantität gering ist, seinen Preis schwankender als den Preis des Silbers. Es ist daher am besten, das Silber allein zum eigentlichen Gelde, d. h. derjenigen Landesmünze zu machen, wornach der Werth aller Dinge, folglich auch der Werth der Gold- und Kupfermünzen bestimmt werden muß.

Findet der Staat nöthig, auch Gold- und Kupfermünzen zu prägen; so darf er doch deren Werth gegen die Silbermünzen nie durch Gesetze bestimmen, ohne in Gefahr zu kommen, dabey zu verlieren. Denn bestimmt er den Werth der übrigen Münzen höher, als sie im Handel wirklich gelten; so wird er Ausländern Gelegenheit geben, für einen geringeren Realwerth einen höhern Realwerth aus dem Lande

zu ziehen. Denn sie werden dergleichen Münzen, denen das Gesetz einen höheren Werth im Lande gibt, nachmachen und einschleppen. Bestimmt er ihren Werth niedriger; so werden sie aus dem Lande strömen, weil sie im Auslande zu einem höheren Werthe anzubringen sind. Bestimmt er das Verhältniß so, wie es sich im Handel wirklich findet, so ist seine Bestimmung überflüssig, und wird doch nie den wirklichen Veränderungen folgen können. Daher muß es Regel für die Staatsklugheit seyn: nur ein Metall zum eigentlichen Gelde oder zum Maßstabe der Preise aller Dinge zu machen, und alle übrigen Metalle und Geldsorten als Waare zu betrachten, welche ihr Verhältniß zum eigentlichen Gelde durch die Concurrenz frey suchen können.

Ob ein Land sein eignes Geld oder fremdes Geld habe, daran scheint wenig gelegen zu seyn, wenn nur das Geld gut ist. Die holländischen Ducaten dienen fast in der ganzen Welt, vorzüglich aber in Rußland, den ehemaligen polnischen Provinzen, in der Turkey u. s. w., zu den regelmäßigen großen Zahlungen, die im baaren Gelde geleistet werden, und tragen allenthalben ein Agio selbst gegen die Landesducate. Laubthaler und Pfister dienen in vielen Staaten Statt des Silbergeldes. So lange dergleichen fremde Münzsorten echt und in gehöriger Menge zu haben sind, ist kein Grund, den

inländischen Münzen einen Vorzug vor ihnen mit Gewalt zu verschaffen. Sie reguliren sich sehr leicht nach der Rechnungsmünze des Landes, überheben den Staat eines Theils seiner Sorge, Landesmünze anzuschaffen und erfüllen vollkommen die Stelle derselben.

Je größer übrigens die Feinheit des Metalles ist, aus welchem die Landesmünzen geprägt sind, desto ausgedehnteren Credit werden dieselben erhalten. Denn je stärker der Zusatz in den Münzen ist, desto schwerer ist der wahre innere Gehalt der einzelnen Stücke zu erforschen, desto mehr Umfang erhalten sie und desto unbequemer werden sie für größere und entferntere Zahlungen. Dafs der stärkere Zusatz nöthig sey, weil er die Ausprägung erleichtere und das Abreiben verhindere, ist kein hinreichender Grund. Die holländischen Ducaten welche mehr als irgend eine andere Goldmünze reuliren, die alten Speciesthaler und die Piafter widerlegen diese Beweise hinlänglich.

Der dritte in diesem Paragraphen erwähnte Punet ist nothwendig, um die Zahlungen sicher zu machen und das Land gegen Verluste zu schützen. Die Münzedicte bestimmen die Münzfälsche. Unsere Zeiten sind zu aufgeklärt, die Handelsleute sind viel zu klug und viel zu genau unterrichtet, als dafs es eine Regierung noch wagen sollte, andere Münzverhältnisse im

Edicte anzugeben, als sie bey der Ausprägung wirklich beobachten läßt. Ein folcher Betrug würde auch augenblicklich entdeckt werden, die Regierung mit öffentlicher Schande bedecken und das Volk in Verlust stürzen. Man kann also ohne Zweifel den Münzedicten, welche das Schrot und Korn der Landesmünzen bestimmen, wohl trauen. Am besten wäre es unstreitig, wenn der Feingehalt und das Gewicht jeder Münze auf jedem Stücke selbst bezeichnet würden. Allein die Münzkunst gibt sich in wenig Ländern die Mühe, jedem einzelnen Stücke genau denselben Gehalt und dasselbe Gewicht zu geben, und besonders wird dieses bey kleineren Stücken, vorzüglich aber bey der Scheidemünze fast gänzlich vernachlässiget. Dennoch ist dieses ungemein wichtig. Denn sind die Stücke ungleich ausgeprägt, so werden die feineren und schwereren bald ausgelucht und eingeschmolzen, die gröberen und leichteren aber bleiben zurück, und so wird das Land offenbar betrogen. Da aber die neuere Münzkunst diese Fehler sehr wohl zu vermeiden weiß, und die Gleichheit der Stücke bis zum Bewundern erreichen kann, so ist es nur Nachlässigkeit oder Kostenscheu, welche dem Volke diesen Verlust zuziehen.

Man pflegt die Ausprägung schlechterer Münzsorten gemeinlich mit zwey Ursachen zu

*Jakobs Policeygesetzgebung.*

Qq

entschuldigen. Erstlich, sagt man, reiben sich die feinen Münzen durch die Circulation zu leicht ab. Dieser Grund würde nur eine Verhärtung der Scheidemünze rechtfertigen: die groben Silberforten und das Gold wird mit weit mehr Vorficht behandelt, läuft nicht so oft um, und ruhet oft lange, besonders wo Papiergeld im Gange ist. Zweytens fürchtet man, daß das gute Geld zu leicht umgeschmolzen oder aus dem Lande geführt, und schlechte Sorten dessen Stelle einnehmen werden. Wenn aber die Münzkunst nur dafür sorgt, daß kein Geldstück vor dem andern von gleichem Namen Vorzüge habe; so wird kein Einschmelzen erfolgen. Denn die Münze wird, um des Gepräges willen, immer etwas theurer seyn, als das ungemünzte Metall, sobald nur der Handel damit ganz frey ist, und die Münzstätte nicht mehr Geld prägt, als das Bedürfnis verlangt. Wenn man also das erstere wohlfeiler kaufen kann, warum sollte man das letztere einschmelzen? Der Umstand aber, daß das Geld gut und fein ist, wird auch keine schädliche Ausfuhr desselben veranlassen können. Wird es ausgeführt, so wird es doch nicht anders als für seinen vollen Werth, und mit Vortheil weggegeben werden, so daß man dafür ohne Verlust immer wieder neues Geld anschaffen können. Geld ist so gut ein Handelsartikel. wie jede andere Waare,

und unter allen Waaren ist keine so leicht wieder zu bekommen, als Geld, wenn man nur werthvolle Sachen dafür anzubieten hat. Nimmt der Staat einen Schlagsohatz, so muß ihm die Ausfuhr seines Geldes lieb seyn, weil er dabey die Manufacturkosten oder das Prägerlohn gewinnt.

Wie viel Stücke aus einer Mark, oder aus einem Pfunde fein geprägt werden, ist an sich eine ganz gleichgültige Sache, die nur das Rechnungswesen angeht. Ein Gulden von welchem ein und zwanzig auf die Mark fein gehen, wird natürlich nie so viel gelten als ein Gulden, deren zwanzig eine Mark fein ausmachen; indessen wird allenthalben einerley Werth gezahlt werden, wenn eine gleiche Anzahl feine Marken gezahlt werden, ich mag eine Mark fein zwanzig, ein und zwanzig oder vier und zwanzig Gulden benennen und sie in so viele Einheiten zerstückeln als ich will. Die Rechnungsmünzen werden indessen Vorzüge haben, wenn sie das Rechnen erleichtern, und wenn die wirklichen Münzen nach dem Begriffe dieser Rechnungsmünzen ausgeprägt sind. Kein Münzsystem hat in diesem Stücke größere Vorzüge als das Russische, das ganz auf Decimalverhältnissen beruhet.

Ein schwerer Münzfuß unterscheidet sich vom leichten dadurch, daß nach erstem

weniger Stücke von gleicher Benennung aus einer Mark fein oder sonst einem bestimmten Gewichte geprägt werden, nach letzterem mehrere. Nun wird zwar im Ganzen das schwerere Geld immer mehr gelten und im Großhandel wird sich auch diese Wirkung allenthalben zeigen, aber bey Bezahlung kleiner Dienste, des Arbeitslohnes und einzelner Lebensmittel, kann der Unterschied sich nicht so auffallend zeigen. Ist z. B. einmal der Tagelohn zu sechs Groschen bestimmt, so wird er in dem Lande, dessen sechs Groschenstücke vier Pfennige mehr inneren Werth enthalten, deshalb nicht um diese vier Pfennige fallen, und dieses wird auch bey den Lebensmitteln der Fall seyn. Das größere Land bestimmt gemeinlich den Preis des Arbeitslohnes und der gemeinen Lebensmittel, und das kleinere, welches an dasselbe grenzt oder von ihm durchkreuzt wird, folgt ihm und gibt, wenn es Münzen unter gleicher Benennung hat, seine schwereren Stücke gleiches Namens für dieselben Quantitäten, die das größere Land mit seinem leichteren Gelde kauft. Ja es kann kaum verhütet werden, daß nicht das leichte Geld das schwerere in den Grenzörtern verdrängt und das schwerere häufig eingeschmolzen wird, da man mit dem leichteren in vielen Stücken dasselbe ausrichten kann. Ein kleiner Staat und überhaupt ein Staat, der viele

und weitläufige Grenzen hat, muß daher keinen schwereren Münzfuss einführen als sein grösserer Nachbar. In Deutschland leiden alle Staaten, welche schwerere Münzfüsse haben, Verluste von dem leichten Gelde ihrer Nachbarn. Wenn aber zwey Staaten ganz verschiedene Münzsysteme haben, so daß ihre Münzen nicht gleichen Eintheilungen folgen; so wird ihr gegenseitiger Werth viel reiner bestimmt, und, wenn die fremden Münzen dann ja eingeführt werden; so wird doch ihr Werth allemal in der Landesmünze ausgedruckt. So die französischen Sechslivresstücke. Diese bringt man allenthalben zu ihrem wahren Werthe im preussischen an, während daß ein Harzgulden sehr häufig für sechzehn preussische Groschen hingegeben wird.

Ist aber einmal ein Münzfuss eingeführt, so bringt dessen Abänderung allemal grosse Verwirrung in die Geschäfte, wenn die Regierung nicht zugleich bestimmte und in der Natur des Werths gegründete Regeln festsetzt, wornach alle Geldverbindlichkeiten, die nach dem alten Münzfuss geschlossen sind, geordnet werden müssen.

Was viertens die Ausstükelung betrifft; so müssen die Münzen nach dem Bedürfnis eingerichtet werden. Es ist gut, wenn alle grossen Zahlungen mit Gold oder mit grossem Sil-



bergele geschehen können. Sowohl die Mühe als die Irthümer bey den Zahlungen werden dadurch vermindert. Wo daher alles in Metall bezahlt wird, da muß die grösste Summe in grossen und mittleren Stücken ausgeprägt werden. Aber es ist eben so wichtig, daß eine gehörige Menge kleiner oder Scheidemünze im Lande vorhanden sey. Je cultivirter und je reicher ein Land wird, desto mehr kleinere Dienste werden darin gegen Bezahlung verrichtet, desto mehr kleine und unbedeutende Dinge erhalten einen Werth, und desto mehr kleine Münze ist daher erforderlich, um alles, was begehrt wird, zu bezahlen. Der Mangel kleiner Münzen bringt die grössten Verlegenheiten und die schädlichsten Stockungen in Geschäften hervor. Häuft sich aber die Scheidemünze über das Bedürfnis hinaus, so wird sie lästig und zieht dem Lande mancherley Verluste zu. Die Merkmale, ob das rechte Mafs von Scheidemünze im Lande sey, sind folgende: 1) Sobald grosse Zahlungen in kleinen Stücken oder in Scheidemünze gemacht werden müssen, so bald das grobe Courant Agio gegen die kleineren Stücke erhält, ist zu viel kleine Münze vorhanden \*). 2) Sobald man für das kleine Geld Agio

---

\*) Man würde gewis allemal grosse Summen lieber in Thalerstücken als in Dritteln oder Zwölfteln bezahlen.

zahlen muß, sobald schlechte Sorten oder selbst falsche Scheidemünzen in den Umlauf gesetzt werden, um nur der Verlegenheit bei kleinen Zahlungen abzuhelpfen, ist zu wenig Scheidemünze vorhanden.

Der Grund, weshalb zu viel Scheidemünze in Umlauf gesetzt wird, liegt gemeiniglich darin, daß man die Scheidemünze und kleineren Geldstücke überhaupt viel schlechter ausprägt, als die gröberen Sorten. In den letztern beobachtet man das Münzedict; der ersteren aber geschieht in den Münzedicten gemeiniglich gar keine Erwähnung, und man gibt ihnen einen willkürlichen Gehalt. Da sie aber mit dem groben Courant zu gleicher Zeit cursiren; so profitirt der Staat bey ihrer Ausprägung ansehnlich, und dieses verleitet ihn öfters, diese Münzsorten über das Maß zu vermehren. Dergleichen Münzen behaupten nemlich ihren Werth bloß durch den Credit, daß man sie in den Landescaffen und in dem gemeinen inländischen Ge-

---

wenn an erstern kein Mangel wäre. Wenn man die kleinen Münzen in Beutel oder Deuten mit öffentlichem oder Privatiegel rouliren läßt; so vermindert dieses die Unbequemlichkeit etwas, aber es bleibt immer ein Mangel. Es gibt viele Beyspiele, daß mit solchen Beuteln und Deuten Betrug gespielt worden ist, und Schwierigkeit des Transportes, Verlust der Beutel, unbequemes Nachzählen, Mühe des Packens u. s. w. bleibt immer.

brauch zu dem vollen Werth der groben Sorten wird anbringen können. Auch wird in der That der innere Umlauf immer eine sehr beträchtliche Menge schlechter Scheidemünze verschlucken und sie bey dem vollen Werth mit dem groben Courant erhalten können, und selbst wenn sich die schlechte Scheidemünze so anhäuft, daß sie ein Agio gegen das grobe Courant verliert, müßte man doch gar zu grobe Fehler begehen, oder es müßten ganz außerordentliche Umstände eintreten, wenn es dahin kommen sollte, daß die Scheidemünze so viel verlieren müßte, als sie gegen das grobe Courant wirklich schlechter ist \*). Allein ein Land kommt in Gefahr, durch die schlechte Scheidemünze so große Verlaste zu erleiden, daß der Gewinn, den die Regierung bey der Ausprägung macht, damit in gar keine Vergleichung kommt. Denn 1) sobald die Scheidemünze gegen das Courant ein Agio trägt, und die Bezah-

---

\*) Obgleich die preussische Scheidemünze schon vor dem Kriege sehr lästig empfunden wurde und 1 bis 2 Procent Aufgeld gegen Courant geben mußte, im letzten Kriege aber dadurch, daß die Franzosen sie bey der Contribution nicht annahmen, um allen Credit kam; so verlor sie, so lange man noch hoffte, daß Preussen seine Länder behalten würde, doch nur zwanzig Procent, ob sie gleichwohl sechzig Procent schlechter ist, als das grobe Courant. Der für Preussen so nachtheilige Friede muß sie freylich noch tiefer herabbringen.

lung in derselben lästig wird, steigt sogleich der Preis aller Waaren noch höher als dieses Agio beträgt. Denn da jeder Kaufmann unter solchen Umständen alles in Scheidemünze einnimmt; so stellt er auch den Preis seiner Waaren in Scheidemünze und bringt dabey nicht bloß das Agio, sondern auch die Mühe, die bey dergleichen Münzen leicht vorkommenden Betrugereyen, Verluste u. s. w., so wie das mögliche tiefere Fallen der Scheidemünze mit in Anschlag. Selbst das Courant wird im gemeinen Leben in vielen Ausgaben nicht höher gerechnet, als die Scheidemünze und die Käufer büßen daher auf allen Seiten ein. Diese Erhöhung der Preise ist aber eine wahre Auflage aufs Volk und sie trifft den Staat zugleich mit, weil er gleichfalls ein großer Käufer ist und selbst die Befoldungen nach und nach den steigenden Preisen gemäß erhöhen muß. Nun gewinnt aber der Staat durch die Ausmünzung jährlich nur eine Kleinigkeit; das ausgeprägte Geld aber circulirt im Jahre wohl zehn bis zwanzigmal und circulirt viele Jahre fort, der Nationalverlust kehrt also in der Erhöhung der Preise jedes Jahr zehn bis zwanzigmahl wieder, und übertrifft den Gewinn der Regierung ins Unendliche \*).

---

\*) Man setze, eine Regierung präge alle Jahr eine Million schlechte Scheidemünze aus, woran sie fünfzig Procent,

2) Sobald ein Staat schlechte Scheidemünze bey sich einführt, finden sich Nachmünzer, welche gleichen Profit als die Regierung zu machen suchen. Die schlechte Scheidemünze gibt also zu einer unvermeidlichen Plünderung des Staats Gelegenheit. Die nachgemachte Scheidemünze überfluthet den Staat immer mehr, und hilft das Agio und die Preise der Waaren immer höher treiben, und keine Macht ist im Stande, dieses Einschleppen nachgeprägter Scheidemünze zu hindern, wenn die Nachmünzer ihr Handwerk verstehen, woran in unsern industriösen Zeiten kein Zweifel seyn kann. Endlich 3) wenn das Uebel so stark geworden ist, daß man die Nachtheile davon gewahr wird; so ist es schwer, es ohne die ungerechtesten Mittel zu heilen. An Einlösung ist kaum zu denken, da nicht nur die eigne sondern auch die nachgemünzte eingelöst werden muß; und Reducirung raubt Millionen Menschen ihr Vermögen,

---

also eine halbe Million gewinnt. Diese Million kauft im Jahre für zwanzig Millionen Waare, und der Preis sey durch die Scheidemünze um zwey Procent erhöht; so verliert die Nation jährlich 800,000 Thaler durch die allgemeine Preiserhöhung. Muß man auch daran etwas für das Agio, welches Einzelne zurück erhalten, abrechnen; so bleibt doch immer der Verlust ansehnlicher als der Gewinn; und dieser Verlust kehrt alle Jahre wieder, der Gewinn der Regierung aber ist nur einmal vorhanden.

stellt die Regierung in ein schlechtes Licht und bringt sie um ihren Credit. Immer wird es besser seyn, wann der Staat ein auch noch so großes Opfer bringt, um die schlechte Scheidemünze zu vernichten, als wenn er sie durch Annullirung ihres Werths ohne Ersatz wegschafft \*).

Der Grund, weshalb zu wenig Scheidemünze im Lande vorhanden ist, oder darin bleibt, liegt theils in einer zu großen Nachlässigkeit der Regierung, theils in dem Umstande, daß die Ausprägung guter Scheidemünze kostbar ist, der Staat also die Wiederholung der Ausgaben scheuet. Insbesondere aber ist ein großer Reiz vorhanden, gute Scheidemünze auszuführen, 1) weil wirklich in vielen Ländern Mangel daran ist, und 2) weil man selten große Kunst auf die Ausprägung der Scheidemünze verwendet, und die Gewinnsucht leicht ihren Vortheil dabey findet, die schweren Stücke auszufuchen und einzuschmelzen.

Wenn die Regierung dafür sorgt: 1) daß die Scheidemünze nach einem etwas schlechteren Fulse, als dem groben Courantfulse ausge-

---

\*) S. meine Abhandlungen über die preussische Scheidemünze: in den Halberst. Magdeb. Blättern, Jahrg. 1807. S. 189. Annalen der preuss. Staatswirthschaft und Statistik, Bd. II. *Voss's Zeiten.* Jahrg. 1806. May, S. 214.

prägt wird; jedoch so, daß die Nachmünzer keinen Reiz zur gleichhaltigen Nachmünzung derselben finden; 2) Wenn sie die Nachmünzung durch die Kunst des Gepräges erschwert; 3) Wenn sie die Anwendung der Scheidemünze zu großen Zahlungen durch Gesetze verhindert; so wird es so schwer nicht seyn, die kleinen Münzen in Ordnung und im steten Pari mit dem groben Courant zu erhalten.

§. 221.

Die Ausmünzung verursacht Kosten. Es entsteht die Frage: wer diese Kosten zu tragen habe? In den meisten Staaten läßt sich der Staat die Münzkosten von denen, welche die Münze von ihm kaufen, bezahlen. Um eine Mark fein gemünztes Geld von ihm zu kaufen, muß man zu einer Mark fein ungeprägten Metalles, das man dafür gibt, noch so viel hinzufügen, als für die Münzkosten bestimmt wird. Ist diese Auflage nicht größer als es zum Ersatz der wirklichen Münzkosten nöthig ist; so wird dieselbe keine andere Wirkung haben, als daß sie das gemünzte Geld des Landes allenthalben um diesen Preis über das ungemünzte Metall erhöht. Wendet die Münzstätte dann nur den gehörigen Fleiß auf die Ausstückelung; so ist der Staat durch die Erhebung einer solchen Abgabe wenigstens gegen alle Einschmelzung ge-

sichert, da das ungemünzte Metall immer wohlfeiler zu haben seyn wird, als das gemünzte, so lange die Münze nicht in zu großem Ueberflusse vorhanden ist. Selbst die Ausländer werden die Münzen eines solchen Landes sammeln und wieder zurückschicken, wenn sie etwas im Lande zu bezahlen haben, da sie in ihrem Lande keinen so vortheilhaften Gebrauch davon machen können. Eine solche Auflage wird auch nicht zum Nachmünzen reizen, da der Nachmünzer in der Regel größere Münzkosten zu tragen hat, und eine kleine Ersparniß die mit diesem Geschäft verknüpfte Gefahr nicht lohnt.

Will aber der Staat, ausser den wirklichen natürlichen Prägekosten, noch einen größern Profit unter dem Namen Schlagchatz erheben; so setzt er sich weit mehreren Gefahren aus. Erstlich erhöht er dadurch den Preis der Landesmünze um so viel, als dieser Schlagchatz beträgt, und vertheuert also das Instrument der Circulation. Je höher der Schlagchatz ist, desto mehr wird man bey den Zahlungen die Landesmünze zu vermeiden suchen, indem man bald auf längeren Credit nimmt, bald durch Umwege zahlt u. s. w., alles in wie weit diese Mittel etwas weniger kosten, als die Bezahlung des Schlagchatzes bey dem Einkauf der Münze kosten würde. Aber zweyten wird ein so hoher Schlagchatz die Nachmünzer reizen. Denn



da das nachgemünzte gute Geld eben so theuer angebracht werden kann, als das, welches die Regierung ausgibt, so kann sich der Nachmünzer denselben Profit verschaffen, den die Regierung von der Münze hat. Die Nachmünzer werden aber ihren Profit noch weiter treiben wollen, und zugleich den Gehalt der Münzen um einige Procente verschlechtern, und so wird die Gefahr vergrößert, nicht nur, daß der Staat seinen Münzprofit mit inländischen oder ausländischen Beträgern theilen muß, sondern daß auch das Land mit schlechter und unsicherer Münze überschwemmt werden wird, wodurch der Credit des Handels und die Leichtigkeit des Umlaufs ungemein geschwächt wird. Alle vernünftige Staatsmänner haben daher von jeher gerathen, den Schlagschatz nie höher zu treiben, als es zum Ersatz der Prägekosten nöthig ist.

Es verdient aber noch eine besondere Ueberlegung, ob es nicht besser sey, daß der Staat gar keinen Ersatz der Prägekosten, folglich auch gar keinen Schlagschatz nehme. Der Einwurf, daß dadurch dem Ausführen und Einschmelzen der Münzen freyes Feld eröffnet werden würde, und daß der Staat die Prägungskosten wegwerfen würde, ist nicht stark genug, da Ursachen genug vorhanden sind, welche dieses Uebel vermindern und die guten Folgen einer solchen Politik die nachtheiligen zufälligen

Wirkungen sehr zu überwiegen scheinen, da hierdurch das Instrument des Handels wohlfeiler wird, und die geringen Prägekosten viel leichter und vortheilhafter von den Gegenständen, welche durch das Geld in Bewegung gesetzt werden, als von dem Gelde selbst gehoben werden können. Da ich diese Materie an einem andern Orte ausführlich abgehandelt habe; so verweise ich, um Wiederholung zu vermeiden, meine Leser dahin \*).

§. 222.

Fast in allen großen Staaten hat man in den neuern Zeiten Papiergeld eingeführt. Die Ursachen, warum dieses geschieht, die Vortheile und Nachtheile, welche damit verknüpft sind, kurz, die ganze Theorie des Papiergeldes setze ich aus der Nationalökonomie als bekannt voraus. Papiergeld ist im Staate vorhanden, sobald der Staat gewissen Zetteln einen bestimmten Nominalwerth anweist und sie zur Circulation statt des baaren Geldes autorisirt, sie mögen übrigens durch eine Bank als

---

\*) S. meine Abhandlung: Ueber die Wirkungen des Schlagfchatzes in den Zusätzen zu der Uebersetzung von *Say's National-Oekonomie*, Bd. II. S. 468; ingleichen *Thorntons Papierere* etc., S. 493.

Noten, oder als Staatspapiergeld ausgegeben werden.

! Papiergeld stellt eine gewisse Summe Metallgeld vor, und dafs es für die vorgestellte Summe von jedermann angenommen wird, beruhet auf der Ueberzeugung, dafs es jeder zu demselben Werthe beliebig wieder anbringen kann. Dafs das Papiergeld stets den Werth der metallenen Landesmünze behalte, und nie unter demselben ausgegeben werde, daran mufs der Regierung ungemein viel gelegen seyn. Sinkt das Papiergeld unter den Werth des Metallgeldes; so treten nicht nur alle die schlimmen Folgen ein, welche eine schlechte Scheidemünze nach sich zieht (§. 220.), sondern diese Folgen zeigen sich in einem viel stärkeren Grade, und werden noch durch viele andere noch schlimmere Wirkungen vermehrt, wenn das Papiergeld das regelmäfsige Zahlungsmittel ist. In diesem Falle sind die natürlichen und unvermeidlichen Folgen des Sinkens des Papiergeldes unter das Pari:

- 1) Dafs eine allgemeine Verwirrung des Vermögens, und eine allgemeine Unsicherheit in allen Handlungsgeeschäften erfolgt. Sinkt das Papiergeld einmal unter den Werth des Metallgeldes, so läfst sich gar nicht voraussehen, wie weit das Fallen desselben gehen wird. "Bey der Scheidemünze sieht

man doch in ihrem innern Gehalte irgend einen Punkt vor sich, unter welchen sie nie fallen kann. Aber das Papiergeld kann am Ende bis zu Nichts herabsinken, und dieselben Gründe, welche machen, daß es ein Procent verliert, können auch machen, daß es zwey und mehrere Procent verliert, bis der ganze Werth desselben vernichtet ist. Unter solchen Umständen muß jeder Kaufvertrag mit der größten Furchtsamkeit unternommen werden. Denn Niemand ist sicher, ob die Papiere, welche er heute für seine Güter annimmt, morgen noch so viel werth seyn werden, als heute. Der Preis, den ich heute bedinge, kann in einigen Wochen bis zur Hälfte, bis zum Drittel seines Werths herabgesunken seyn; für das Capital, das ich heute verleihe, erhalte ich übers Jahr, in denselben Papieren, vielleicht kaum den dritten Theil zurück. Das Geld, was ich für ein Landgut erhalte, kann während des Transports von einem Ende des Reichs bis zum andern, ohne daß jemand die Hand daran legt, in die Hälfte seines Werths oder gar in Nichts verwandelt werden. Welche Bedenklichkeiten, solches Geld auszuleihen, dafür zu verkaufen, kurz, irgend ein Geschäft anzufangen, des-

*Jakobs Policeygesetzgebung.*

Rr

sen Beendigung mehr als eine Stunde oder einen Tag verlangt! — Ein solches Geld wird also seinen Hauptnutzen verlieren, es wird den Umtausch der Güter erschweren; es wird den Zweck der richtigen Vertheilung derselben durch den Umtausch, nach dem Princip: daß gleiche Werthe gegen gleiche Werthe vertauscht werden können, gänzlich verfehlen, und vielmehr die größte Ungleichheit in die Vertheilung bringen.

- 2) Der Nominalpreis aller Waaren im Lande muß erhöht werden. Daß alle ausländischen Artikel steigen müssen, ist an sich klar, da diese nur in baarem Gelde oder mit reellen Landesproducten gekauft werden können. Man wird also so viel Papiergeld dafür geben müssen, als erfordert wird, um so viel Metallgeld dafür zu erhalten, welches es kostet, die ausländische Waare herbeyzuschaffen. Nun brauchen aber alle inländischen Arbeiter eine Menge ausländischer Waaren, und müssen, wenn deren Werth steigt, auch ihren Arbeitslohn erhöhen; es werden daher alle Arbeitslöhne im Lande, folglich auch die Producte des Landes proportionirlich steigen, ohne daß deshalb irgend einer an reeller Einnahme mehr erhält. Die Befoldeten werden dadurch in Noth gerathen,

und der Staat wird sich am Ende genöthiget sehen, die Befoldungen der Staatsbedienten zu erhöhen, ohne dafs er ihnen dadurch mehr reelles Einkommen verschafft. Wenn aber das Sinken des Papiergeldes continuirlich fortschreitet, so wird das Elend der Befoldeten und der Arbeiter sich auch continuirlich erneuern, da die Erhöhung der Befoldung und des Lohnes selten in gleichen Schritten folgt; ein solches continuirliches Sinken des Papiergeldes wird daher den grössten Theil der Menschen im Staate höchst unglücklich machen.

- 3) Der Staat wird im auswärtigen Handel grofse Verluste leiden. Da die inländischen Producte nicht in dem Mafse steigen, als das Papiergeld fällt, theils weil der Name des Geldes im Lande bey vielen die Einbildung lange erhält, als ob sie immer noch denselben Werth erhielten, wenn sie nur ein Stück Geld mit demselben Namen bekommen, theils die innere Nachfrage nach den Landesproducten durch die Armuth, welche das sinkende Papiergeld verursacht, vermindert wird; so kann der Ausländer die Producte eines solchen Landes sehr wohlfeil kaufen. Sein Silber oder Gold kauft um so mehr Papiergeld, je mehr die-

ses fällt, und mit demselben kauft er im Lande weit mehr Waare, als er hätte kaufen können, wenn das Papiergeld *à pari* mit der Landesmünze stände. Die Ausländer ziehen also für einen kleinen Werth, der ihnen wenig Arbeit kostet, einen großen Werth, der dem Lande viel mehr Arbeit kostet, heraus, wobey das Land offenbar an Reichthum verliert. Was aber die ausländischen Waaren betrifft, so muß sie das Land zu ihrem vollen Werthe bezahlen. Denn der Ausländer bestimmt den Werth seiner Waare in seiner Landesmünze oder in baarem Metallgelde, und nimmt das Papiergeld nie höher an, als der Cours das Metallgeld bestimmt, welches er ohne Schwierigkeit dafür bekommen kann.

Noch mehr leidet ein solches Land bey allen Creditgeschäften. Denn da jeder fürchtet, daß das Papiergeld noch mehr fallen möchte; so sucht er sich bey Contracten, die in der Zukunft eine Zahlung verlangen, so zu sichern, daß er dabey nichts einbüßen kann. Das Land muß daher selbst für das bloß mögliche Fallen seines Papiergeldes bezahlen.

Will der Staat selbst Anleihen machen oder sich in Creditgeschäfte einlassen; so setzt ihn das Sinken seines Geldes den

größten Verlusten aus. Denn jedermann findet gerade in solchen öffentlichen Anleihen einen richtigen Grund, daß das Papiergeld bald noch mehr fallen werde, und der Staat muß nach dem Grade dieser Furcht seine Anleihen und seinen Credit desto theurer bezahlen.

- 4) Die Regierung selbst leidet in allen Staatseinkünften und in allen zu erhebenden Abgaben einen großen Verlust, indem der Realwerth der Staatseinkünfte gerade in dem Maße abnimmt, als das Papiergeld sinkt. Die mehresten ihrer Ausgaben nehmen aber in der Proportion zu, in welcher der Werth der Einnahme abnimmt. Alle auswärtige Zahlungen, die Befolgungen der Gesandten u. s. w. müssen in barem Gelde geleistet werden, und lassen den Ausfall zuerst empfinden. Noch lästiger drückt ein ausbrechender Krieg, der sich mit Papiergelde nie, am wenigsten aber mit creditlosem Papiergelde führen läßt. Die Regierung wird also zu neuen Auflagen schreiten müssen, und wenn diese, wie es gemeiniglich geschieht, vorzüglich von den Confamenten erhoben werden: so werden die Stände, welche so schon von der Papiernoth das meiste leiden, noch härter gedrückt werden. Mit der Zeit aber wird



der Staat auch dem Jammer seiner Officianten, seiner Armee, abhelfen und alle Befolgungen erhöhen müssen, weil sie mit dem bisherigen Nominalwerthe gar nicht mehr auskommen können. Also wieder neue Auflagen aufs Volk, neuer Druck, und dennoch keine reelle Abhülfe. Und so stürzt das Sinken des Papiergeldes eine Regierung in tausend Verlegenheiten, und wirkt von mehreren Seiten dahin, das Volk arm und elend zu machen.

- 5) Der einzige Vortheil, den der Staat aus dem durch das Papiergeld erniedrigten Realpreise seiner innern Producte ziehen könnte, wäre vielleicht eine Belebung der innern Manufacturen und der innern Production überhaupt. Denn da das Arbeitslohn und selbst die Lebensmittel dem Realpreise nach niedriger sind, als in andern Ländern, so könnte die Nachfrage nach den inländischen Producten vermehrt werden, und einige Manufacturen können durch fremden Debit in Aufnahme kommen. Allein was hilft die Erzeugung dieser Producte, wenn dafür nur ein solcher Tauschwerth erhalten wird, daß den Arbeitern kaum das Leben dadurch gestiftet werden kann? und wird nicht der Mangel an Credit, der bey folchem Geldwe-

sen unvermeidlich ist, und der übrige lange Zug von Nachtheilen, die damit verbunden sind, den Vortheil vielfach aufwägen?

6) Aber vielleicht das allergrößte Uebel ist,

dass, wenn einmal das Papiergeld ins Sinken kommt, es außerordentlich schwer ist, das tiefere Sinken zu verhindern, dass der Staat seinem Credit dadurch eine unheilbare Wunde versetzt, und dass nur die größten Aufopferungen im Stande sind, dem Papiergelde seinen vollen Werth wieder zu verschaffen, dass die Mittel dazu so schwer herbeizuschaffen sind, wenn man es einmal zu weit hat kommen lassen, dass es gemeiniglich gänzlich unterbleibt, und am Ende ein totaler Staatsbankrott das schreckliche Mittel wird, die Nation von dem creditlosen Papiergelde zu befreien.

Ist dieses Uebel so furchterlich; so muss die Regierung um so mehr darauf wachen, den Credit ihres Papiergeldes zu erhalten und dem ersten Sinken desselben mit aller Stärke entgegenarbeiten, da es weit leichter ist, das erste Fallen zu verhindern, als den gefallenen Papiercredit zu erheben. Hat aber das Papiergeld einmal einen Stoss empfangen; so wird doch das Uebel um so leichter zu verbessern seyn; je früher man die gehörigen Anstalten zur Wieder-

herstellung des vollen Credits des Papiergeldes trifft. Wir müssen daher zeigen, welche Grundsätze der Staat befolgen müsse, um das Pari seines Papiergeldes mit dem Metallgelde jederzeit zu erhalten, oder im Fall es gesunken ist, wieder herzustellen.

## §. 223.

Vor allen Dingen muß die Regierung den Umfang von Papiergelde kennen lernen, welches die Circulation des Landes aufnehmen kann, ohne daß der Nominalwerth desselben von dem Werthe des Metallgeldes, den es vorstellen soll, etwas verliert. Sie muß erforschen 1) wie viel Papiergeld das Land in seinem mittleren, gewöhnlichen oder schlechtesten Nahrungsstande vertragen könne; und 2) in welcher Proportion fruchtbare Jahre, ein verbesserter Nahrungsstand, eine vermehrte Bevölkerung, neu acquirirte Länder u. s. w. eine Vermehrung des Papiergeldes ohne Beforgnis, daß es sinken werde, zulassen. Dieses zu erforschen kann der Regierung nicht schwer werden, da sie weiß, wie viel sie Papiergeld ausgegeben hat, und die Nachfrage nach neuem Papiergelde sie bald belehrt, ob das Publicum zur Genüge damit versorgt sey oder nicht?

Nach der heutigen Staatswirthschaft kann jede Regierung in einem Lande von einigem

Umfange eine gewisse Quantität Papiergeld in Umlauf setzen und selbige mit dem Metallgelde in gleichem Werthe erhalten, selbst ohne daß sie die Realisirung desselben mit Metallgelde verspricht. Gibt sie das Papiergeld unter der Bedingung aus, daß alle Abgaben oder ein bestimmter Theil derselben in Papiergelde entrichtet werden muß; so wird sich eine so große Quantität, als zu Bezahlung dieser Abgaben nothwendig ist, zuverlässig bey vollem Werthe erhalten, und hat die Regierung das Vertrauen der Unterthanen, ist keine Furcht vor Staatsrevolutionen vorhanden; so wird selbst eine größere Menge Papiergeld nach und nach von der Circulation aufgenommen werden, ohne daß man Ansprüche auf Auswechselung macht, und ohne daß das Papiergeld etwas verliert. Das Papiergeld hat nemlich in manchen Fällen so viele Vorzüge bey der Zahlung, Versendung u. s. w., daß jedermann sich sehr gern desselben bedient, wenn er nur sicher ist, daß er es immer wieder zu seinem vollen Werthe anbringen kann, und wenn viele geneigt sind, es zu seinem vollen Werthe anzunehmen; so erweitert sich der Gebrauch desselben durch diese Neigung selbst. Gibt nun der Staat anfangs nicht mehr Papiergeld aus, als zu Bezahlung des Theiles der Abgaben, den er darin verlangt, unentbehrlich ist, so bringt jedermann dieses Papier-

geld leicht zu seinem vollen Werthe an, und die Nation gewöhnt sich um so mehr daran, je länger dieses fortgesetzt wird und je weniger jemand Schwierigkeit bey der Ausgabe findet. Die Neigung, Papiergeld anzunehmen, wird sich immer mehr ausdehnen, so dafs weit mehr verbraucht wird, als zur Bezahlung der Abgaben nothwendig ist und wenn der Staat nur Anstalten trifft, dafs das Papiergeld sogleich in dem Masse eingezogen und vermindert wird, als es das Publicum nicht gern nimmt; so wird es immer beliebter werden, so dafs zuletzt der grösste Theil der innern Circulation, ohne allen Verlust, damit bestritten werden kann. Nur in dem Masse, als sich das Bedürfnis der innern Papiercirculation vermindert oder erweitert, muß er dasselbe einziehen und wieder ausgeben, und dabey so viel baares Geld oder Silber und Gold im Umlaufe erhalten, als das Bedürfnis des Landes erfordert. Um sich von diesem Gegenstande ganz deutliche Begriffe zu bilden, und die Möglichkeit der Ausführung zu begreifen, werden die im folgenden Paragraphen angeestellten Betrachtungen dienen.

#### §. 224.

Das allerzuverlässigste Mittel, Papiergeld im beständigen Pari mit dem Metallgelde des Landes zu erhalten, ist die jedesmalige volle Aus-

wechse lung oder Realisirung desselben in Metallgelde in jeder Quantität, sobald es von den Inhabern des Papiergeldes verlangt wird. Errichtet der Staat in allen Hauptstädten der Provinzen Wechselbänke, welche, im Zusammenhange mit der Hauptbank, stets offene Cassen halten und alles ihnen angebotene Papiergeld ohne Agio und ohne allen Aufenthalt realisiren; so ist es unmöglich, daß das Papiergeld etwas verliere. Indessen gehört dazu allerdings ein großer Vorrath von baarem Gelde, welcher stets in allen Wechselanstalten unterhalten, und sobald der Zulauf stärker wird, vermehrt werden muß; ja es gibt Mittel, wie speculative Köpfe mit wenig Papiergelde in kurzer Zeit den ganzen Schatz der Bank ausräumen, und wie diese bloß als Werkzeug gebraucht werden kann, den Kaufleuten oder andern Personen das Gold und Silber anzuschaffen, welches sie zum auswärtigen Handel oder zu andern Zwecken nöthig haben. Umstände, welche die Bank von England hauptsächlich vermocht haben, ihre Zahlungen zu suspendiren. In andern Ländern gibt es indess vielleicht noch andere Vorbauungsmittel, um einen solchen Mißbrauch zu verhüten, und bey gewöhnlichen Friedenszeiten, wo die innere Production im Flor ist, ist dergleichen überhaupt nicht zu beorgen.

Es ist aber jederzeit ein schlimmer Umstand, wenn sich die Regierung in den Fall gesetzt sieht, ein einmal öffentlich gegebenes Versprechen brechen, oder auch nur modificiren zu müssen. Der Credit der Regierung leidet dadurch allemal einen sehr harten Stoß, und es ist daher weit besser, wenn die Regierung weniger öffentlich verspricht, als sie wirklich leistet. Wenn daher die Regierung nicht vollkommen überzeugt ist, daß sie das vorhandene Papiergeld in jeder Quantität und zu allen Zeiten wird realisiren können; so ist es gerathener, eine solche öffentliche Verbindlichkeit gar nicht zu übernehmen, sondern sich lieber anderer Mittel zur Aufrechterhaltung des Papiercredits zu bedienen. Diese Mittel sind folgende:

- 1) Daß sie nie mehr Papiergeld in Umlauf setzt, als die Circulation mit Bequemlichkeit aufnehmen kann. Wo die rechte Grenze sey, lehrt sie das Suchen des baaren Geldes gegen Papiergeld.
- 2) Theils um dem Papiergelde vollen Credit zu sichern, theils um dem Agiotiren entgegenzuwirken und schnell zu erfahren, wenn es Zeit ist, Mafsregeln zur Verminderung des Papiergeldes zu ergreifen, muß der Staat seine Staatscassen autorisiren, oder auch mit Privathankiers Uebereinkunft treffen, daß sie das ihnen angebote-

ne Papiergeld bis zu einem gewissen Belauf gegen ein ganz unbedeutendes Agio (um den Mißbrauch zu verhüten) realisiren, und muß über den Zustand dieser Realisationen genaue Erkundigungen einziehen.

- 3) Sobald aus Unglücksfällen des Landes, schlechten Ernten, Kriegseignissen oder auch aus den zu häufigen Anforderungen an die Wechsel geschlossen werden muß, daß zu viel Papiergeld im Umlauf sey, muß der Staat den Ueberfluß so lange an sich ziehen, bis das Bedürfnis ihn zurück verlangt. Er kann ihn aber an sich ziehen entweder durch Einwechselung gegen Metallgeld, oder da dieses oft viel Schwierigkeiten findet, durch Anleihen in Papiergelde, in welchem letzteren Falle er bloß den Verlust der Zinsen so lange tragen muß, bis die Circulation das Capital wieder zurück verlangt. — Die Methode, das Papiergeld durch Anleihen zu vermindern, und dadurch den Curs desselben zu heben, ist in der That so unausführbar nicht, als sie manche vorstellen. Man sagt: es würde dadurch das Circulations-Capital vermindert werden, und die Anleihen würden nicht zu finden seyn. Allein 1) wenn das Papiergeld so viel im Werthe steigt, als die Anleihe beträgt; so wird die



Summe des circulirenden Geldes gar nicht vermindert; 2) wenn nicht zu viel Papiergeld vorhanden wäre, würde es gar nicht fallen; also kann es nichts schaden, wenn etwas aus der Circulation herausgezogen wird; 3) der Staat hat so viel Wege und Reizmittel, das Geld durch Anleihen an sich zu ziehen, dafs es ihm nicht leicht fehlen kann, das überflüssige Geld selbst zu den leichtesten Zinsen zu erhalten.

Aufserdem gibt es noch einige allgemeine Mafsregeln, welche bey jedem Papiergelde beobachtet werden müssen, wenn dessen Credit nicht vermindert und nicht eine Abneigung gegen dessen Annahme entstehen soll. Nämlich:

- 1) darf es neben dem Papiergelde nie an der nöthigen kleinen Münze fehlen, welche zur Bezahlung der geringeren Summen nöthig ist, welche mit Papiergelde nicht ausgeglichen werden können. Alle Landescassen und alle öffentliche Einnahmen müssen gehalten seyn, nicht blofs auf kleine Zettel Scheidemünze herauszugeben, sondern auch kleine Zettel zu verwechseln. Jeder, der durch Oesterreich und Rußland gereist ist, wird wissen, wie der Wuchergeist die Verlegenheiten der Reisenden mißbraucht, und wie sehr deßhalb die ge-

meinen Leute insonderheit das Papiergeld scheuen.

- 2) Es müssen allenthalben Anstalten getroffen werden, große Billets in kleine und umgekehrt, ohne alles Agio und ohne allen Aufenthalt zu verwechseln.
- 3) In allen Hauptstädten der Provinzen müssen Anstalten seyn, beschädigte Zettel mit bessern zu verwechseln, und die von den Städten entfernteren Oerter müssen das Recht haben, für ihr zerrissenes oder beschädigtes Papiergeld postfrey bessere Zettel aus den ihnen zunächst gelegenen Cassen zu beziehen.
- 4) Alle Zettel müssen vom Staate für voll angenommen werden, an welchen sich alle diejenigen Zeichen finden, welche der Staat als Zeichen der Echtheit seines Papiergeldes öffentlich bekannt gemacht hat, und welche nicht offenbare Spuren der Verfälschung an sich tragen. Je mehr der Staat diese Grundsätze befolgt, desto angenehmer und allgemeiner wird der Gebrauch seines Papiergeldes werden; je mehr er davon abweicht, desto mehr wird sich der Widerville dagegen zeigen und desto weniger wird davon bey vollem Credit erhalten werden können.

## §. 225.

Falsche Münzen sind ein großes Uebel für den Staat. Leichter noch als Metallmünzen läßt sich Papiergeld auf eine täuschende Art nachmachen. Welche Mittel gibt es, diesem Uebel entgegenzuwirken?

Was die Metallmünzen betrifft; so ist das sicherste Mittel, das Nachmünzen zu verhindern, wenn die Landesmünzen aus feinem Golde und Silber geprägt werden. Das feine Gold und Silber hat ein solches characteristisches Ansehen, daß es sich von allen Metallen, welche einen Zusatz haben, merklich unterscheidet. Kömmt ein künstliches feines Gepräge hinzu, das ohne kostbaren Apparat nicht zu bewerkstelligen ist; so hat ein Land in Ansehung seiner Metallmünzen nichts zu fürchten. Je stärker die Legirung der Metalle ist, aus welchen das Geld geprägt wird, desto leichter wird es dem Nachmünzer, seinen schlechteren Producten vollkommne Aehnlichkeit mit den echten Münzen zu verschaffen. Könnte die Münzkunst einen Apparat und eine Ausprägung erfinden, welche wegen ihrer Kostbarkeit und Kunst nicht mit Vortheil nachgemacht werden könnte; so würde man aus Metall eben so gut Creditmünzen prägen können, als aus Papier, und nur dann würden ohne Nachtheil die Schei-

demünzen, unter dem Gehalt, welchen sie vorstellen sollen, ausgeprägt werden können.

Beym Metallgelde hat der Nachmünzer bloß die Form nachzumachen, da ihm die Natur eine gleiche Materie liefert; bey dem Papiergelde hingegen muß der Nachmünzer Form und Materie nachmachen, und in der That muß es leichter seyn, ein unnachahmliches Papiergeld als ein unnachahmliches Metallgeld zu erfinden. Dagegen ist freylich der Reiz, Papiergeld nachzumachen, viel größer als Metallgeld nachzuprägen, da letzteres ohne beträchtliche Kosten nie zu erreichen ist, wenn es nicht sogleich seine Falschheit verrathen soll, ersteres aber unendlichen Gewinn für die geringsten Kosten verspricht.

Die Mittel, welche der Staat in seiner Gewalt hat, das Eindringen des falschen Papiergeldes zu hindern, sind folgende:

- 1) Daß er auf Stempel, Schrift und das Material, woraus das wohlfeile Geld gemacht werden soll, die größte Kunst verwende. Sollte es nicht der Mühe verlohnen, eine Prämie auf die Erfindung eines unnachahmlichen oder doch äußerst schwer nachzuahmenden wohlfeilen Geldes zu setzen? Sollte die Chemie keine Zusammensetzung einer Masse, keine Farbe u. s. w. erfinden können, die etwas so Un-

*Jakobs Policygesetzgebung.*

55

terfcheidendes an sich hätte, daß sie das Auge mit einer andern nicht leicht wechseln könnte, und die doch außer dem, der sie verfertigt hat, Niemand nachzumachen vermöchte? Gibt es doch Arzeneien, Pulver, Tropfen u. s. w., die Niemand nachmachen kann, deren Bestandtheile sogar die Chemie nicht einmahl vollständig heraus bringt! Sollte nicht auch eine festere, und doch eben so bequeme, Masse dieser Art erfunden werden können, als das Papier ist?

- a) Es muß eine solche Circulation veranstaltet werden, daß alle Zettel periodisch durch die Hände solcher Personen gehen, welche die unechten Zettel leicht entdecken können und solches dem Staate zur schnellen Remedur anzeigen. Wo wenig Papiergeld ist, das durch die landesherrlichen Cassen von Zeit zu Zeit gehen muß, ist dieses am leichtesten auszuführen; wo die Circulation desselben auf solche Städte eingeschränkt ist, in denen sich Banken befinden, in deren Händen sich das Papiergeld herumdrehet, da kann sich das falsche Papiergeld gleichfalls nicht lange verbergen: wo aber das Papiergeld durch alle Classen und Stände, in allen Provinzial- und Landstädten und selbst auf den Dörfern

ausgebreitet ist, da kann das falsche Papiergeld am ersten einen langen Umlauf finden. Um nun dieses doch so viel als möglich zu verhüten, kann der Staat

3) dem Papiergelde ein geheimes Zeichen geben, und es einem sichern Beamten in jeder Provinz anvertrauen, damit er die Echtheit der Zettel jedem in zweifelhaften Fällen verificiren und die Regierung, sobald sich falsche Papiere zeigen, sogleich davon benachrichtigen könne;

4) Muß es verordnet seyn, daß jeder von dem Ausgeber verlangen könne, seinen Namen auf den Zettel zu schreiben. So viele schriftliche Namen, so viele Bürgen der Echtheit. Die Handschriften großer Bankiers, der öffentlichen Cassenbeamten u. s. w. sind sehr bekannt, und vielerley Hände schwer nachzuahmen. Mehrere solche Unterschriften vermehren daher das Zutrauen, und erschweren den Umlauf des unechten Papiergeldes ungemein. Hat man doch schon zu solchen Zetteln ein größeres Vertrauen, deren äußeres einen langen Umlauf verräth; wie viel größer muß die Sicherheit werden, wenn ersichtlich ist, daß der Zettel in den Händen vieler Kenner gewesen und von diesen für echt erkannt worden ist. Endlich

- 5) Muß die Regierung von Periode zu Periode ihr Papiergeld gegen neues einwechseln, das nach erforderlichen Umständen eine andere Form, andere Zeichen u. s. w. hat. Sobald sich falsche Zettel in einiger Menge zeigen, ist diese Auswechslung das einzige Mittel, die Vermehrung derselben zu verhindern.

§. 226.

Ist das Uebel einmal vorhanden, daß das Papiergeld unter den Werth des Metallgeldes gesunken ist; so ist es dennoch wesentlich nothwendig, daß der Staat keine Opfer scheuet, um den Credit des Papiergeldes wieder zum Pari zu erheben. Der Rath, das Papiergeld einzulösen oder Realisationscassen zu eröffnen, ist leichter gegeben, als ausgeführt. Wäre es möglich gewesen, so hätte es wahrscheinlich der Staat nicht zum Sinken kommen lassen. Es entsteht überdem die Frage, wie soll der Staat das Papiergeld einwechseln? Für voll? wenn es im Course viele Procente verliert, welche Aufopferungen! Kein Staat wird dieses leicht möglich machen können. Ueberdem läßt sich die Menge der Anforderungen, die an ihn gemacht werden können, wenn er sich einmal zur Realisirung erbietet, gar nicht übersehen, und er setzt sich der Gefahr aus, seine Wechselbänke bald wieder schließen zu müssen. Ueber-

dem macht er allen denen, welche das Papiergeld nur nach dem bisherigen Cours empfangen haben, ein unerwartetes und unverdientes Geschenk. Soll er aber das Papiergeld nach dem Cours auswechseln; so erkennt er den Unwerth seines Papiergeldes selber an, und dennoch werden seine Anstrengungen mit den hervorgehenden Wirkungen in keiner Proportion stehen.

Ein Mittel, das oben so sicher und wohlfeil als gerecht ist, hat der Staat, welcher nur einigen Credit bey seinen Unterthanen hat, in seiner Gewalt, um das Uebel zu heben. Dieses sind öffentliche Anleihen im Papiergelde bis zu dem Belauf des drückenden und den Cours erniedrigenden Ueberflusses. Das angeliehene Papier darf aber nicht wieder ausgegeben werden, wenn es seine Wirkung erreichen soll. Wenn der Staat bey einer solchen Anleihe die Zettel für voll annimmt, und landübliche Zinsen bewilliget, so wird die Anleihe nicht nur guten Fortgang haben, sondern sie wird auch das Papiergeld augenblicklich zum Steigen und sehr bald wieder zum Pari bringen. Der Staat bewirkt dieses mit der geringen Aufopferung der Zinsen. Denn so wie sich die Umstände verbessern, kann er die durch die Anleihe erhöhten Zettel wieder zu ihrem vollen Werthe ohne Gefahr ausgeben. Die geringe Aufopfe-



zung der Zinsen gibt der Nation ein mehr als tausendmal so großes Vermögen zurück, von welchem das Volk jene Zinsen mit der größten Leichtigkeit tragen kann.

## §. 227.

So lange das Geld müßig im Kasten liegt, bringt es keinen Nutzen. Je schneller jedermann Gelegenheit findet, seine Geldvorräthe wieder nutzbar anzulegen, je weniger das Geld durch die Einrichtungen des Staats zurückgehalten wird, desto mehr kann es zur Beförderung des Nationalreichthums beytragen.

Wenn der Staat nur für gute Creditgesetze sorgt; so erfinden die Privatleute selbst eine große Menge Mittel, die Circulation zu beschleunigen, und das Geld sogar wieder in Circulation zu setzen, ehe sie es noch empfangen haben, wohin die Wechsel als die sinnreichsten Erfindungen von dieser Art gehören. Auch Girobanken \*), welche auf mancherley Weise die Circulation befördern, gedeihen am besten in den Händen von Privatleuten, wenn nur der Staat für die Sicherheit derselben sorgt. Die Regierung kann aber auch selbst auf vielerley Weise die Schnelligkeit und Leichtigkeit der Circulation befördern helfen, nicht nur indi-

---

\*) S. meine National-Oekonomie. §. 771.

reote durch Beförderung des Nahrungsstandes, und Eröffnung von allerley Creditanstalten, sondern auch directè durch Einrichtung guter Posten, durch ein gutes Finanzsystem, wornach sie alle Abgaben in kleinen Ratis und kurzen Fristen erhebt, und das erhobene Geld fogleicht wieder seiner Bestimmung zufließen läßt, wornach sie die Staatsbeamten und die Armee so im Lande vertheilt, daß sie ihre empfangenen Befoldungen größtentheils an die zurückgeben müssen, welche sie vorher zusammengebracht haben u. s. w.

Vor allem muß aber dem Staate daran gelegen seyn, den Credit im Lande fest zu gründen. Denn je weiter sich derselbe ausdehnt und je fester er ist, desto leichter kann jeder seine überflüssigen Capitale anbringen, und desto geneigter wird er, kein Capital müßig ruhen zu lassen. Der Credit gründet sich theils auf Grundvermögen, theils auf bewegliches Capitalvermögen. Den Credit, welcher auf dem Grundvermögen ruhet, kann der Staat befestigen und ausdehnen durch eine gute Hypothekenordnung, durch Beförderung solider Assuranceanstalten, vorzüglich aber durch Einrichtung guter Creditysteme, d. h. solcher Anstalten, wornach sich

---

\*) S. in der citirten Schrift S. 760.

die Grundeigenthümer verbinden, für die auf ihre Güter anzuleihenden Capitale gemeinschaftlich zu haften, oder alle ihre Güter zusammen zur Hypothek für jedes einzelne Capital, welches die Gesellschaft borgt, zu setzen. Die auf einen solchen Credit gegründeten Papiere können leicht so eingerichtet werden, daß nicht nur alles überflüssige baare Geld leicht darin nutzbar angelegt werden kann, sondern daß sie auch selbst die Stelle des baaren Geldes in vielen Stücken vertreten können. Wie weit sich diese Creditanstalten ausdehnen lassen, und wie sie in jedem besondern Falle eingerichtet werden müssen, läßt sich im allgemeinen nicht wohl bestimmen, sondern muß hauptsächlich nach der besondern Lage eines jeden Landes abgemessen werden. Die allgemeinen Grundsätze darüber finden sich in allen neuen Staatswirthschaftlichen Schriftstellern, und Beyspiele solcher Creditanstalten existiren in vielen wohl organisirten Ländern. Eine schöne Idee über ein allgemeines Creditssystem, die ins Große geht und alle Aufmerksamkeit denkender Staatsmänner verdient, kann man in den Grafen Soden Nationalökonomie \*) lesen. Bey Einrichtung der speciellen Creditinstitute hat man darauf zu sehen, daß die Errichtung derselben den Cre-

---

\*) Bd. II. §. 424. u. f.

dit anderer nicht gewaltsam unterdrückt, welches allemal geschehen muß, wenn die Errichtung solcher Creditinstitute nur gewissen Ständen verstattet wird und den übrigen verboten ist, durch ihre Vereinigung ihren Gläubigern einen gleichen Grad von Sicherheit zu gewähren \*).

Zur Begründung des Credits auf das bewegliche Capital dienen die Banken. Institute, in welchen ein großes Capital zusammen gebracht wird, welches denen zur Sicherheit dient, die ihnen ihre Capitale anvertrauen wollen. Die Zwecke und Einrichtungen der Banken können sehr verschieden seyn. Ihre Theorie wird aus der Nationalökonomie vorausgesetzt; hier betrachte ich sie nur als Mittel, welche den Credit befestigen und den Umlauf beschleunigen. Hierzu dienen:

- 1) Die Girobanken. Sie sind ein Mittel, nicht nur die Zahlungen zu sichern und zu beschleunigen, sondern sie dienen auch, welches noch wichtiger für das ganze Reich ist, ein unveränderliches Geld zu schaffen, welches ein untrüglicher Maßstab für den Werth aller Münzformen ist und können daher selbst denen die

---

\*) Die Zeiten von Vogt 1806. August. Ueber das neue in Südpfeisen zu errichtende Creditystem.

Vergleichung der Werthe der Münzen erleichtern, welche sich der Bank selbst bey ihren Zahlungen gar nicht bedienen.

2) Die Zettelbanken, welche Noten auf ihren Credit ausgeben und diesem Credit durch ein dem Umfange ihrer Zettel angemessenes Capital dergestalt begründen, daß sie das Vertrauen erwecken, daß sie ihre Noten auf jedermanns Verlangen augenblicklich zu realisiren im Stande sind.

3) Die Leihbanken, welche Capitale borgen, um sie sicher wieder auszuleihen und ihren Gläubigern theils durch ein eignes zusammengebrachtes Capital, theils durch die Hypotheken, auf welche sie borgen, Sicherheit verschaffen.

Wenn diese Banken als Privatinstitute errichtet und bloß in so weit unter die Aufsicht des Staats gesetzt werden, daß die Vorsteher keine falsche Sicherheit vorpiegeln und das Publicum durch sie nicht betrogen werden kann, wenn ihnen Publicität zur Pflicht gemacht wird und allen Interessenten die Prüfung ihres Creditstandes frey gegeben wird; so muß lauter Nutzen für das Land daraus entspringen. Errichtet aber der Staat selbst dergleichen Institute oder macht er die Privatbanken so abhängig von sich, daß es eben so gut ist, als ob sie Staatsbanken wären; so verliert das Publi-

cum den höhern Grad von Sicherheit, sobald er die Grundsätze der Privatverwaltung verläßt, und sie als Finanzinstrumente oder zu andern Staatszwecken gebraucht, als sie ihrer Natur nach bestimmt sind. In der That ist kein Grund vorhanden, weshalb der Staat sich der Bankinstitute bemächtigen sollte; wenn er nicht die Absicht hat, irgend einen Gebrauch von ihnen zu machen, der ihrer Natur zuwider ist, und daher den Credit derselben in Gefahr bringt. Allenthalben, wo die Regierungen Banken haben, ist die Einsicht in diese Institute dem Publikum mehr oder weniger verschlossen, und fast allenthalben hat sich entdeckt, daß die Regierungen sie zu ihren Finanzoperationen gebraucht haben. Es ist gar zu verführerisch, bey Geldverlegenheiten zuerst seine Zuflucht zur Bank zu nehmen, und um dieses versteckt thun zu können, muß man den Zustand der Bank zum Staatsgeheimniß machen. Kurz, das Publikum kann keinen einzigen Vortheil davon haben, daß die Bank eine Bank der Regierung ist, wohl aber ist es in Gefahr, eine große Menge Nachtheile davon zu erfahren. Eine Regierung sollte sich gar nicht der Versuchung aussetzen, ein Institut zu übernehmen, welches zu mißbrauchen der Reiz für sie sehr groß ist. Und wie, wenn Feinde ins Land dringen? — Alle Staatsinstitute sind dann immer mehr in Ge-

fahr, ein Raub der Feinde zu werden, als die Privatinstitute. Die preussische Bank ist ruiniert, weil es eine königliche Bank war, und hunderttausend Familien, die ihr ihre Capitale anvertraut hatten, wissen noch nicht, ob ihre Capitale nicht verloren gehen werden; inlessen sind die ritterschaftlichen Creditssysteme unangefastet geblieben \*).

\*) Die preussische Regierung ist von jeher eine der ökonomischsten gewesen; sie hat daher nie oder doch nur in sehr eingeschränktem Maße die Bank zu ihren Finanzoperationen gebraucht. Dennoch liess sie sich bey dem Verborgen der Bankgelder von Grundsätzen leiten, von welchen sich eine Bank nicht hätte sollen leiten lassen. Die Art, wie sie auf Landgüter geliehen hat, wurde unstreitig hauptsächlich durch das Motiv bestimmt, den preussischen Gutsbesitzern zu helfen. Eine Bank darf aber nie deshalb dem andern borgen, weil er in Noth ist, sondern weil er stets im Stande ist, schnell wieder zu bezahlen. Die preussische Bankmaschine hätte noch lange gehen können, wenn der unglückliche Krieg nicht ausgebrochen wäre. Dennoch durfte das Unglück bey weitem nicht so groß seyn als es wirklich war, um die Bank in einen Zahlungsunfähigen Zustand zu setzen. Das Herzogthum Magdeburg, Halberstadt, Westphalen hätten nur in solche Noth gerathen dürfen, dass sie die Millionen, welche sie in der Bank hatten, schnell zurückfordern müssten, und die Bank würde sie nicht haben bezahlen können. Denn wie wollten die preussischen Gutsbesitzer die Capitale schaffen, welche ihnen in diesem Falle aufgekündigt werden müssen. Die französische Nationalbank ist gleichfalls eine Regierungsbank geworden, und es ist sehr zu zweifeln, ob ihr Credit dadurch fester und ihr Nutzen für das Land größer geworden ist. Ich habe

§. 228.

4. Gewöhnlich haben die Regierungen dem äußern Handel zu viel, dem innern zu wenig Vortheil für das Nationalwohl zugeschrieben. Jetzt ist man deutlich genug belehrt, daß der innere Handel die Nation in weit höherem Grade bereichern kann, als der äußere, daß er das Nationalwohl in viel größerer Ausdehnung und auf eine viel solidere und beständigere Weise befördert. Dennoch gewährt die Handelsverbindung mit auswärtigen Nationen reellen Nutzen, indem sie nicht nur den Reichthum des Landes vermehren, sondern auch die Cultur der Nation auf die mannigfaltigste Weise befördern hilft. Durch den auswärtigen Handel erhalten 1) allein diejenigen Landesproducte einen Werth, welche für die Einwohner des Landes überflüssig sind; 2) die auswärtige Nachfrage ermuntert den Fleiß und belebt die productiven Kräfte; 3) er vermehrt und erweitert die Genüsse, folglich die Glückseligkeit des Volks, indem er ihm für seinen Ueberfluß Bedürfnismittel der Nothwendigkeit, der Bequemlichkeit oder des Luxus zuführt.

---

nach hierüber bey einer andern Gelegenheit ausführlicher erklärt. S. Ueber die neueste Crisis der Nationalbank in den Zeiten von Koss 1806 October.



Herrschte eine durchgängige Handelsfreyheit in allen Staaten; so könnte der auswärtige Handel, ohne Nachtheil zu fürchten, seinem eignen Gange überlassen werden (§. 211). Da aber in den mehresten Ländern der Handel mit fremden Nationen eingeschränkt ist, und Privatleute weder die Macht noch die Gelegenheit haben, die Hindernisse, welche man ihrem Handel in den Weg legt, wegzuschaffen, so muß sich die Regierung dieses Zweiges annehmen und die Bedingungen und Vorthelle eines freyen Handels mit fremden Nationen zu befestigen und zu erweitern suchen. Dafs Ports, Comptoire unter landesherrlicher Auctorität in entfernten uncivilisirten Ländern, und Anstalten für die Sicherheit der Schifffahrt am besten vom Staate veranstaltet werden können, ist bekannt. Die grösste Staatsklugheit setzt man aber in die Schließung von Handelsverträgen mit andern Nationen; die gemeine Politik dabey ist, sich, jedoch unmerklich und versteckter Weise Vorthelle auszubedingen, dagegen wo möglich der andern Nation, mit der man den Handelsvertrag schließt, eben so viele Nachtheile, ohne dafs sie es doch gewahr wird, zuzufügen; andern handelnden Nationen aber die Handelsvorthelle zu entreißen. Diese Sucht, bey den Handelsverträgen einander zu überlisten, ist in der Geschichte derselben unverkenn-

bar. Die Folgen davon waren, Erbitterung der Nation, welche sich durch den Vertrag betrogen fand, Feindschaft aller andern Staaten, welche durch dergleichen Verträge sich beeinträchtigt fahen, und endlich blutige, kostspielige und die Glückseligkeit der Nationen zerstörende Kriege. Die Vortheile, welche man durch dergleichen Handelsverträge erjagt zu haben glaubte, waren oft mehr eingebildet; sie fügten mehr andern Nationen Schaden zu, als sie der begünstigten Nation Vortheil brachten, und auf keinen Fall kommt der Vortheil mit dem Schaden, welchen der Verlust der Ehre und die blutigen Kriege nach sich ziehen, in Vergleich.

Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit und das Princip, nichts zu thun, was den allgemeinen Frieden stören könnte wird auch bey Abschließung der Handelsverträge die beste Politik seyn. Die Tendenz aller Handelspolitik muß Sicherung und Erweiterung der Handelsfreyheit seyn. Directe oder indirecte Ausschließung anderer Nationen von dem Handel kann nie einen Artikel von einem gerechten Handelsvertrage ausmachen. Ungestörte Einfuhr und Verkauf der gegenseitigen Producte der verschiedenen Länder, gegenseitige Uebereinkunft über die Zolltariffe, über Gesetze, wornach die Handelsleute und ihr Eigenthum behandelt werden

sollen, das sind die Hauptgegenstände, worüber die Nationen sich mit einander vereinigen sollen, und selten wird dazu ein förmlicher Vertrag nöthig seyn. Denn was sich auf den gegenseitigen Vortheil gründet, bedarf keines Vertrages, sondern nur deutlicher Erklärungen, was aber den Vortheil des einen oder des andern verletzt, wird der leidende Theil zu erfüllen nie Lust haben; und wo ist zwischen Staaten ein Gerichtshof? — Innere zunehmende Industrie, gehörige Vertheilung des Grundeigenthums, Ausbreitung des Wohlstandes bis in die niedern Classen, wird dem auswärtigen Handel eine bessere Richtung geben, als alle Handelsverträge. Das weitere hierüber muß die äussere Politik entwickeln.

#### Achter Abschnitt

##### *Von der öffentlichen Vorsorge für die Armen.*

#### §. 229.

Diejenigen, welche dem Staate bloß Rechtspflichten auflegen, und alle Liebespflichten als unverträglich mit seiner Function von ihm trennen, werden den grössten Theil der Staatspolizey austreiben müssen. Sie werden ihm auch die Verbindlichkeit, für die Armen zu

forgen gänzlich absprechen müssen. Beschränkt man den Staatszweck auf den Schutz der Rechte, so wird sich ebenfalls nur auf eine höchst gezwungene Art die öffentliche Verpflichtung zur Verforgung der Armen erweisen lassen. Denn daß die Armen innere Feinde des Staats seyn, welche sich ohne öffentliche Armenverforgungsanstalten nicht überwinden lassen, wie Hr. Gerstücker \*) zu beweisen sich bemüht, hält eine scharfe Critik nicht aus, weil es in der That eine Menge anderer Mittel gibt, die weit mehr mit dem Begriffe einer Gesellschaft, die bloß das Recht schützen will, zusammenstimmen, als Armenverforgungsanstalten, um sich gegen einen solchen innern Feind sicher zu stellen.

In der That läßt sich, an sich betrachtet, ein Recht der Armen auf die Unterstützung des Staats so wenig beweisen, als ein Recht derselben auf den Beutel der Reichern. Die allgemeinen Bedingungen, unter welchen jemand der Staatsgesellschaft beytritt, sind nur: 1) daß jedem das gesichert werde, was er rechtmäßig besitzt und nach Rechtsgeetzen erwirbt, und 2) daß ihm die Bedingungen der Möglichkeit,

---

\*) In seiner interessanten Schrift: Einzig zweckmäßige Methode, das Bettelwesen u. s. w. zu verbannen. Leipzig 1805.

Jakobs Polizeygesetzgebung.

T t

seinen Unterhalt durch Arbeit zu verdienen, erhalten werden. Jedem aber seine Unterhaltsmittel zu sichern, ist keine Bedingung des Staatsvereins. Zwar hat man den rechtlichen Anspruch der Armen auf die Verforgung durch den Staat daraus ableiten wollen, daß die geselligen und bürgerlichen Einrichtungen selbst eine Menge Armen erzeugten, und daß also der Staat deshalb verpflichtet sey, seine Fehler wieder gut zu machen, und sich der Unglücklichen, die es durch seine Einschränkungen geworden sind, anzunehmen. Allein wenn gleich manche fehlerhafte Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft allerdings den leichten Erwerb einiger ihrer Glieder erschweren; so gewähren doch selbst die unvollkommensten bürgerlichen Verfassungen den Menschen mehr Gelegenheiten zum sichern Erwerb, als im bloßen Naturstande vorhanden seyn würden.

## §. 230.

Der Arme mag aber ein Recht haben oder nicht, von dem Staate Unterstützung und Hülfe zu verlangen; so ist es gewiß, daß dieser eine Pflicht hat, sie ihnen zu leisten, oder daß die Armenverforgung einen wichtigen Gegenstand der Staatsvorforge ausmachen müsse.

Der Staat soll alle gemeinfamen Zwecke der Gesellschaft realisiren helfen, in wiefern sie

durch ihn besser, als durch Privatkräfte realisiert werden können (§. 23). Nun ist aber die Versorgung der Armen 1) ein gemeinsamer Zweck, und 2) kann sie ohne Zutritt des Staats nicht vollkommen erreicht werden. Folglich liegt sie auch in soweit dem Staate ob.

Die Versorgung der Unglücklichen und Nothleidenden ist ein gemeinsamer Zweck. Denn 1) sie ist ein Gegenstand der allgemeinen Menschenpflicht, ein Wunsch des allgemeinen Mitleidens, von dem sich Niemand lossagen kann, ohne sich als einen Feind aller Moralität anzukündigen, und so sich für ein ganz unwürdiges Glied der Gesellschaft zu erklären; 2) Noth und Hilfslosigkeit verleitet die Menschen zu einer Menge grober Laster, selbst solcher, welche der allgemeinen Sicherheit drohen. Dafs also dergleichen Noth und Hilfslosigkeit im Staate nicht existire, mufs allgemeiner Wille seyn.

Dieser Zweck kann aber, auch ohne dafs sich der Staat desselben annimmt, nicht vollständig erreicht werden. Mögen immerhin einzelne Personen und Privatgesellschaften ihre Armen versorgen. Nimmermehr kann doch die Ueberzeugung entstehen, dafs alle Arme im Staate versorgt werden, dafs Niemand vor Hunger u. s. w. umkommen könne, wenn der Staat nicht eine allgemeine Aufsicht über das Armen-

wesen übernimmt. Ueberdem kann der Staat die Betteley nicht dulden, weil sie den Müßiggang zum Gewerbe macht (§. 85), und jeder Wohlthätige muß selbst wünschen, daß die Betteley abgeschafft, und seine Wohlthaten besser, als nach dem Grade der Zudringlichkeit der Bettler vertheilt werden, da er nie die Bedürftigkeit jedes Bettlers prüfen kann, und er doch wünschen muß, daß seine Wohlthaten nach dem Grade der Bedürftigkeit vertheilt werden möchten. Die Betteley kann aber ohne Grausamkeit nicht verboten werden, wenn nicht die Einrichtung getroffen ist, daß jeder Hilfslose nach einer bestimmten Regel Unterstützung finden kann. Dieses ist aber nur durch allgemeine Staatseinrichtungen möglich zu machen. Der Staat muß sich eine Uebersicht aller Privatanstalten für die Armen verschaffen, muß die Regeln, nach welchen sie verfahren, übersehen und richten; und sie, so viel es möglich ist, in einen Zusammenhang unter einander und in eine bestimmte Ordnung bringen, damit er genau zu beurtheilen wisse, wo durch allgemeinere Anstalten den Mängeln der Privatinstitute zu Hülfe zu kommen sey.

## §. 231.

Dennoch wird es gut seyn, die Verforgung und Unterstützung der Armen stets als bloße

Liebespflicht zu behandeln, und die Mittel dazu mehr von der Mildthätigkeit zu erwarten, als durch eine Armensteuer zu erzwingen. Es liegen außerordentlich viele Antriebe in der menschlichen Natur zum Mitleiden gegen die Armen und zur Wohlthätigkeit gegen Unglückliche, so daß die Beyspiele höchst selten sind, daß sich jemand dieser Pflicht gänzlich entziehen sollte, der mehr als das Unentbehrliche hat; ja es ist nicht selten, daß Menschen die Freygebigkeit gegen Arme übertreiben. Sind daher die Armenanstalten so eingerichtet, daß sie die Ueberzeugung erwecken, es herrsche darin eine gerechte und billige Vertheilung der Wohlthaten; so werden dieselben gewiß nicht ohne ausreichende Mittel bleiben, wenn nur die Glieder der Gesellschaft irgend im Stande sind, sie zu erschwingen, und wenn die öffentliche Verwaltung nur die Ehrliche der Bürger gehörig zu benutzen versteht. Es ist wahr, daß reiche Geizhälfe sich auf diese Art den Beyträgen entziehen und die ganze Last der Armenversorgung von sich abwälzen können, ob sie gleich alle Vortheile davon genießen. Indessen gibt es deren, welche die öffentliche Schande nicht scheuen, die mit der Verweigerung aller Beyträge zum Almosen verbunden ist, nur sehr wenig, besonders da es mancherley Mittel gibt, auch den größten Geizhals durch das bloße



Spiel freyer Leidenschaften dahin zu bringen, daß er es nicht wagt, sich dieser Pflicht gänzlich zu entziehen.

Käme die Gesellschaft wirklich in den Zustand, daß es ihr schwer, ja unmöglich fiele, ihre Armen zu ernähren, ohne daß die Wohlhabenderen selbst in Gefahr geriethen, durch ihre Beyträge zur Ernährung der Hülfbedürftigen zu verarmen; so wäre dieses allerdings ein höchst trauriger und fürchterlicher Zustand. Aber es würde auch denn höchst ungerecht seyn, die mit Gewalt zu Bettlern zu machen, die es noch nicht sind, es würde dieses eine Auffoderung an die Fleißigen seyn, mit der Arbeit inne zu halten, um sich der Allmosen werth zu machen. Ein solcher Zustand kann nicht eintreten, ohne daß die größten Fehler in der bürgerlichen Verfassung vorhergehen; und es wird besser seyn, diesen Fehlern frühzeitig nachzuspüren und sie wegzuschaffen, als sich mit Schwierigkeiten zu beschäftigen, die jede Staatskunst vereiteln.

Ich glaube nicht, daß eine Armensteuer aufzulegen rechtswidrig sey, wie einige dafür halten. Denn wenn es einmal Staatszweck ist, daß die Armen versorgt werden sollen; warum sollte der Staat nicht auch zu den dazu nothwendigen Mitteln berechtigt seyn? Und wenn daher die freywilligen Bey-

steuern nicht mehr ausreichen wollten, oder das Verderbniß ganzer Classen von Einwohnern so groß würde, daß die Last der Armenversorgung einige wenige wohlthätige Seelen zu sehr drückte; so würde eine Auflage zu diesem Zwecke nothwendig werden. Ich behaupte aber, der Staat müsse es so lange vermeiden, als es nur möglich ist, zur Armensteuer seine Zuflucht zu nehmen, um der Wohlthätigkeit nicht das Verdienstliche zu nehmen. Er wird aber die Armensteuer um so länger ohne Unbequemlichkeit vermeiden können, je geringer die Anzahl derer ist, welche öffentliche Unterstützung bedürfen, und je ausgebreiteter und allgemeiner der Wohlstand unter den Bürgern des Staats ist, je mehr es ihm gelingt, freywillige Unterstützungsanstalten zu organisiren, und überhaupt die Wohlthätigkeit nach gewissen allgemeinen Regeln den gemeinfamen Zwecken gemäß zu leiten.

§. 232.

Die erste und wichtigste Pflicht des Staats besteht unstreitig darin, daß er alle Ursachen aus dem Wege räumen muß, welche machen können, daß der Fleißige keine Gelegenheit finden kann, so viel zu verdienen, als zum Unterhalte seiner Familie nöthig ist. Jeder Mensch findet es in der Regel, wenn er noch nicht ver-

wohnt ist, lästig, von andern Wohlthaten anzunehmen, da sie ihn jedesmal in eine Art von Abhängigkeit setzen; er wird daher eifrig bestrebt seyn, ein solches Verhältniß zu vermeiden, so lange er Mittel sieht, sich selbst eine unabhängige Existenz zu verschaffen und sich ein Eigenthum zu erwerben. Der Staat muß daher darauf sinnen, wie er diese Neigung, sich durch eignen Fleiß unabhängig von den Wohlthaten anderer zu erhalten, auf alle Weise erhalten, nähren, stärken und durch alle Volksclassen verbreiten kann. Er muß die Fälle, wo jemand keinen andern Zufluchtsort finden kann, als das Mitleiden anderer, so selten zu machen suchen, als möglich, und die Auswege, durch Fleiß Brot zu gewinnen, auf alle Weise vervielfältigen.

Je mehr die Reichern und Wohlhabenden geben müssen, um die Armen zu ernähren, desto mehrere werden aus der Classe der Wohlhabenderen selbst arm. Die Beyträge für die Armen mögen freywillig oder erzwungen seyn; immer sind sie ein Ruin fürs Land, wenn sie so stark sind, daß sie den Wachsthum des Nationalreichthums verhindern oder den arbeitenden Classen ihre Erwerbsmittel schmälern. Was die Gesellschaft zur Unterstützung der Nothleidenden braucht, muß nur ein so geringer Theil des Einkommens der übrigen seyn, daß da

durch der Abgang von der Production kaum bemerkt wird. Die Hauptmaxime der Regierung muß also seyn: Es sollen so wenige Arme im Lande als möglich seyn.

Die allgemeinen und wirksamsten Mittel, zu verhindern, daß keine große Anzahl Armer im Staate bestehen kann, bestehen in der Ausführung der Maximen einer gefunden Staatspolicy, welche wir bisher zergliedert haben, besonders in Ansehung dessen, was die Freyheit der Gewerbe und die Vertheilung der Güter betrifft (§. 182 u. f. w.). Ist dieses, so wird es

- 1) Niemanden, der Lust zu arbeiten hat, an Arbeitsstoffe fehlen. Wenn es in einem Staate viele Menschen gibt, die nicht arbeiten wollen, so ist dieses gewiß die Folge fehlerhafter Einrichtungen. Es sind der Faulheit zu viele Schlupfwinkel eröffnet; der Müßiggang findet in Klöstern, Hospitälern u. f. w. zu viel Unterstützung. Hierdurch setzt sich ein verdorbener Geist im Volke fest, indem es verleitet wird, das Müßigseyn für ehrenvoll und die Arbeit für schimpflich zu halten. Das wahre und nützliche Ehrgefühl geht verloren, wonach es jedermann für eine Schande halten muß, sich bey gefunden Gliedmaßen von andern ernähren zu lassen. Ist genug Gelegenheit vorhanden, Stoff zur Arbeit zu

finden, und wird die Arbeit gehörig belohnet, so wird es auch Reizmittel genug geben, den Fleiß zu erwecken. Es würde aber zu viel gefodert seyn, wenn man verlangen wollte, daß der Staat selbst direct den Arbeitslosen Arbeit verschaffen sollte, daß er Fabriken anlegen, Brüche urbar machen, Bergwerke eröffnen sollte u. s. w., um nur Stoff zur Arbeit zu schaffen. Denn dieses kann der Staat nicht thun ohne Capitale, die Capitale hierzu aber müßte er doch erst von den Privatleuten nehmen; folglich diesen eben so viel Mittel, die Arbeiter zu beschäftigen, entziehen. Privatpersonen aber können in der Regel Capitale immer besser anlegen, als öffentliche und insbesondere der Staat. Das Volk verlangt daher vom Staate zu viel, wenn es von ihm fodert, er solle ihm Arbeit und Verdienst verschaffen. Die Reichen und Wohlhabenden finden von selbst ihren größten Vortheil dabey, andern Verdienst zu geben; wo es aber keine Reichen gibt, da kann sie der Staat auch nicht ersetzen, und würde durch solche Operationen, wodurch er selbst die Gewerbe betreibet und den Armen Arbeit verschaffen wollte, nur die Quellen des Privatreichthums, d. h. das Mittel für den Unterhalt der Armen,

verstopfen. Die einzigen Mittel, welche daher innerhalb des Wirkungskreises des Staats liegen, um dem Volke Arbeitsstoff und Verdienst zu sichern, sind: volle Gewerbefreyheit, wie sie oben (§. 182) beschrieben ist. Der Nahrungswege, und Gewerbszweige, gibt es unendlich, viele. Steht es jedermann frey, sich einen auszusuchen, welchen er will, so kann es fast nicht fehlen, daß er irgend einen für ihn und seine Kräfte passenden Weg findet, sich sein Brod zu verdienen; sobald er nur von Fleiß und Thätigkeit belebt wird. Mengt sich der Staat hinein und will den einzelnen anweisen, was sie thun sollen; und andere von diesen Beschäftigungen ausschließen; so irrt er sich auf tausenderley Weise und lähmt gegen seine Absicht eine Menge Kräfte, die, wenn sie ein freyes Spiel gehabt hätten, sich thätig bewiesen haben würden.

- 2) Da wird auch der Arbeitsstoff vor Niemanden verschlossen oder eingeschränkt werden. In vielen Staaten ist das Land noch in politische Fesseln geschmiedet. Bald müssen die großen Güter beyammen bleiben, und können deshalb nicht so vortheilhaft bearbeitet werden, als wenn man beliebig theilen könnte, bald können die

Landgüter nur von gewissen Ständen besessen werden, bald ist die Benutzung des Bodens durch Jagd, Hutrecht u. s. w. beschränkt; bald ist die Art der Benutzung befohlen; lauter Schranken, welche die beste Benutzung des Bodens verhindern und welche machen, daß nicht so viel nutzbare Arbeit an ihn verwendet werden kann, als möglich wäre, wenn diese Schranken nicht existirten. Gleiche Fesseln drücken auch die Kunstgewerbe, und diese sind eben so viel Ursachen, die Gelegenheiten, Arbeit zu finden, zu vermindern. Da wird auch

- 3) der Arbeitslohn am ersten in einem solchen Verhältniß erhalten werden, daß der Arbeiter mit seiner Familie dadurch gegen Mangel gesichert ist. Denn das sicherste Mittel, den Arbeitslohn auf einem solchen Punkte zu erhalten, daß der Arbeiter gern arbeitet und zur Fortsetzung und Vermehrung seines Fleißes aufgemuntert wird, ist überflüssiges Capital in den Händen vieler oder allgemein verbreiteter Reichthum und Wohlstand. Je mehr es in einem Lande Wohlhabende gibt, je mehrere von denselben Lust haben, ihre Capitale, ihren Fleiß, ihre Erfindungskraft auf gewinnreiche Arbeit zu verwenden,

desto mehr Nachfrage nach Arbeit und Beschäftigungen aller Art wird vorhanden seyn, desto mehr Gelegenheit, etwas zu verdienen, folglich desto weniger Arme.

Wo der allgemeine Wohlstand eine so große Nachfrage nach Arbeit unterhält, da wird sich der Arbeitslohn von selbst am besten so reguliren, daß er das richtige Verhältniß zu den Preisen der Lebensmittel hat. Die Regierungen haben oft geglaubt, den Preis der Lebensmittel nach dem Arbeitslohne reguliren zu müssen, um den Arbeitern zu Hülfe zu kommen; es ist aber weit besser, wenn es dahin gebracht wird, daß der Arbeitslohn nach den Preisen der Lebensmittel und nicht umgekehrt, diese nach jenem bestimmt werden. Die Mittel, welche die Regierungen angewandt haben, niedrige Preise der Lebensmittel zu bewirken, sind oft weder gerecht noch zweckmäßig gewesen (§. 205). Das einzige gerechte und zweckmäßige Mittel, gute Preise der Lebensmittel zu bewirken, ist: solche Quellen zu eröffnen, woraus Ueberfluß derselben hervorströmt. Werden sie dann auch theuer, so hat doch die Gegend den meisten Profit davon, und kann dann die Arbeiter desto besser bezahlen.



§. 233.

Indessen mag ein Staat organisirt seyn wie er will; so wird es doch immer möglich seyn, daß einige seiner Bürger in einen solchen Zustand gerathen, in welchem sie nicht mehr im Stande sind, sich selbst zu ernähren, und in diesem Falle tritt die Verbindlichkeit ein, den unglücklichen Zustand solcher Menschen erträglich zu machen. Wir müssen zuerst die Ursachen auffuchen, durch welche ein Mensch, auch bey der besten Staatsorganisation, in einen solchen Zustand gebracht werden kann, dadurch werden wir in den Stand gesetzt werden, die Heilmittel des Uebels desto besser zu erforschen.

Das Unvermögen, sich seinen Unterhalt zu erwerben, rührt entweder von Umständen her, die kurz und vorübergehend sind, und daher den Arbeiter nur eine Zeit lang um das Vermögen, seinen Unterhalt zu erwerben, bringen, oder sie sind von der Beschaffenheit, daß sie eine beständige und fortdauernde Unfähigkeit begründen. Beyde Umstände können theils von dem schlechten Willen der Subjecte, theils von solchen Ursachen herrühren, die außer der Gewalt der Verarmenden liegen.

Zwey Laster wirken von Seiten des Willens hauptsächlich auf Verarmung, nemlich Verschwendung und Faulheit. Die Po-

licey vermag durch Verbote selten etwas über die Macht des Willens, in wiefern es darauf ankommt, nicht einzelne Handlungen zu verhindern, sondern andere Fertigkeiten und Gewohnheiten und gleichsam einen andern Character hervorzubringen.

Um der Verschwendung entgegenzuwirken, hat man Aufwands- und Luxusgesetze, Kleiderordnungen, Traueredict, Verbote der Hazardspiele u. f. w. gegeben. Allein dieses sind lauter schwache und größtentheils ganz unwirksame Mittel, um jenen Endzweck zu erreichen. Ist einmal Neigung zur Verschwendung da; so wird sie tausend andere Wege finden, sich zu zeigen, wenn ihr auch einige verschlossen werden. *Bodin* erzählt, daß, nachdem den Damen in Frankreich verboten war, Gold- und Silberstoffe zu tragen; so trugen sie Kleider von Mailändischen Zeugen, welche ohne alles Gold und Silber, aber noch viel theurer waren, als die vorigen. Wird durch dergleichen Gesetze, wie es fast nothwendig ist, ein gewisser Aufwand nur gewissen Ständen verboten; so bringt man den Aufwand selbst in Credit, da er einen Vorzug gewisser Stände ausmacht. „Was durch Gesetze eingeführt ist,“ sagt *Montesquieu*, sehr richtig, „läßt sich durch Gesetze heben, was aber durch die Sitten wirklich wird, läßt sich auch nur durch die Sitten

verändern." Es ist gut, wenn die Bürger eines Staats mäßig und haushälterisch sind, aber nimmermehr werden die Gesetze diese Tugenden dadurch hervorbringen, daß sie die Ausschweifungen der entgegengesetzten Laster verbieten. Gegen die Verbreitung des Hanges zur Verschwendung gibt es keinen Damm, den der Staat entgegensetzen könnte, als das Beyspiel der Mäßigkeit, das die Großen im Reiche und die regierenden Personen geben. Wo der Hof sein eitles Gepränge liebt, wo er die Großen nach diesem Gepränge auszeichnet, wo er es darauf anlegt, alle Reichen in die Hauptstadt zu ziehen, wo der Adel es unter seiner Würde hält, sich mit Gewerben abzugeben, wo die Größe der Landgüter das Sinnen auf Verbesserung derselben überflüssig macht, da wird die Verschwendung immer eine schädliche Ausdehnung erhalten, und wenn sie auch die Opfer derselben nicht eben zu Bettlern macht; so wird sie der Production einen desto größern Abbruch thun. Um also die Verschwendung nicht zum Volkscharacter werden zu lassen, muß die Gesetzgebung auf die Verbesserung der Sitten durch bürgerliche Institute zu wirken suchen (§. 137 u. f. w.). Das Hauptinstitut aber, was am sichersten der Verschwendung entgegen arbeitet, ist eine bessere Vertheilung des Grundeigenthums nach dem Princip der Freyheit, wornach Fleiß,

Wirthschaftlichkeit und Geschicklichkeit Reichthum erwerben kann; und kein Geburts- oder Familienrecht dieses verhindert. Einzelne von ihren Verderben zurückhalten zu wollen, kann nicht der Zweck der öffentlichen Gesetzgebung seyn. Bloß da kann mit Recht der Verschwendung ein Ziel gesetzt werden, wo sich der Verschwender dem Zustande nähert, der bürgerlichen Gesellschaft lästig und von ihr unterhalten zu werden. Hier muß sie allerdings berechtigt seyn, so viel von seinem Vermögen unter vormundschaftliche Verwaltung zu setzen; als nöthig ist, zu verhindern, daß sein Unterhalt nicht der Gesellschaft zur Last falle.

Was die Faulheit anlangt, so gibt es kein Mittel gegen sie, als ihr allen Beystand zu verweigern, und den Faulen durch die Entziehung aller Unterstützungsmittel zur Arbeit zu nöthigen. Der Staat muß in allen seinen Armenanstalten den Grundsatz practisch beweisen: Niemand soll von öffentlichen Wohlthaten leben, wer durch Arbeit sein Brot verdienen kann. Faulheit wird nie Volkscharacter werden, wo der Fleiß guter Belohnung gewiß ist, wo die Arbeiter frey sind, und in ihren Anstrengungen eine Quelle des Wohlstandes erblicken. Die Leidenschaften der Ehrliche und der Eitelkeit sind bey Menschen; welche nur den ersten Anfang der

*Jakobs Polizeygesetzgebung.*

Un

Cultur gemacht haben, viel stärker, als die Liebe zur Trägheit. Man eröffne also nur den Menschen Ausichten, durch ihren Fleiß Eigenthum zu erlangen, frey und unabhängig zu werden, bürgerlicher Auszeichnungen fähig zu werden, und die Klagen über Nationalträgheit werden bald verschwinden. In gut organisirten Staaten, wo alle Arbeiter frey sind, wo der Zugang zu jedem Gewerbe jedem offen steht, wo die Arbeit geehrt und einträglich zugleich ist, da sind Verschwendung und Faulheit so seltene Laster, daß der Nationalreichtum wenig oder nichts davon zu fürchten hat.

## §. 234.

Was die außer dem Willen der Subjecte liegenden Ursachen betrifft, welche Armuth hervorbringen können; so gibt es derselben sehr viele und mancherley, und diese wirken auf den einen Stand viel plötzlicher und schneller, als auf den andern. Wir wollen daher die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft betrachten, welche der Verarmung am leichtesten ausgesetzt sind, und sehen, wie sie in einen hilflosen Zustand gerathen können.

- 1) Die gemeinste Classe der Arbeiter sind die Tagelöhner oder Handarbeiter. Ihr Lohn ist gemeiniglich nicht größer, als so groß, daß er zu ihrer täglichen Nahrung hin-

reicht. Bleiben Mann und Frau das ganze Jahr hindurch gefund und fehlt ihnen die Arbeit nie; so verdienen sie wohl so viel, daß sie mit ihren Kindern keinen Hunger zu leiden brauchen; sie erschwingen auch wohl ein Bett, kärgliche Meubeln; aber an wenig Orten ist es möglich, daß dergleichen Leute sich ein Capital sammeln, wovon sie, zur Zeit eintretender Noth, eine Zeitlang leben könnten, und wenn dieses auch geschehen wäre; so hält es doch nie lange vor. Wird solchen Leuten die Arbeit nur einige Zeit entzogen — werden sie selbst oder ihre Kinder krank, können sie einige Tage nichts zu thun finden, treten Umstände ein, welche den Lohn vermindern, so müssen sie ihre wenigen Habseligkeiten versetzen oder verkaufen, und werden dennoch bald der Hungersnoth ausgesetzt.

- 2) Handwerker werden besser bezahlt, als Tagelöhner; sie haben daher grössere Vorräthe und können sich bey eintretender Noth etwas länger halten. Die mehresten aber bedürfen zur Fortsetzung ihrer Arbeit selbst kleine oder grössere Capitale. Gerathen sie nun in einen solchen Zustand, wo es ihnen entweder an Absatz ihrer Producte fehlt, oder wo ihr Verdienst

nicht zureicht, ihre Bedürfnisse zu bestreiten, so müssen sie das Capital, welches zu Fortsetzung ihres Gewerbes nothwendig ist, verzehren. Der Abgang an Capital zwingt sie sodann, für andere Meister zu arbeiten und drückt sie wieder in den Stand der Gesellen herab, oder stößt sie gar in die Classe der gemeinen Handarbeiter, deren Function sie gemeiniglich schlecht verrichten, und dann weit eher als andere verarmen.

Eine den Handwerkern ähnliche Classe von Arbeitern sind die Manufacturarbeiter und alle, welche von großen Capitalen in der Arbeit unterhalten werden. Diese hängen ganz und gar von den Unternehmern ab; diese aber werden von dem Debit ihrer Waaren bestimmt, für ihr Capital ferner gleiche Waaren verfertigen zu lassen, die Arbeit einzuschränken oder zu erweitern. Wird einer von dergleichen großen Unternehmern bankrott, so entsteht zwar unter den Leuten, welche er bisher beschäftigt hat, eine Stockung; aber es werden sich doch bald andere Unternehmer dieses Nahrungszweiges bemächtigen, wenn nur sonst das Geschäft vortheilhaft ist, und es nicht an Capitalen im Lande fehlt. Schlimmer aber ist es, wenn der Debit stockt, sich vermindert oder plötzlich gehemmt wird. Denn dadurch werden mit einem

Male um so mehr Menschen arbeitslos, je mehr durch dergleichen Manufacturen beschäftigt sind; die Noth verbreitet sich durch tausend Familien, und wenn sie gleich nach und nach ein Unterkommen finden, indem die Capitale gleichfalls andere Gewerbzweige suchen; so kann doch das Elend eine Zeitlang sehr allgemein und sehr groß werden.

Sind die Manufacturen größtentheils für das Inland berechnet, so treten höchst selten dergleichen plötzliche Revolutionen ein. Die Verminderung des Vertriebes zeigt sich allmählig, und so erfolgt auch die Einschränkung des Geschäftes nur schrittweis, und läßt den Arbeitern Zeit, sich nach andern Beschäftigungen umzusehen. Schlimmer ist es, wenn die Manufacturen hauptsächlich aufs Ausland berechnet sind. Denn hier können sehr viele Vorfälle plötzlich eintreten, welche den Debit mit einem Male hemmen, und daher so viel Arbeiter mit einem Male nahrungslos machen, daß es ganz unmöglich ist, allen in kurzer Zeit ein gehöriges Unterkommen zu verschaffen. Eben dieses ist auch der Fall bey Bergwerksarbeiten und andern Unternehmungen, die ins Große gehen und plötzlich in Stockung gerathen.

3) Eine dritte Classe von Arbeitern, die ebenfalls leicht brotlos werden können, ist die Classe der Dienstthuenden: a) die



Privatdienstkleute, Knechte, Mägde, Bedienten u. s. w., die während ihrer Dienstzeit selten mehr erhalten, als zu ihrem täglichen Unterhalt gehört, und welche in Noth kommen, sobald sie zu dergleichen Diensten unfähig werden. Sehr häufig haben sie dann auch die Geschicklichkeit zu andern Arbeiten verloren, und werden dann, wenn sie keine Unterstützung finden, bis zur tiefsten Armuth herabgedrückt. b) Die öffentlichen Dienstthuer. Dahin gehören erstlich die Militärpersonen. Diese werden im Dienste des Staats oft alt und steif, und am Ende unfähig, durch Arbeit ihr volles Brod noch zu verdienen; zweyten aber trifft die Civilbedienten ein gleiches Schicksal. Zuerst kommen hier schon viele auf halbem Wege um, indem sie in der Vorbereitung stecken bleiben, und sich dadurch zu gemeinen und andern productiven Arbeiten unfähig machen, sodann werden die Staatsdienste meistens so gering bezahlt, daß sie zwar allenfalls dem Staatsdiener sein Auskommen gewähren, so lange er lebt, aber nach seinem Tode Frau und Kinder in dem tiefsten Elende zurücklassen. Es ist nicht möglich, daß dergleichen Personen ihre Zuflucht zur gemeinen Arbeit nehmen

können, da ihnen theils die Körperkraft dazu fehlt, theils sie auch den Begriffen ihres Standes so zuwider ist, daß das Brod, welches sie auf diese Art gewinnen müssen, sie noch unglücklicher machen würde, als der Hunger, den sie bey der Beybehaltung ihres Standes erdulden müssen. Endlich würde auch die größte Anstrengung der gemeinen Arbeit doch nicht so viel geben, daß sie sich mit ihrer Familie, nach ihrer gewohnten Art zu leben, davon unterhalten könnten.

4) Seltener kommen die Glieder solcher Stände in Noth, welche in der Regel im Besitze der Grundstücke und der größeren Capitale sind; Gutsbesitzer, Kaufleute, Manufakturherren u. d. w. Daher ist es auch viel leichter, für diese Hülfe zu schaffen, um sie nicht in den Stand der Bettler herabfinken zu lassen.

#### §. 235.

Der Staat muß alles thun, was in seiner Gewalt steht, um zu verhindern, daß die vorstehenden Stände in einen solchen Zustand gerathen, daß sie fremder unmittelbarer Unterstützung bedürfen. Jeder Mensch will gern in einem gewissen Wohlstande bleiben, und so lange er nur einigermaßen die Möglichkeit ein-

sieht, strengt er auch alle Kräfte an, sich in demselben zu erhalten; sieht er aber, daß einmal alles verloren ist, daß er das liebste opfern muß, so geräth er leicht in Verzweiflung oder Stumpfheit, legt das bisherige Gefühl der Ehre und Schamhaftigkeit ab, und verläßt sich auf die Unterstützung anderer. Der Gesellschaft muß daher alles daran liegen, den Arbeitern ihr Eigenthum, das ihren Wohlstand ausmacht, und das sie selten durch ihre Arbeit wieder gewinnen können, zu erhalten und in ihnen die Triebfeder zur Arbeit nicht verloren gehen zu lassen. Sie muß das Verfallen in eine totale Armuth auch deshalb zu verhindern suchen, weil ihr dieses zugleich dem größern Aufwand, den die Ernährung gänzlich verarmter kostet, erspart. Diesem Verarmen wirkt die Gesellschaft entgegen, theils durch allgemeine Mafsregeln und Anstalten, welche für alle Stände, die leicht verarmen können, heilsam sind, theils durch solche, welche für die einzelnen Stände insbesondere berechnet sind. Alle diese Anstalten können entweder von dem Staate selbst errichtet und administriert werden, oder sie werden in den Händen der Privatpersonen und Privatgesellschaften gelassen, jedoch so, daß der Staat das Ganze leitet und die Verbindung der Unterstützungsanstalten gehörig organisiert.

Alle Wohlthätigkeitsanstalten gedeihen in der Regel weit besser, wenn sie Privatinstituten so nahe als möglich gebracht werden. Je mehr jede Provinz, jede Stadt, jedes Dorf, jeder Gemeinstand u. s. w., die Anstalten für seine Armen einzurichten hat, desto zweckmäßiger werden dieselben eingerichtet werden können, desto mehr wird man im Stande seyn, die Bedürfnisse der einzelnen, seinen Character, seine Würdigkeit u. s. m. zu kennen und die Unterstützung den Bedürfnissen gemäß einzurichten, desto mehr wird sich jedermann von der guten Vertheilung der Unterstützungsmittel überzeugen können, desto mehr wird sich die Neigung ausbreiten, die Wohlthätigkeitsanstalten durch freywillige Beyträge zu unterstützen. Dennoch müssen alle Anstalten für die Armen in einem gewissen Zusammenhange unter einander stehen; der Staat muß eine allgemeine Uebersicht ihrer Wirkungen, einen Einfluß auf ihre Direction haben, wenn sie eine solche Wirkung ausüben sollen, die dem allgemeinen Interesse der Gesellschaft am zuträglichsten ist. Wollte sich der Staat um diese Anstalten gar nicht bekümmern; so würde die Versorgung der Armen bloß zufällig seyn; hier würden zu viel Wohlthätigkeitsanstalten, dort zu wenig oder gar keine existiren; hier würde man ohne alle Ordnung und Plan, dort nach schlechten Planen zu

Werke gehen. Der Staat muß daher den Unterstützungsanstalten systematischen Zusammenhang und Einheit geben; er kann der Privateinrichtung vieles, ja das meiste überlassen, aber er muß sie doch allgemeinen Anordnungen und Regeln unterwerfen, damit durch das ganze Land gleiche Principien herrschend werden.

## §. 236.

Die Armenanstalten müssen theils auf gewöhnliche, theils auf ungewöhnliche Zeiten oder auf außerordentliche Zufälle berechnet seyn.

Gewöhnliche Zeiten nenne ich solche, wo keine außerordentlichen Vorfälle den Verdienst der Arbeiter erschweren oder unmöglich machen, wo die gewohnten und üblichen Nahrungswege jedem Arbeiter ein leichtes und sicheres Auskommen verschaffen. In solchen Zeiten werden in einem gut organisirten Lande nur wenige Fälle vorkommen, wo jemand der öffentlichen Unterstützung bedarf. Um so leichter wird es seyn, für diese Fälle zu sorgen.

Arbeit muß in dem Lande das Mittel seyn, sich Nahrung und Auskommen zu verschaffen. Die erste Mafsregel, die der Staat zu nehmen hat, um jedermann es zu erleichtern, dafs Arbeit für sich finde, ist, dafs er nicht bloß jedermann gestatte, sich im Lande Arbeit zu suchen, wo er sie findet, und jedem die Er-

laabniß zu jeder Art von Arbeit gebe, wo nicht ein höherer Zweck ausdrücklich eine Einschränkung verlangt, sondern daß er auch Mittel treffe, daß jeder, dem es an Arbeit fehlt, leicht den Ort finden könne, wo seine Arbeit gesucht wird. Eine Association der Gewerbsgenossen im ganzen Reiche nach den Abtheilungen ihrer Gewerbsarten; und Communicationswege, wodurch leicht bekannt gemacht werden kann, wo zu viel oder zu wenig Arbeiter einer gewissen Art vorhanden sind, wird das beste Mittel seyn, mäßig werdenden Händen auf das schnellste wieder Beschäftigung zu verschaffen und die Arbeiter aller Art gleichmäßig im Reiche zu vertheilen.

Dergleichen Associationen der Gewerbsgenossen oder Zünfte (§. 185) werden aber auch am besten dazu dienen können, die Hilfsanstalten zu organisiren, und es ist billig, daß jede Genossenschaft zunächst ihrem Unglück mit eignen Kräften entgegen zu arbeiten suche. Auf diese Weise ist es am ersten möglich, den Nothleidenden sicher und ohne Verletzung des Ehrgefühls zu helfen, da sie ihre eigne Casso als ihre Sparcasse ansehen können. Es wird daher

1. Eine Genossenschaft der Handarbeiter in jeder Stadt, für die freyen Stadtarbeiter, und in jedem Kreise für die freyen Landarbeiter

organisirt werden. Wer sich in dieselbe einschreiben läßt, gibt wöchentlich einen kleinen Theil seines Wochenlohnes in die Unterstützungssaffe dieser Zunft, und erhält dafür, wenn er nach einer bestimmten Reihe von Jahren in einem Nothfall geräth, den die Deputirten dieser Zunft nach vorgeschriebenen Regeln beurtheilen, eine vorübergehende oder länger dauernde Unterstützung.

2. Verschiedene Genossenschaften der männlichen und weiblichen Dienstboten. Die Mitglieder erlegen nach ihrem Alter ein verhältnißmäßiges Eintrittsgeld und einen kleinen monatlichen oder vierteljährigen Beytrag. Dagegen sind sie, wenn sie zu dienen unfähig werden und eine gewisse Zeitlang ununterbrochen beygetragen haben, berechtigt, wöchentlich eine gewisse bestimmte Summe zu verlangen. Es ist Pflicht für diejenigen, welche Gefinde halten, treue Dienstboten, die im Alter unfähig werden, ferner zu dienen, zu versorgen. Eine öffentliche Erziehung, wornach selbst jede Herrschaft für ihr Gefinde steuern kann, erleichtert dieses Liebeswerk außerordentlich und ist zugleich das schönste Mittel, das Gefinde gut und ordentlich zu erhalten.

3. Eine Pensionsanstalt für alte Staatsdiener für ihre Wittwen und Kinder ist in jedem Lande nothwendig. Wenige Staatsdiener haben eine solche Befoldung, daß sie davon in ihrer Dienstzeit so viel sollten sammeln können, daß sie, bey eintretender Unfähigkeit, von ihrem Vermögen sollten leben können. Dennoch ist der Staat schuldig, Personen, deren Kräfte in seinem Dienste erschöpft sind, nicht darben zu lassen. Es muß daher ein Pensionsfond für invalide werdende Staatsdiener eröffnet werden. Am besten geschieht dieses durch einen verhältnißmäßigen Gehaltsabzug, wobey dem Beamten und seiner Wittwe und unmündigen Kindern zugleich ein Theil seines Gehalts als Pension auf den Fall, daß er invalide wird oder stirbt, versichert wird. Billig muß diese Versorgung nach seinem Stande abgemessen werden und ihm nicht dem Mitleiden Preis geben. Denn das Alter der Ruhe darf nicht die Zeit des Jammers und Elendes werden. Das ausgediente Militär gehört in dieselbe Classe. Dessen Versorgung ist ganz Sache des Staats.
4. Jeder Gewerbscorporation (§. 185) muß zur Bedingung gemacht werden, für ihre unglücklich oder invalide werdenden Mit-



glieder Hilfs- und Unterstützungscassen zu errichten. In großen Manufacturen läßt sich leicht die Einrichtung treffen, daß jeder Arbeiter wöchentlich eine Kleinigkeit in die Versorgungscasse geben muß, und ein gleiches gilt vom Gesellenstande der Handwerker u. s. w.

Was die Handwerksmeister, Künstler und Krämer betrifft; so müssen auch von ihnen Hilfscassen formirt werden. Aber diese müssen einen doppelten Zweck haben, nemlich ihren Gliedern theils kleine Capitale vorzuschießen, theils ihnen in den äußersten Nothfällen wirkliche Almosen zu geben. Oft fehlt es dem Handwerker, dem Künstler, dem kleinen Kaufmanne, nur an einem Vorschusse, um sich in gutem Stande zu erhalten, oft hat er sogar Waaren und einen großen Werth im Hause, aber er kann sie nicht sogleich zu einem guten Preise absetzen. Um einen bessern Verkauf abzuwarten, muß er aber Geld zur Fortsetzung seines Gewerbes haben. Ein kurzer Credit kann ihm oft aus aller Noth helfen und die größten Vortheile schaffen. Eine solche Leihcasse wird aber viel besser in der kleinen Gesellschaft, von welcher er ein Glied ist und die er selbst mit hat errichten helfen, verwahrt seyn, und die Vorschüsse zu bessern Bedingungen machen, als

wenn der arme Mann, der in Noth ist, zu andern Leihinstituten, seine Zuflucht nehmen soll.

Andre können durch die Hülfe dieser Cassen mit Werkzeugen, rohen Materialien u. s. w. unterstützt werden. In das Detail der Ausführung dieser Institute einzugehen, ist hier der Ort nicht. Nur so viel sieht ein jeder leicht ein, daß sie außerordentlich wirksame Mittel seyn müssen, der Armuth vorzubeugen, oder sie da, wo sie unvermeidlich ist, nicht zu Schanden werden zu lassen. Dabey haben sie noch die nicht gering zu achtende Nebenwirkung, daß sie den Gewerbsgesellschaften eine politische Wichtigkeit verschaffen, und Gelegenheit geben, sich auszeichnende Bürger durch Würden und Ehrenstellen zu belohnen.

§. 237.

Außerdem muß jede Gemeinde, jede Stadt, jeder Kreis, jede Provinz ihre allgemeinen Anstalten haben, welche denjenigen nach gleichen Principien zu Hülfe kommen, die zu keiner Zunft oder engeren Gesellschaft gehören, oder noch kein Recht an die kleinere Gesellschaft erlangt haben. Für diese allgemeinen Anstalten wird, nach den bisher vorgeschlagenen Einrichtungen wenig übrig bleiben, und um so mehr werden sie durch freywillige Beiträge und durch Unterstützung aus der Staats-

Casse errichtet und erhalten werden können. Es scheint zwar einerley zu seyn, ob der Staat aus seiner Casse die Armenanstalten unterstützt, oder ob er dazu eine eigne Steuer ausschreibt, und letztere scheint sogar noch besser zu seyn, da auf diese Art die Bestimmung der Abgabe klar ist, und ein ganz eigener abgeonderter Fond gebildet wird, der seiner Bestimmung nicht so leicht untreu wird. Dennoch scheint es mir besser zu seyn, wenn der Staat lieber seinen Theil von der allgemeinen Staatseinnahme zur Verforgung der Armen bestimmt. Auf diese Weise behält 1) die öffentliche Beyhülfe das Ansehen der Wohlthätigkeit und wird eine Aufmunterung für die Privatwohlthätigkeit. Zieht der Staat eine Armensteuer, so hält sich jeder mann für entbunden, etwas weiteres für die Armen zu thun: jeder hält es nun für eine Rechtspflicht des Staats, die Armen von der Steuer zu verfor gen, und die Neigung zur Privatwohlthätigkeit wird dadurch ungemein geschwächt. Thut aber der Staat aus den allgemeinen Einkünften den Armen Gutes; so scheint die Hülfe von seiner Sparsamkeit aus einer besondern Vorforge zu fließen; kurz, seine Handlungsweise erhält ein viel liebenswürdiges und interessanteres Ansehen; und ist viel fähiger, große Beyspiele unter dem Volke zu erwecken. Dabey kann dieselbe Ordnung herrschen, als

wenn eine Armensteuer vorhanden wäre, indem ein besonderes Collegium und ein besonderer Armenfond errichtet wird, der regelmäfsig von den allgemeinen Einkünften gespeiset wird,

2) Auch in Ansehung der Armen hat die Armensteuer die nachtheilige Wirkung, dafs sie die Unterstützung, welche sie empfangen, nicht mehr als eine Wohlthat, sondern als etwas betrachten, das sie von Rechtswegen fodern können, und wofür sie weder der ganzen Gesellschaft noch der Regierung Dank schuldig sind. Die Armen fangen an, eine völlige Opposition gegen die Verwalter der Armenkasse zu machen, indem sie diese als ihren Schatz betrachten, worüber sie Rechenschaft fodern können. Niemand schämt sich mehr, öffentliche Unterstützung zu fodern, weil er es von Rechtswegen thun zu können glaubt.

§. 238.

Die öffentlichen allgemeinen Anstalten müssen zum Zweck haben, das Fehlende der specielleren Privat Institute zu ergänzen, nemlich:

1) Denjenigen Arbeit zu schaffen, welche durchaus keine finden können oder keine finden zu können vorgehen. Zwar wird es in einem gut organisirten wohlhabenden Lande den Arbeit suchenden nicht leicht an Arbeit fehlen, indessen können doch

Jakobs Policygesetzgebung.

X x

einzelne Fälle vorkommen, wo einzelne Arbeiter kein Unterkommen finden und dieses zum Vorwande der Betteley nehmen könnten. Ein Industriehaus, öffentliche Magazine, aus welchen Materialien zur Arbeit verabreicht werden können, Anweisung an öffentliche Arbeiten u. d. w. sind Mittel, um dieses auszuführen, die aber nur nach den verschiedenen vorhandenen Localumständen näher bestimmt werden können. Indessen bemerke ich im allgemeinen, daß es immer als ein Uebel anzusehen ist, wenn an den Staat Ansprüche gemacht werden, den Unterthanen Arbeit zu verschaffen. Wo sich daher diese Anforderungen häufen, da muß der Staat lieber die Quellen des Mangels der Nachfrage nach Arbeit wegzuschaffen, als seine Arbeitsanstalten zu erweitern suchen. Ueberhaupt muß die Arbeit, welche der Staat verschafft, nur eine Interimsarbeit, ein Rettungsmittel gegen die Noth seyn, die dem Arbeiter Zeit verschafft, sich nach einem andern Unterkommen umzusehen. Daher muß auch die Arbeit, welche der Staat solchen Personen verschafft, nie einladend, nie fesselnd seyn. Jeder muß lieber wünschen, bey Privatpersonen, als in dergleichen öffentlichen Instituten zu ar-

beiten. Der Staat soll es bey seinen Arbeitsinstituten zwar nicht auf Gewinn anlegen, er soll aber auch der Privatindustrie den Verdienst nicht wegnehmen, er darf die Arbeiter weder besser bezahlen, noch die Waaren wohlfeiler verkaufen, als der gewöhnliche Marktpreis bestimmt; kurz seine Arbeitsinstitute müssen immer nur als Nothmittel, als Rettungsmittel gegen das Elend angesehen werden. Ist es daher möglich zu machen, daß er die Arbeitslosen bey Privatleuten, bey solchen, bey welchen er seine eignen Arbeiten bestellt hat, als Armeeschneidern, Armeeschuhmachern, Gewehrfabriken u. s. w. unterbringt, so ist es besser, als in öffentlichen Arbeitshäusern, und dieses wird sich um so eher ausführen lassen, je mehr er die Arbeiten für die Armes in die verschiedenen Provinzen nach dem Verhältniß der Garnisonen vertheilt hat: und diese Art der Arbeit regelmäsig fort dauert, auch leicht auf eine kurze Zeit etwas vermehrt werden kann.

- 2) Oeffentliche Leihanstalten gegen sichere Pfänder zu mäßigen Zinsen, um auch denen zu Hülfe zu kommen, welche in den Privatleihanstalten, deren wir vorher gedacht haben, keine Hülfe finden können.

X x 2

- 3) Zwangsarbeitsanstalten für Müßige und Faule, welche auf der Betteley oder bey einer lästerhaften Lebensart ertappt werden.

Die Policey muß wachsam und streng seyn, und das Princip genau ausüben, nicht zu dulden, daß ein Müßiggänger sich bloß von dem Vermögen anderer ernähren könne. In dieser Hinsicht muß sie so organisiert seyn, daß ein Aufenthalt von Vagabonden, Bettlern, Spielern u. s. w. nicht wohl möglich ist; eine gute Organisation des Armenwesens kann ihr hierin trefflich zu Hülfe kommen, wenn in den Städten und in den Dörfern ein Aufseherwesen eingerichtet wird, das nicht bloß jeden Armen ausforscht, sondern vor welchen sich auch kein Mensch verbergen kann, der den Müßiggang zum Gewerbe macht. Gegen solche Menschen muß die Policey streng und unerbittlich seyn.

Bei der Aufmerksamkeit auf Fremde muß indeß auch dahin gesehen werden, daß der Fleißige und Arbeitsame nicht zurückgedrückt werde. Da, wo jedes Kirchspiel und jeder District seine Armen ernähren muß, erwacht gemeinlich ein starker Geist der Unduldsamkeit. Um sich nicht mit Armen zu überladen, läßt man keinen, der nicht zum Kirchspiel schon gehört, herein, wenn er nicht ein gewisses Vermögen mitbringt oder einen Bürgen stellt. Eine solche Einrichtung herrscht in vielen deut-

schen Staaten und in England ist das Law of Settlement deshalb sehr übel berüchtigt. Durch ein solches Gesetz wird der Umlauf der arbeitenden Kräfte gestört, und in dem einen Kirchspiele ein Ueberfluß arbeitender Hände zur Last der übrigen gehalten, indess sie in andern fehlen. Sind die Bedingungen der speciellen Unterstützung an die Beyträge der Arbeiter und an eine gewisse Zeit des Beytrags gebunden, und sind für die, welche keine Ansprüche an die speciellen Anstalten haben, allgemeine Landesinstitute vorhanden; so fällt diese Schwierigkeit weg und die Bewegung der Arbeiter nach den Orten, wo sie gesucht werden, wird nach den von uns aufgestellten Principien ganz frey.

Wo die Faulheit und der Müßigang keine Nahrung findet, sondern unaufhörlicher Verfolgung ausgesetzt ist, da werden sich die Lüderlichen von selbst entfernt halten, und wenn die Arbeiter sich ihren Aufenthalt beliebig wählen können; so werden sie natürlicher Weise sich dahin ziehen, wo die mehreste Nachfrage nach Arbeit ist. Die Armen- und Versorgungsanstalten werden sie auch von der Arbeit nicht zurückhalten, wenn nur die Ordnung beobachtet ist, daß durch Arbeit sich jedermann einen bessern Zustand verschaffen kann, als er in jenen Anstalten findet.



- 4) Wittwencaffen, Leichencaffen, Sparcaffen und Rentenanstalten aller Art sind Mittel, sich für außerordentliche Fälle mit einem Nothpfennig zu versehen, und können gute Unterstützungsmitel für Leute ohne Vermögen seyn. Sie gedeihen am besten, wenn sie als Privatinstitute errichtet und verwaltet werden. Jedoch müssen sie unter der allgemeinen Beurtheilung und Aufsicht der Policey stehen.
- 5) Einen Hauptgegenstand der allgemeinen Vorforge müssen die elternlosen armen Kinder ausmachen. Ueberläßt man diese ihrem eignen Schicksale, so werden sie leicht eine Last der Gesellschaft, indem sie sich an Müßiggang und Betteley gewöhnen und auf diese Art den verderblichsten Gift des geselligen Lebens einsaugen und fortpflanzen. Werden sie aber bey fleißigen Leuten untergebracht, so kosten sie nur kurze Zeit geringe Unterstützung und ersetzen der Gesellschaft durch ihren Fleiß in der Zukunft diesen Aufwand reichlich. Sind Arbeitschulen vorhanden, so können sie in denselben sowohl die gehörige Ausbildung des Verstandes und Herzens als auch Geschicklichkeit und Lust zur Arbeit bekommen, und es läßt sich in dieser Hin-

sicht nichts wohlthätigeres denken, als die Einrichtung guter Arbeits- und Industrieschulen. Die Jugend der Armen verdient besonders in einem manufacturreichen Lande die allergrößte öffentliche Aufmerksamkeit; die Kinder lassen sich aber gerade hier auch am ersten unterbringen, und können daselbst am leichtesten Stoff und Gelegenheit zu nützlichen Beschäftigungen finden. Von der Einrichtung solcher Schulen haben wir schon oben (§. 137) geredet.

§. 239.

Bey einer solchen Organisation der Armenanstalten, wie wir sie bisher beschrieben haben, bleiben nur gänzlich Hülfslose, Krüppel, kraftlose Greise, Kranke, kleine Kinder, die ohne alles Vermögen sind, ganz zu ernähren übrig. Krankenhäuser, Spitäler, Waysenhäuser u. s. w. werden theils durch Privatwohlthätigkeit, theils auf öffentliche Kosten im Lande entstehen und diesen Bedürfnissen abhelfen können, und eine aufmerksame und weise Regierung wird leicht die Wege finden, wie sich diese Anstalten am besten vertheilen und verwalten lassen.

Gute Verwaltung ist eine Hauptsache bey allen Armenanstalten. Sie ist am ersten von einer Gesellschaft redlicher und öffentlich geachteter Männer zu erwarten, und man er-

reicht dieses am besten, wenn die Vorsteher aus der Mitte der Gemeinde erwählt werden, wenn jeder Ort seine eigne offene Verwaltung hat. Ueberhaupt muß in der Führung des Armenwesens die größte Publicität herrschen. Das Publicum muß von der Verwendung der Arme ngelder auf das bestimmteste Unterricht erhalten und alle Armeninstitute eines Orts müssen unter einander in Harmonie gesetzt werden, so wie das ganze Armenwesen der Provinz und des ganzen Landes unter einer allgemeinen Direction stehen muß, wenn sie ihren Zweck ganz erreichen sollen. — Dabey ist eben nicht nothwendig, daß alle Anstalten nach einem Leisten geschmiedet werden. Man kann immer jedem Orte seine besondern Einrichtungen lassen, wenn sie nur zweckmäßig sind. Alles dieses ist nach Localumständen zu beurtheilen. Mancher Ort kann so reichlich mit Privatversorgungsanstalten versehen seyn, daß eigne Staatsanstalten daneben überflüssig seyn würden. An andern Orten wird schon ein Beytrag aus der öffentlichen Casse hinreichend seyn, das noch Fehlende zu ergänzen. Es ist unmöglich, hierüber allgemeine Vorschriften zu geben, genug, daß die Grundsätze fest stehen.

Ueberhaupt haben die verschiedenen Länder auch ganz verschiedene Bedürfnisse in Ansehung der Armenanstalten. Ernährt sich ein

Land größtentheils von der Erzeugung roher Producte, so wird es wenig Arme haben, da der Landbau überflüssige Arbeit darbietet. Hier wird das Armenwesen, selbst ohne öffentliche Organisation, leicht in eine gute Ordnung kommen können, da das Mitleiden wenig zu verfor- gen hat. Selbst wenn der Ackerbau in einem solchen Lande schlecht bestellt ist, und durch Leibeigne betrieben wird, werden wenig Bettler entstehen. Denn die Leibeignen werden sämmtlich von ihren Herren nothdürftig ernährt, und wenn man in solchen Ländern den- noch die Strassen mit Bettlern angefüllt findet, so ist dies nur ein Zeichen der allerschlechte- sten Policey, die sich nicht einmal die Mühe gibt, dergleichen Personen in das Gebiet ihrer Herren zu weisen und diese zu ihrer Ernährung anzuhalten. Entstehen aber in dergleichen Ländern Menschenclassen, die zum Ackerbau nicht zugelassen werden, oder sich dessen schä- men, und denen es doch an Capital oder Ge- schicklichkeit fehlt, andere Arbeiten zu ver- richten; so kann, des Ueberflusses der Nah- rungsmittel ungeachtet, das Land mit Bettlern und Armen aller Art überschwemmt werden. Dieses ist immer ein Zeichen einer sehr schlech- ten Landesverfassung.

In Ländern, wo es viele Manufacturen gibt, wo insonderheit die Manufacturen viel

Waaren fürs Ausland liefern, da können viel leichter die Arbeiter in Verlegenheit kommen, da wird das Armenwesen viel künstlicher und zusammengesetzter, und die Politik muß daher in dergleichen Ländern einen viel künstlicheren Character annehmen. Man würde sich indessen sehr irren, wenn man glauben wollte, daß ein solches Land, in welchem Ackerbau hauptsächlich getrieben wird, deshalb viel glücklicher sey, als ein anderes, wo der Manufacturfließ einen größern Umfang gewinnt. Denn der Ackerbau kann nur da alleinige Nahrungsquelle bleiben, wo Leibeigenschaft herrscht und das Land in lauter große Güter getheilt ist. Hier ist aber der Leibeigene so elend daran, daß der Bettler in einem freyen Lande gegen ihn ein König ist, und die elende Nahrung, die er bekommt, reicht auch weiter nicht, als daß sie ihn gegen den Hungertod schützt. Wo aber der Ackerbau von freyen Leuten betrieben wird, und wo das Land in kleine Grundstücke vertheilt ist, da werden sehr bald Manufacturen entstehen. Können in einem Manufacturlande leichter Arme in Verlegenheit kommen, so hat es auch weit mehr Mittel, diesen Verlegenheiten abzuheffen, und eine gute Staatswirthschaft kann hier den Wohlstand viel allgemeiner und ausgedehnter machen, als dort, obgleich bey gleich schlechter Staatswirthschaft

das Elend hier in viel grelleren Farben zum Vorschein kommt, als dort.

§. 240.

So lange alles im gewöhnlichen Zustande und im ordentlichen Gange bleibt, reichen die gewöhnlichen Mittel hin, den Unfällen der Armuth abzuhelpen, wenn sie nach den bisher zergliederten Principien organisiert sind. Sobald aber unvermuthete oder außerordentliche Vorfälle eintreten, welche einen großen Theil des Volks plötzlich außer Stand setzen, seine Subsistenzmittel zu verdienen, reichen alle Armenanstalten nicht mehr hin, den Bedürfnissen der Armuth abzuhelpen. Sind die Ursachen so, daß sie fortdaurend wirken, daß sie nach und nach das Volk in Armuth stürzen und eine immerwährende Nahrungslosigkeit herbeyführen; so ist in den Armenanstalten gar keine Rettung mehr, und keine Armenpolicey kann das allgemeine Elend verhindern. Hier müssen ganz andere Mittel angewandt werden, das Uebel zu heilen, als Unterstützungsanstalten der Dürftigen. Bringen aber vorübergehende Ursachen dergleichen Erscheinungen hervor, dann kann sich der Staat allerdings gegen dieselben vorbereiten oder außerordentliche gleichfalls vorübergehende Gegenmittel anwenden.

Zwey Umstände sind es insonderheit, welche machen, daß die gewöhnlichen Hülfsmittel für die Armen des Landes nicht mehr ausreichen:

- 1) Eine plötzlich eintretende außerordentliche Theurung der nothwendigsten Lebensmittel. Die Lebensmittel können aus dreyerley Ursachen im Preise steigen. Erstlich, weil die Bevölkerung des Landes und der innere Reichthum wächst, indem die dadurch vergrößerte Nachfrage eine erweiterte Cultur nothwendig macht und auf die Bebauung schlechterer und entfernterer Fekder mehr Kosten verwandt werden müssen \*). Eine Theurung, welche aus dieser Ursache entspringt, wird zugleich das Arbeitslohn erhöhen und den Wohlstand der Arbeiter vergrößern und daher die Sorge der Armenanstalten eher vermindern als vermehren; sie wird ein Zeichen von dem Glück des Volks seyn. Zweytens kann die Theurung von der Vermehrung der auswärtigen Nachfrage nach Lebensmitteln herrühren. Wenn reiche benachbarte Völker Mangel an Lebensmitteln leiden; so werden sie den Preis derselben in unserm Lande so hoch in die

---

\*) S. meine Nat. Oek.

Höhe treiben können, daß dadurch eine Menge Menschen in große Noth gerathen, weil es nicht in ihrer Gewalt steht, so plötzlich die Preise ihrer Waaren und Arbeiten in gleicher Proportion zu erhöhen. Nähme die auswärtige Nachfrage einen beständigen Character an, so daß jährlich auf eine Wiederkehr derselben gerechnet werden könnte; so würde sie die innere Production und den Reichthum des Landes vermehren und daher sehr bald nur wohlthätige Folgen äußern. In diesem Falle dürften also nur in den ersten Jahren außerordentliche Maßregeln zur Abhelfung der durch eine solche Crisis eintretenden Noth ergriffen werden, wozu schon oben (§. 211) einige Winke gegeben sind; kommt aber eine solche Nachfrage nur ruckweise und hört im folgenden Jahre auf; so wirkt sie wenig auf Verbesserung des Ackerbaues und Vermehrung der Nahrungsmittel, und in diesem Falle muß von den oben (§. 211) angezeigten Mitteln ein desto stärkerer Gebrauch gemacht werden. Es ist nichts billiger, als daß in diesem Falle diejenigen das meiste zur Verstärkung der Mittel, dem leidenden Theile zu helfen, beytragen, welche den größten Gewinn davon ziehen. Drittens; kann



aber auch die Theurung aus Missernten, aus wirklichem Mangel oder aus der realen Verminderung der Lebensmittel entspringen. In diesem Falle reicht das bis dahin übliche Arbeitslohn nicht mehr, um damit die gewohnten Lebensbedürfnisse zu bestreiten, und es tritt nicht bloß unter den Tagelöhnern, sondern auch unter den gemeinen Handwerkern und Manufacturarbeitern die größte Noth ein. Der vorhergehende Fall ist bey weitem nicht so nachtheilig für das Land, und eröffnet durch sich selbst eine Menge neuer Hilfsquellen. Denn da der Landmann dadurch viel gewinnt, so erweitert sich auch die inländische Consumtion, folglich die Nachfrage nach Arbeit, und wenn diese Nachfrage gleich nicht zunächst diejenigen Volksklassen trifft, auf welche der erste Druck der Theurung fällt, so zeigt sich doch der Einfluß davon sehr bald in der Ferne, indem diejenigen, welche zunächst Vorthelle von dem Landmanne ziehen, ihren dadurch entstehenden Wohlstand auch bald andern mittheilen, und auf diese Art es bald die meisten Stände in ihre Gewalt bekommen, den Preis ihres Lohnes so zu erhöhen; daß sie Antheil an dem Wohlstande des Landmannes nehmen.

Selbst wenn die Ausfuhr nur ruckweise geschieht, entschädigt doch der dadurch entstandene Wohlstand des Landmannes die Handwerker und Fabrikanten, welche fürs Inland arbeiten, in dem Verlauf der Zeit; für die in einer kurzen Periode erlittene Verlegenheit, und ein grosser Theil des auf diese Art eingebrachten Capitals wird immer auf die Verbesserung und Erweiterung des Landbaues fahren. In diesen Fällen sind es daher fast nur die öffentlichen Beamten, welche kleine Befoldungen haben, deren sich der Staat hauptsächlich annehmen muß. Ganz anders aber ist es, wenn die Theuerung aus wirklichem Mangel im Lande herrührt. Dann hat es keine einzige Classe von Arbeitern in ihrer Gewalt, ihren Lohn proportionirlich zu erhöhen. Denn da alle Stände mehr für Brot ausgeben müssen; so verzehren sie in andern Dingen weit weniger, als sonst, und selbst die Landleute, welche die hohen Preise erhalten, können keinen gröfseren Aufwand machen, da sie wenig verkaufen können, also der hohen Preise ungeachtet, wenig einnehmen, und viel Capital vielleicht gar ins Ausland für Getreide geht, welches sonst auf inländische Arbeit verwandt ist. Die Nachfrage

nach Arbeit nimmt also aus mehreren Ursachen eher ab als zu, und es ist folglich eher ein Grund zur Verminderung, als zur Erhöhung des Arbeitslohnes vorhanden. Eine sehr kräftige Unterstützung wird daher den ärmern Classen gewährt und das Verarmen sehr verhindert, wenn ihnen bey einer solchen eintretenden Theurung das Bröt zu einem Mittelpreise überlassen werden kann. Da eine Theurung dieser Art gewöhnlich nicht sehr lange anhält, so braucht diese Unterstützung nie sehr lange zu dauern, und es würde dadurch nicht bloß den Armen, sondern der ganzen Gesellschaft ein Dienst geschehen, insbesondere, wenn es möglich zu machen wäre, diese Unterstützung aus gesammelten Vorräthen zu reichen. Denn dann würde dadurch das Getreide auf dem Markte vermehrt und eben dadurch auch auf Verminderung des Getreidepreises, folglich auf Erleichterung der übrigen wohlhabenderen Stände gewirkt.

Am leichtesten würde sich dieses ausführen lassen, wenn jede Commune in wohlfeilen Zeiten sich ein so großes Mehlmagazin ankaufte, als nöthig wäre, um ihren dürftigen Mitgliedern auf ein Jahr wohlfeiles Brot zu verabreichen. Würde eine solche Anstalt durch die

Verordnung des Staats allgemein gemacht, so würde sie ein unfehlbares Mittel gegen eine solche vorübergehende Theurung seyn. Zwar wäre es auch möglich, dieses durch Geldzuschüsse zu zwingen. Denn wenn die Commune den Ueberschufs über den Mittelpreis zuschießt; so liefert sie dem Armen gleichfalls wohlfeiles Getreide. Allein a) fällt gemeiniglich zur Zeit der Theurung ein solcher Zuschufs der Commune selbst sehr schwer, da jeder für sich selbst grössere Ausgaben hat. Wenn sie aber auch das Capital dazu vorher gesammelt hätte; so wird doch b) dadurch nicht die Quantität des Getreides vermehrt, welches aber der Fall ist, wenn die Mehlmagazine eröffnet werden.

Man hat häufig vorgeschlagen, zur Unterstützung der Armen auf dergleichen Nothfälle grosse Landesmagazine zu errichten. Allein die Erfahrung lehrt im allgemeinen, dafs dergleichen Anstalten, wenn sie vom Staate im Grossen ausgeführt werden, viel schlechter und viel kostbarer ausfallen, als wenn es von kleinern Gesellschaften geschieht. Anschaffung des Getreides, Aufsicht, Vertheilung, alles wird in solchen grossen Magazinen erschwert und kostbarer. Alles erscheint viel leichter und zweckmässiger, wenn jede Stadt und jeder Dorfdistrict sein eignes Magazin halten mufs, und gleichsam unter unmittelbare Aufsicht und Administration

*Jakobs Polizeygesetzgebung.*

Y y

derer gesetzt wird, denen es gehört und die es gebrauchen sollen. Jeder Ort kann sein Bedürfnis am leichtesten berechnen, den Einkauf am vortheilhaftesten machen, und am besten beurtheilen, wo die Nothwendigkeit der Unterstützung vorhanden ist. Dergleichen Magazine würden auch den Gemeinden nicht sehr schwer fallen, da sie nur die erste Auslage kosteten, und der höhere Preis, zu welchem alles gegen den Einkaufspreis verkauft werden könnte, die Wiederanschaffungskosten hinreichend decken würde. Dem Staat würden nur die Militär Magazine, vielleicht auch die Magazine für die ärmeren Civilbedienten überlassen bleiben. Denn je mehr das Magazinwesen getheilt wird, desto leichter wird die Ausführung, und wenn es nur unter eine systematische Controlle gesetzt und nach einer einzigen Idee organisiert wird; so kann dabey alles erfüllt werden, was nur von Magazinanstalten gefodert werden kann. Auf jeden Fall scheinen mir solche von mir vorgeschlagene reale Magazine besser und sicherer zu seyn, als das vom Hrn. Grafen Soden \*) vorgeschlagene ideale Getreidemagazin. Jedoch ist der Zweck dieser von mir vorgeschlagenen Anstalten auch nur von engem Umfange, indem sie nur zur Unterstützung der ärmeren Classen zur

---

\*) Nationalökonomie, Bd. II.

Zeit reeller aus Mangel herrührender Theuerung dienen sollen. Sobald Staatsdienern der Werth ihrer Beföldung nach dem Durchschnittswerth des Getreides von Zeit zu Zeit gesichert würde, würden diese vor dergleichen Noth schon sicherer gestellt werden.

- 2) Ein anderer außerordentlicher Fall, auf welchen die gewöhnlichen Armenanstalten nicht berechnet seyn können, ist, wenn plötzlich ein starker Nahrungsweig abgebrochen wird. In einem Lande, wo Getreidebau die Hauptnahrungsquelle ist, kann dieses so leicht nicht vorkommen. Die Arbeiter werden daselbst von den Gutsherren fast immer auf gleiche Weise ernährt, und es interessiert den Landarbeiter wenig, ob sein Herr mehr oder weniger Producte aus dem Lande führen kann. Wird daher die Nachfrage nach den rohen Producten mit einem Male durch Krieg oder andere Vorfälle gehemmt; so fühlen bloß die Herren, die Kaufleute und reicheren Fabrikanten das Ungemach, auf die ärmere arbeitende Classe hat es keinen bedeutenden Einfluß, da nur wenig Menschen mit der Fabrication und Exportation dieser Producte beschäftigt sind. Ganz anders ist dieses in einem Manufacturlande, besonders wenn große Manufacturen für das Ausland be-

schäftiget find. Die kleinen Bebugen, welche Veränderung der Mode, des Geschmacks u. f. w. hervorbringen, find nicht sehr zu achten. Denn theils treten sie selten plötzlich ein, theils finden die dadurch mülsig werdenden Arbeiter leicht ein anderes Unterkommen, da sich nur die Direction des Capitals im Lande ändert, und also dieselbe Quantität Arbeit immer fort gesucht wird. Werden aber im Auslande Waaren verboten, oder mit starken Zöllen belegt, verbreiten sich die Landesmanufacturen in andern Ländern, welche uns sonst abkauften, oder hemmt ein Krieg die Abfuhr u. f. w.; so können zuweilen so gewaltige Stockungen entstehen, das viele tausend Hände ihre Arbeit verlieren und tausende brotlos werden. Man sieht leicht ein, das in solchen Fällen den einzelnen Orten nicht zugemuthet werden kann, die grose Menge der dadurch brotlos werdenden Familien zu versorgen. Denn oft würde das Vermögen einer ganzen Stadt kaum hinreichen, einen solchen Schaden zu decken. In den gewöhnlichen Armenanstalten finden sich auch selten Mittel, die Folgen eines solchen Uebels zu mildern. Die Sache ist aber so wichtig, das der Staat dabey nicht gleichgültig blei-

ben kann. Die Maßregeln müssen nach der Verschiedenheit der Ursachen und der Beschaffenheit solcher Stockungen verschieden seyn:

- 1) Rührt die Stockung der Manufacturen daher, daß der Debit nur eine kurze Zeit aufgehalten wird, wie wenn große Banquerotte vorgefallen sind, die Zahlungen ausbleiben, Schiffe untergegangen sind, oder sonst Ursachen eintreten, welche den regelmäßigen Debit eine gewisse Zeit aufhalten, wobey sich aber doch voraussehen läßt, daß er bald wieder in Gang kommen wird; so fehlt den Fabricanten zur Fortsetzung ihrer Gewerbe nur Capital. Der Staat kann in diesem Falle den Credit der Unternehmer unterstützen, und oft dadurch allein den Fortgang einer Manufactur unterhalten, deren Unterbrechung der Gesellschaft sehr große Summen gekostet haben würde. Die preussischen Manufacturen sind auf diese Art sehr häufig unterstützt worden. Indess muß der Staat bey solchen Unterstützungen sehr vorsichtig seyn, und es ist immer besser, wenn der Privatrecredit in dem Lande so ausgedehnt ist, daß dergleichen Manufacturherrs die Capitale wo anders finden können. Denn wenn sie



auch ihre Manufacturen unter den angeführten Umständen etwas einschränken; so werden sie dieselben doch nicht leicht ganz aufgeben.

- 2) Oft rührt die Stockung daher, weil andere Concurrenten den Markt überfahren. Um die fremden Concurrenten bankrott zu machen, oder sie vom Markte zu vertreiben, hat man die Manufacturherren durch Prämien in den Stand gesetzt, ihre Waaren so wohlfeil zu verkaufen, daß die fremden Verkäufer aus der Concurrenz zu treten genöthigt wurden, und sie dann nach kurzer Zeit wieder zu den alten Preisen verkaufen konnten, wo denn die Prämien wieder wegfielen. Die Prämien betragen immer eine Kleinigkeit gegen das, was man hätte anwenden müssen, wenn mit einem Male eine so große Menge Arbeiter brotlos geworden wären. Wenn im Staate einmal auf dergleichen auswärtige Debite viel gerechnet werden muß, so mag freylich die Noth oft zwingen, zu einem solchen Mittel seine Zuflucht zu nehmen. Unterdeß hält es vor der Critik einer echten Politik keine Prüfung aus, da ihm 1) eine ungerechte und feindselige Absicht gegen die Manufacturen anderer Län-

der zum Grunde liegt; 2) das Mittel so-  
gleich nichtig wird, sobald die fremden  
Régierungen durch gleiche Mittel entge-  
genwirken. Es wird daher besser seyn,  
wenn in solchen Fällen die Fabricanten  
genöthiget werden, durch grössere Kunst,  
bessere Maschinen; oder auch durch Ver-  
minderung ihrer Profite den obersten Platz  
in der Concurrrenz zu behaupten.

Die Prämien werden nur da nützlich anzu-  
wenden seyn, wo eine innere Theurung eine Er-  
höhung des Arbeitslohnes auf kurze Zeit noth-  
wendig macht und doch der Preis der Fabrik-  
waaren nicht erhöht werden kann. Herrscht  
nemlich auf den auswärtigen Märkten Concur-  
renz mit unsern Manufacturwaaren; so steht  
es nicht in der Gewalt der Manufacturherren,  
den Preis ihrer Waaren zu erhöhen, wenn gleich  
in ihrem Lande Urfachen dazu vorhanden sind.  
Sie können also auch nicht mehr Arbeitslohn  
geben. Tritt nun eine außerordentliche Theu-  
rung im Lande ein; so werden die Manufactur-  
arbeiter dieser Art vor Hunger sterben müssen,  
wenn sie nicht hier oder anderswo höhern Lohn  
empfangen können. Eröffnen sich nun andere  
Gelegenheiten in einer solchen Theurung, wo-  
bey mehr zu verdienen ist, und welche die Ar-  
beiter solcher Manufacturen sich leicht zu Nu-  
tze machen können; so ist es besser, daß jene

Manufacturen sich vermindern oder ganz eingehen, als daß die Gesellschaft für sie Aufopferungen macht. Sind aber dergleichen Gelegenheiten nicht vorhanden: so ist es allerdings anzurathen, diese Manufacturen die kurze Periode, wo die Theuerung so sehr drückt, durch Prämien zu unterstützen, und auf diese Weise den Arbeitslohn zu erhöhen. Der Fond zu diesen Prämien könnte in guten Zeiten leicht von den Manufacturherren selbst begründet werden, und es wäre vielleicht gut, wenn bey allen Manufacturen, die aufs Ausland berechnet sind, ein Prämienfond zur Unterstützung vorübergehender Nothfälle gesammelt würde. Ob diese Prämie in Gelde oder wohlfeilem Verkauf des Getreides u. s. w. besteht, ist im Grunde einerley, und man sieht leicht, daß die Unterstützung auf vielerley Art möglich ist. Je zeitiger man darauf bedacht ist, desto leichter wird es möglich seyn, den Fond zur Prämie durch die, welche den Vortheil vom Gewerbe ziehen, selbst zusammenzubringen.

3) Sind aber die Ursachen, welche unsere Manufacturwaaren von den fremden Märkten vertrieben, beharrlich, als Verbote, hohe Auflagen, zunehmende Kunst in jenen Ländern, oder zunehmende Theuerung der Lebensmittel, der rohen Materialien u. s. w. in unserm Lande; so

kann vielleicht eine kurze Unterstützung derer, welche dabey allzusehr leiden, nothwendig seyn. Aber da es unmöglich ist, diese lange fortzusetzen; so müssen zugleich Anstalten getroffen werden, den müßig werdenden Capitalen neuen Stoff und den arbeitslosen Händen andere Arbeit zu verschaffen. Bey einer guten Organisation des Landes werden nun zwar die Privatleute schon von selbst die Wege dazu am leichtesten finden. Aber oft kann auch der Staat bald directe, bald indirecte dazu behülflich seyn. Sind die Felder noch gebunden, sind noch Gemeinheiten, Hut-, Trift-, Jagdrechte u. s. w, welche den Landbau einengen; so kann er durch Gesetze den Boden frey machen, und dadurch den Capitalen und müßigen Händen ein fruchtbares und gewinnbringendes Feld eröffnen. — Auch kann er, nach der besondern Beschaffenheit der Umstände die öffentlichen Arbeiten eine Zeit lang etwas vermehren, um den vielen müßigen Arbeitern ein einstweiliges Unterkommen und Zeit zu verschaffen, sich nach besseren Gelegenheiten umzusehen.

Auch die Einführung der Maschinen kann bisweilen einige Vortheile des Staats er-

fodern. Denn so nützlich und heilsam die Einführung der Maschinen und aller Mittel ist, wodurch menschliche Kräfte erspart werden können; so läßt sich doch nicht leugnen, daß, wenn sie plötzlich eingeführt werden, dadurch viele Menschen außer Brot gesetzt werden, und es eine Zeitlang dauert, ehe diese wieder ihr Unterkommen finden. Der Staat muß daher in diesem Falle darauf bedacht seyn, den Arbeitern, welche durch Einführung der Maschinen ihr Brot verlieren, den Uebergang zu andern Arten der Arbeiten etwas zu erleichtern. Immer wird sich der Staat hierzu der Privatkräfte am vortheilhaftesten bedienen. Er hat aber viele Mittel in seiner Macht, directe und indirecte, ohne Gewalt anzuwenden, sie aufzuregen, sie zu richten, und nach den gemeinsamen Zwecken zu lenken.

*E n d e .*

---

# Register.

(Die Zahlen bedenten die Paragraphen.)

## A.

Academien, 154.  
Achtung, 132.  
Ackerbau, 194.  
Adel, 164.  
Aeltern, deren Gewalt  
über die Kinder, 165.  
Anstalten, 14.  
Anstand, öffentlicher, 137.  
Arbeitslohn. Mittel ihn  
zu erniedrigen, 205.  
Arme, ob sie ein Recht ha-  
ben, Almosen zu verlan-  
gen, 229. 8. 652.  
Armeen, ihr Einfluss auf  
Bevölkerung, 99.  
Armensteuer, 232.  
Armuth und Nah-  
rungslosigkeit hin-  
dern die Bevölkerung, 91.  
— Die Veranlassungen der-  
selben müssen gehoben  
werden, 232.  
Aufklärung, 148.  
Auflagensystem, wie es  
zur Beförderung der Indu-

strie gebraucht werden kön-  
ne, 201.  
Aufwandsgefetze sind  
verwerflich, 137. 232.  
Aus- und Einfuhrver-  
bote, ihr Einfluss auf die  
inländische Industrie, 201.  
202.  
Auswanderung, deren  
Einfluss auf Entvölkerung,  
96.

## B.

Banken, 227.  
Beamte, deren Bildung,  
152.  
Bequemlichkeit, 137.  
Bergbau, 193.  
Betteley, ist nicht zu dul-  
den, 139.  
Bevölkerung, Theorie  
derselben, 72 u. ff. — Ur-  
sachen derselben, 84 u. ff.  
— Ob sie bei uns schäd-  
lich werden könne, 103.

— Ihr Verhältniß zur Production, 104.

Bevölkerungs-Tabellen, ihre Einrichtung, 49.

Bordelle, 118. 158.

## C.

Cölibat, Einfluß auf die Bevölkerung, 97.

Censur, 69, 136, 155.

Circulation, 227.

Colonien, 215. — Können der Bevölkerung schaden; 88.

Colonisten, 100.

Concentrirung der Einnahme in wenige Hände schadet der Bevölkerung, 87.

Confiscationen, 177.

Credit, 227.

Cultivirung, 148.

Cultur, Begriff, 22. — Des Geistes, 146.

## D.

Dienstzwang, soll abgeschafft werden, 128.

Druckerpresse, 155.

## E.

Ebioniten, deren Religion verdient keine Duldung, 144.

Ehen zwischen ungefunten Personen, ob sie zu verbieten, 110.

Ehre, 132. Bürgerliche, Rang- und Standesehre, ebend.

Eid, ob er nothwendig in der bürgerlichen Gesellschaft, 144.

Eigenthum, öffentliches. Privateigenthum, 167. — Dessen Schranken, 208.

Eigenthumsrecht, 168. — Ist kein absolutes Recht,

173. — Schranken, 174.

— Sicherheit, 175.

Einwanderungen End der Bevölkerung vorthellhaft, 100.

Erziehung, 147.

Etats, deren Ueberlicht, 51.

Experimentalschulen, 154.

## F.

Festungen, 71.

Finanzen, gute, vermehren die öffentliche Macht, 66.

Finanzgesetze, 24.

Findelhäuser, 113.

Fischerey, 190. *S. 481.*

Forstwirthschaft, 191. *S. 411.*

Freyheit, gesetzliche, wie sie geschützt werde, 120.

— Der Gewerbe, 182.

Fremde, arme, Behutsamkeit gegen sie, 237.

## G.

Gebärh Häuser, 117.

Geburtshire und Geburtshände, 133.

Geburtshelfer, 112.

Geldwesen, dessen Einrichtung, 219. *S. 577.*

Gemeinden, deren Armenanstalten, 237.

Geschlechtstrieb, unsittlicher Gebrauch desselben, 138.

Gesetze, 24. — Müssen in Aufsehen erhalten werden, 57. — Müssen deutlich seyn, 162. — Ueber das Eigenthum können verändert werden, 172. — Des Eigenthums, deren Schranken, 175. — Deren Bestimmungen, 178.

Gefinde, dienstbares, 139.

Gesundheit, Policy der selben, 108 u. ff.

Gesundheit, Policy der selben, 108 u. ff.

Gesundheit, Policy der selben, 108 u. ff.

Gesundheit, Policy der selben, 108 u. ff.

Gesundheit, Policy der selben, 108 u. ff.

Gesundheit, Policy der selben, 108 u. ff.

Gesundheit, Policy der selben, 108 u. ff.

Gesundheit, Policy der selben, 108 u. ff.

Gesundheit, Policy der selben, 108 u. ff.

Gesundheit, Policy der selben, 108 u. ff.

Gesundheit, Policy der selben, 108 u. ff.

*S. 370.*

*Getreidehandel. S. 444 fg.*

Gewerbe, 22. — Wie deren Umfang zu erforschen, 50. — Betrügerische sind nicht zu dulden, 139. — Einzige Quelle des Reichthums, 180. — Wie die Einwohner dazu zu bestimmen, 183. — Vervollkommnung, 184. — Ob die Stadt- und Landgewerbe durch Gesezte zu trennen? 204. — Ob sie ganz frey zu lassen, 209.  
 Gewerbs - Associationen, wie sie für die Armenanstalten zu nutzen, 236.  
 Gewerbs - Corporationen, 185.  
 Gewerbsfreyheit, 131. — Innere, 210.  
 Gewerbstabellen, 50.  
 Gift, venerisches, Mittel der Policy dagegen, 156.  
 Grausamkeit gegen Thiere, 130.  
 Güte der Waaren, wovon sie abhängt, 207.

H.

Hagelstöße, 98.  
 Handel, ausländischer, kann der Bevölkerung schaden, 88. — Handel, soll in der Regel frey seyn, 209. — Ausnahmen, 211, 212, 228.  
 Handelsverträge, 228.  
 Hauptstadt, schadet der Bevölkerung, 87.  
 Hebammen, 112.  
 Herrschaften und Gefinde, 165.  
 Heyrathscaffen, 98.  
 Hurenwirthschaft, 158.  
 Hurerey, 138. — Oeffentliche ist nicht zu dulden, 118, 138.

J.

Jagd, 190. S. 448.  
 Innungen, in wie weit sie nützlich werden können, 166.  
 Juden, ob sie zu dulden, 144.  
 Justizgesetze, 24.  
 Justizverfassung, 178.

K.

Kenntniß des Volkes, 36 u. ff. — Nutzen davon, 53, 55.  
 Keuschheits - Commissionen richten nichts aus, 115.  
 Klöster hindern die Bevölkerung, 89. — Ob der Staat ein Recht habe, sie aufzuheben, 88, 145.  
 Knechtschaft, Folgen derselben, 123.  
 Krankenhäuser, 119.  
 Krankheiten und Epidemien, 118. — Ihr Einfluß auf Entvölkerung, 95.  
 Krieg, Einfluß desselben auf Entvölkerung, 99.  
 Kupfer schickt sich nicht zu Gelde, 220.

L.

Landstrassen, 158.  
 Laster darf keine Publicität haben, 138. — Allgemeine, wie ihnen der Staat entgegen wirken solle, 141.  
 Leben, Sorge der Policy dafür, 108.  
 Leibeigene, wie sie frey zu machen, 126.  
 Leibeigenschaft, eine Quelle der Empörung, 164. — Deren Aufhebung, 147.  
 Lehranstalten für Religionslehrer, 145.

P. 544.



## Listen der Gebornen etc.,

47.

## M.

Macht gibt Würde, 66.

Magazine, 211.

Manufacturen, wo sie  
nur gedeihen können, 196.— Was der Staat bey deren  
Stockung zu thun habe,  
240.Manufacturländer be-  
dürfen einer künstlichen  
Regierung, 213.Manufacturstaat, des-  
sen Verhältniß zur Bevöl-  
kerung, 104.Märkte, 217. *S. 583.*

Marktschau, 116.

Maschinen, ihr Nutzen,  
207. *und S. 709.*

Matrosenpressen, 130.

Medicinal - Departement, 119.

Medicinalwesen, ob es  
ohne Aufsicht zu lassen,  
119.Messen, ob sie nützlich,  
217. *S. 599.*Metallgeld, was dazu er-  
fordert werde, 220.Militärwesen, dessen Ein-  
richtung, 69.

Monopol, 132.

Moralisirung, 148. *S. 276.*Münzen, schlechte, was  
sie dem Lande für Schaden  
bringen, 220.Münzfuß, dessen Erhö-  
hung, Erniedrigung, 177.  
— Schwerer, leichter, 221.

Münzsorten, 221.

Münzgang ist der Bevöl-  
kerung nachtheilig, 85.Oeffentlicher, ob er gedul-  
det werden dürfe, 139.

## N.

Nachmünzen, Mittel ihm  
zu vorzukommen, 225.Nahrungsmittel, gefen-  
de, 116.National - Erziehung,  
147.Neugeborene, Sorge der  
Policey für sie, 119.

## P.

*S. 819.*  
Papiergeld, 222. — Was  
die Regierung in Ansehung  
desselben zu thun habe,  
223. — Wie es mit dem  
Metallgelde al pari zu er-  
halten, 224. — Wie des-  
sen Cours zu heben, 226.

Pasquill, 116.

Patente, 188.

Pest, 118.

Pöcken, 118.

Policey, Schwierigkeiten  
dieses Begriffs, 1. — Defi-  
nition, 26. — Litteratur,  
35. — Schränkt die Fi-  
nanzwissenschaft ein, 171.

Policeygesetze, 24.

Politik und Policey, 25.

Posten, 157.

Postporto, 156.

Prämien, 188.

Principien der Policey, 31.

Privat-Eigenthums-  
recht, dessen Nothwen-  
digkeit, 172. — Schränken,  
174.Privilegien, wie sie auf-  
zuheben, 124, 185. —  
Schaden den Manufacturen,  
199.

## Q.

Quarantaine - Anstäl-  
ten, 118.

R.

- Rechenkunst, politische, 43.  
 Recht, Definition, 16.  
 Rechtscatechismus in den Schulen, 262.  
 Rechtspflege, gute, ist für den Handel nützlich 216.  
 Regierung, muß ihr Reich kennen lernen, 32 u. ff. — Deren Ansehen muß erhalten werden, 57. — Wie sie hoch Achtung verschaffen könne, 58. u. ff. — Soll keine Manufacturen treiben, 203.  
 Religion, ihr Zusammenhang mit der bürgerlichen Ordnung, 142. — Ob sie der Staat von jedem Bürger fordern solle, 143. — Wie sie der Staat befördern kann, 145.  
 Religionslehrer, ihre Bildung, Befoldung, 145.  
 Religionssecten, welche von der Theilnahme an der Regierung auszu-schließen, 144.  
 Römer dulden nur eine Religion, 143. Note.  
 Rousseau behauptet das Recht der Verbannung gegen Irreligiöse, 143.

S.

- Sanitätsdepartement, 119.  
 Schanuanstalten, 207.  
 Scheidemünze, 220.  
 Schlaghartz, ob ein solcher zu nehmen, 221.  
 Schulen, 147.  
 Schutzblättern, 95. 118.  
 Slaven, wie sie frey zu machen, 126. — Als Stand betrachtet, 164.

- Spiele, nicht zu dulden, 160.  
 Spieler von Profession, 139.  
 Staat, Begriff, 10. — Darf kein Privatgewerbe treiben, 170, 184.  
 Staatsbeamte, Aufsicht der Policy auf sie, 129. — Ihre Organisation, 163.  
 Staatsgewalt, 23.  
 Staatszweck, Art ihn zu bestimmen, 3. — Formelle Bestimmung, 6, 10. — Materielle, 14. — Deren System, 19.  
 Städte, Anlagen derselben. Wie die Policy dabey mitwirken müsse, 115. — Verlangen öffentliche Bequemlichkeiten, 158. — Deren Versorgung, 210.  
 Stände, 132, 164.  
 Strafgesetze, 24. — Wie sie beschaffen seyn müssen, 262.

T.

- Tabellen, Regeln dabey, 13.  
 Taxe für Gehindelohn, 167.  
 Teleologie, politische, 19. 21.  
 Territorialcredit gebührt dem Staate, 170.  
 Theuerung, wie die Noth derselben zu vermindern, 240.  
 Transport, leichter, 218. S. 296.  
 Trunkenheit, 157.

U.

- Ueberflus an unproductiven Arbeitern schadet der Bevölkerung, 39.  
 Unabhängigkeit von andern Staaten, 214.

Unethliche Geburten, was der Staat in Ansehung ihrer zu beobachten habe, 113.

Unethliche Zeugungen haben keinen Werth, 92.

Unethlichgeborne dürfen keine öffentliche Verachtung erfahren, 133.

Universitäten, 153.

Unterricht, 147.

Wasser, gutes, ein Gegenstand der Policeyvorlage, 116.

Werhungen, gewalttame, 130.

Wohltätigkeits-Anstalten werden von Privatpersonen am besten verwaltet, 235. *S. 677.*

Wohnörter sollen gesund seyn, 115.

## V.

Vergnügungen, öffentliche, 159.

Verträge, durch solche darf niemand seine persönliche Freyheit veräußern, 128. — Wie die positiven Gesetze in Ansehung ihrer beschaffen seyn sollen, 162.

Verschwendung, 232.

Vervollkommnung, 146.

Vollkommenheit der Menschen, 18.

Volksmenge, Unterschied von Bevölkerung, 75.

Völlerey, 137.

## W.

Waldungen, ihr gemeinlicher Gebrauch, 170.

## Z.

Zählung des Volks, 44.

Zeugungstrieb. Hauptquelle der Bevölkerung, 92.

Zinsfuß, Mittel ihn zu erniedrigen, 206.

Zolllisten, 50.

Zufälle, wodurch das Leben leicht in Gefahr kommen kann. Policeymittel dagegen, 117.

Zunftgeist, dessen Schädlichkeit, 134. — Nützlichkeit, 134.

Zunftverfassung, die alte ist schädlich, 200.

Zwecke der Policey, 28.

Zweykampf, 134.





